

Josephine.

Geschichtlicher Lebensroman

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1844.



Siebenter Abschnitt.

Josephine sucht ihre Kinder zu retten. — Briefwechsel mit ihrer kleinen Hortense. — Herr von Beauharnais läßt seine Kinder zurückrufen. — Als Folge dieses Versuchs wird die Fürstin von Salm hingerichtet, und Josephine mit ihrem Gemahl werden verhaftet. — Gefängniß des Luxemburg. — Ein Tag im Luxemburg. — Irene. — Frau von Fontenay. — Tallien. — List der Frauen. —

Wir haben noch Einiges nachzuholen aus dem innern Familienleben Josephinens, ehe wir fortfahren dürfen, die Ereignisse ihrer gefahrvollen Lage zu erzählen.

Als Josephine von Beauharnais den Sturm der Revolution und die Macht der Intrigue gegen den Frieden ihres Hauses heranrücken sah, war ihr Gemahl nicht anwesend in Paris. In dieser hülflosen Lage war sie auf das höchste besorgt gewesen für ihre Kinder Hortense und Eugen.

„Wenn ich nur diese geliebten Wesen in Sicherheit wüßte", sprach sie, „so wollte ich ruhig mein Haupt unter das Fallbeil legen; aber das verdoppelt

meine Angst, daß der Schlag, der unser Haus treffen wird, auch diese armen unschuldigen Kleinen vernichten wird.

„Liebe Beauharnais", entgegnete die Freundin, gegen welche sie ihr geängstigtes Mutterherz aufgeschlossen hatte; „Sie wissen, daß ich keine Französin bin, als regierende Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, Schwester des Fürsten Salm, hat mich die Revolution in Paris überrascht. Ich habe das natürliche Recht, mit meinem Bruder dieses so schöne und so unglückliche Frankreich zu verlassen. Vertrauen Sie mir Ihre beiden liebenswürdigen Kinder an; ich werde sie sicher nach England bringen und dort guten Händen übergeben."

Josephine nahm dieses gütige Anerbieten der deutschen Fürstin mit Dank an, und da diese am folgenden Tage abreisen wollte, so übergab die zärtliche Mutter noch an demselben Abend ihre beiden Lieblinge der Obhut dieser edlen Frau und trennte sich von ihnen unter tausend Thränen.

Die Fürstin mit den beiden lieblichen Kindern der unglücklichen Vicomtesse von Beauharnais trat in Begleitung ihres Bruders die Reise an, und machte kleine Tagereisen, um die zarte Gesundheit der ihr anvertrauten Pfleglinge zu schonen. Ehe sie die Grenze erreicht hatten, rasteten sie einige Tage auf dem Schlosse St. Martin, bei St. Pol in Artois, im Schooße einer be-

freundeten Familie, wo diese edlen Flüchtlinge die herzlichste Aufnahme fanden und wo man sich beschäftigte, ihre Flucht über die Grenze vorzubereiten.

Von hier aus hatte die Fürstin an ihre Freundin Josephine geschrieben und ihr Nachricht von dem Wohlbefinden ihrer Kinder gegeben, auch einen zärtlichen Brief der kleinen Hortense an ihre Mutter beigefügt und bald hatte das liebenswürdige Kind die Glückseligkeit, nachstehende Antwort von ihr zu erhalten.

„Dein Brief, meine theure Hortense", schrieb Josephine, „hat mir viel Freude gemacht; der Schmerz, den Du darüber zeigst, von Deiner Mutter getrennt zu sein, thut mir leid. Aber, mein Kind, es ist ja doch nicht auf lange Zeit. Die Fürstin wird im Frühlinge wieder zurückkommen, und dann werde ich Dich besuchen. Ach, wie geschickt wirst Du sein, wenn Du wieder zurückkommen wirst; was wird mir die Fürstin für Gutes von meinen Kindern sagen. Ich habe nicht nöthig Dir anzuempfehlen, sie sehr zu lieben. Ich habe aus Deinem Briefe gesehen, daß Du für die Güte, die sie Dir und Deinem Bruder erweiset, sehr dankbar bist. Beweise es ihr oft, meine kleine Freundin; es ist das einzige Mittel mir zu gefallen."

„Es macht mir viel Kummer, von Dir getrennt zu sein. Ich bin immer noch nicht getröstet. Ich liebe

meine theure kleine Hortense über Alles. Umarme für mich Eugen."

„Leb' wohl mein Kind, meine Hortense, ich umarme Dich mit ganzer Seele und eben so liebe ich Dich.

Deine zärtliche Mutter

Josephine von Beauharnais."

Ihrem Gatten, der sich bei der Armee befand, hatte Josephine die Absendung ihrer Kinder mit der Fürstin gemeldet und auch die Gründe hinzugefügt, welche ihr eine solche Maßregel der Vorsicht zur Pflicht gemacht hätten. — Der Vicomte war indeß ein zu guter und vorsichtiger Patriot, um die Emigration seiner Kinder zu billigen, welchen Umstand die Schreckensmänner jener Zeit leicht ergreifen konnten, um ihn und seine Familie desto sicherer ins Verderben zu stürzen.

Er schickte eiligst einen Courrier nach St. Martin, und schrieb der Fürstin, daß er zwar mit Dank ihre große Güte anerkenne, jedoch nicht zugeben könne, daß seine Kinder aus Frankreich fortgeschafft würden. Er müsse daher bitten, sie sogleich nach Paris zurückzusenden.

Die Fürstin und ihr Bruder wollten diese ihnen anvertrauten geliebten Kleinen nicht fremden Händen übergeben. Sie übernahmen es daher, Hortense und Eugen persönlich zu ihrer Mutter zurückzuführen. — Diese

aber war bald glücklich unter den zärtlichsten Küssen ihrer Lieblinge. Allein die Freude sollte nicht lange dauern. — Die Schreckensregierung hatte von diesem Versuche, Kinder einer französischen Familie zu entführen, den Vorwand hergenommen, die edle Fürstin in den Anklagestand zu versetzen, und vom Revolutionstribunal verurtheilt verlor sie ihr schönes Haupt auf dem Schafot der Guillotine. So wurde edle Theilnahme und Freundschaft damals belohnt!

Wir wissen, daß auch die Familie Beauharnais das Loos der Verhaftung getroffen hatte, welches in jener schrecklichen Zeit in der Regel vom Todesloose begleitet war.

Im Anfange konnten beide Gatten noch mit einander und ihren Kindern, die unter der Aufsicht ihrer Gouvernante, der Bürgerin Lanoy, zurückgelassen waren, heimlich correspondiren, was später streng verhindert wurde. In jener ersten Periode ihrer Gefangenschaft war es, als Josephine mit bekümmertem Mutterherzen an ihre Tochter aus dem Gefängnisse schrieb:

„Meine theure kleine Hortense; es greift mich sehr an von Dir und meinem lieben Eugen getrennt zu sein. Du liebst mich und ich kann Dich nicht umarmen. Ich denke in jedem Augenblick an meine geliebten Kinder, die ich anbete und mit ganzer Seele umarme.

Josephine.“

In diesen Brief war ein andrer ihres Gemahls eingeschlossen.

„Meine theure kleine Hortense!" — schrieb Herr von Beauharnais aus seiner Gefangenschaft mit den wehmüthigsten Gefühlen, denn er sah sein schreckliches Geschick voraus — „Du liebst mich und ich kann Dich nicht umarmen. Denke an mich, mein Kind, denke an Deine Mutter; gieb den Personen, die Sorge für Dich tragen, Anlaß zur Zufriedenheit und sei fleißig. Damit kannst Du uns die Versicherung geben, daß Du Deine Zeit gut anwendest; wir werden dann mehr Vertrauen in Deine Versicherung setzen, daß Du uns bedauerst und uns Dein Andenken erhalten werdest."

„Lebwohl, meine kleine Freundin. Deine Mutter und ich, wir sind unglücklich darüber, daß wir Dich nicht sehen können. Die Hoffnung, Dich bald wieder liebkosen zu dürfen, erhält uns aufrecht und das Vergnügen, mit Dir zu plaudern, wird uns trösten.

Alexander Beauharnais."

Noch einmal schrieb Josephine aus dem Gefängniß an ihre geliebte Tochter — dann hörte sie nichts weiter von ihnen. Das Briefchen lautete:

„Meine theure kleine Hortense! sage der Bürgerin Lanoy — Deiner Gouvernante — daß ich Deinen Vater erst binnen drei Stunden sehen werde und daß ich

ihr alsdann schicken will, was sie gestern von mir verlangte."

„Ich bin sehr erfreuet, von Dir und meinem kleinen Eugen diesen Morgen Briefe empfangen zu haben. Sie machen mir viel Vergnügen, ich umarme Dich mit ganzer Seele und liebe Dich eben so, mein theures Kind."

„Umarme zärtlich für mich die Bürgerin Lanoy.

Josephine von Beauharnais."

Leider hatte Josephine nicht das Glück gehabt, ihren Gemahl noch einmal zu sehen. Statt der erwarteten Zusammenkunft erhielt sie nachstehenden erschütternden Brief von ihm, datirt vom 4ten Thermidor des Jahres II. der Republik:

„Nach allem Anschein einer Art von Verhör, welches man heute mit einer ziemlich großen Anzahl von Gefangenen angestellt hatte, bin ich das Opfer der schändlichen Verläumdung mehrerer Aristokraten, die sich Patrioten nennen. Die Ueberzeugung, daß dieser höllische Anschlag mir bis zum Revolutionstribunal folgen wird, läßt mir keine Hoffnung, weder Dich, meine Freundin, wieder zu sehen noch meine Kinder wieder zu umarmen. Ich will nicht von meinem Kummer reden; denn meine zärtliche Neigung für sie, die brüderliche Anhänglichkeit, welche mich mit Dir verbindet,

können Dich über das Gefühl, womit ich unter diesen Umständen das Leben verlassen muß, nicht täuschen."

„Ich trenne mich eben so ungern von meinem Vaterlande, das ich so sehr liebe und für das ich tausendmal das Leben lassen würde. Ich kann ihm nun nicht mehr dienen und werde ihm bald entrissen werden, weil man mich für einen schlechten Bürger hält. Dieser herzzerreißende Gedanke hindert mich indeß nicht, Dich zu bitten mich nie zu vergessen. Arbeite daran, daß meine Ehre wieder hergestellt werde, indem Du den Beweis führest, daß ein Leben, welches ganz dem Bestreben geweiht war, seinem Vaterlande zu dienen und die Freiheit und Gleichheit triumphiren zu lassen, in den Augen des Volks die Glaubwürdigkeit jener abscheulichen Verräther zu schwächen vermag, die selbst in die Classe der verdächtigen Personen gehören."

„Ich sterbe mit einer Seelenruhe, die jedoch mich nicht hindern soll, für meine theuersten Neigungen ein wehmüthiges Gefühl zu hegen. Ich sterbe aber auch mit dem Muthe, welcher einen freien Mann, ein reines Gewissen und einen rechtschaffnen Character bezeichnet. Ich sterbe mit den glühendsten Wünschen für das Wohl der Republik."

„Leb' wohl, meine Freundin; tröste Dich durch meine Kinder; tröste sie, indem Du sie aufklärst und ihnen lehrest, daß sie durch große Tugenden und durch

Bürgerliebe das Andenken an meine so unverdiente Todesstrafe auslöschen und dadurch meine Verdienste, meinen Rang als General der Republik, der Nationaldankbarkeit am besten empfehlen können. — Leb' wohl; Du kennst diejenigen, die ich liebe; sei ihnen Trösterin und verlängere durch Deine Sorge mein Andenken in ihrem Herzen. Leb' wohl; ich drücke Dich, so wie meine lieben Kinder zum letztenmal in diesem Leben, an mein Herz. Alexander B."

Diesen schwermüthigen Brief, der so würdige Gedanken und patriotische Gesinnungen enthielt, ließ Josephine nach Robespierre's Fall in öffentlichen Blättern abdrucken und reinigte dadurch sein Andenken von jedem Schatten von Verdacht.

Josephine war also vorbereitet auf den Tod ihres edlen Gatten und doch haben wir gesehen, wie sie dadurch überrascht und erschüttert wurde.

Doch folgen wir Josephinen in ihren traurigen Aufenthalt. Seelengröße strahlt nicht heller als im Unglück. Auf edle Gemüther übt es eine erhebende Kraft und alle bewundernswerthe Characterstärke, die Josephine später im Glück wie im Unglück entfaltete, war die Frucht dieser Tage der schwersten Leiden, die das menschliche Herz nur ertragen kann. — Josephine hatte Alles verloren, nur nicht den Lebensmuth und die Beson-

nenheit. — Gefangen und getrennt von allen Gewohnheiten des Reichthums, von allen Familienbanden und Freundeskreisen erfuhr sie nach und nach, daß ihr Gatte enthauptet, dessen Vermögen confiscirt und ihre Kinder verschwunden seien und ihr Leben hing nur noch an dem Faden des Zufalls. Jede Morgenstunde konnte sie aus diesem traurigen Dasein abrufen.

Wahrlich keine geringe Prüfung für eine gefühlvolle Frau und dennoch sah sie sich von so viel Leiden umgeben, daß sich der Eindruck des eigenen dadurch schwächen mußte. Ihre Characterstärke gab ihr die Kraft, ihren Schmerz zu besiegen und in den Ton einzustimmen, der hier der herrschende war. Schildern wir einige Tage aus ihrem merkwürdigen Gefängnißleben.

Der Palast Luxemburg in der Vorstadt St. Germain, jenseit der Seine, war von der Königin Wittwe Marie von Medicis im Jahre 1613 erbaut. Sie hatte das Grundstück mit einem alten Schlosse von einem Herzoge von Epinai-Luxemburg für 90,000 Livres erkauft und durch den berühmtesten Baumeister ihrer Zeit, Jacques Debrosses, nach den Motiven des Palastes Pitti, den sie einst in ihrer Vaterstadt Florenz bewundert hatte, einrichten lassen. Die Königin selbst eingeweiht in die schönen Künste Italiens hatte den Künstlern, die an der Ausschmückung dieses Palastes arbei-

teten, die schönsten Ideen angegeben. Sie war es wenigstens bestimmt nicht, die ihnen diese vielen Scheidewände und diese zahllosen höckerförmigen Ornamente angegeben hat, die sich sogar bis an die Pfeiler der Colonnade von Luxemburg hin verirrt haben und deren Mißbrauch dem Gebäude eine männliche Physiognomie zu geben scheint, während sie dem Fronton dieses Palastes eine unbeschreibliche Schwerfälligkeit verleiht. — Das Luxemburg wurde umgeben mit jenen Parterrs, symmetrischen Alleen und in Figuren verschnittenen Taxushecken, welche der Natur Zwang anthaten, ohne die Kunst zu fördern.

In der Nähe des Luxemburg wurde der prachtvolle Palast der Thermen errichtet, deren Colonnaden — welche mehr als einmal den Scepter der Welt aufgenommen haben, — durch den Zahn der Zeit ihrer Bekleidung und ihrer Ornamente beraubt sind. Am Horizont sah man früher noch die verfallenen Bögen des Aquäduct, der einst das Wasser zu diesen Bädern der Könige viele Meilen weit herbeigeführt hatte. — Indeß dieser Schmuck der Landschaft verschwand unter der Hacke und dem Spaten der Militairs, die bald diese Einöde mit Waffengeräusch erfüllten.

In der Nähe des Palastes Luxemburg, das die Königin, Wittwe Heinrichs IV., bewohnte, baute der Cardinal Richelieu das kleine Luxemburg, jenes Hôtel, des-

sen Bauart das Gepräge trug von den Orden, welche die Bauleute empfangen hatten, schnell und leicht zu bauen. Durch eine gemeinschaftliche Kapelle wurde zwischen beiden Schlössern eine Verbindung im Innern hergestellt, so daß der galante Cardinal die hohe Dame zu jeder Stunde am Tage und des Nachts unbemerkt besuchen konnte, ohne die Dehors zu verletzen.

Doch wir wollen nicht die Geschichte jenes Palastes durch alle Jahrhunderte verfolgen. Das Motiv der Erbauung beider Luxemburg war Liebe — denn die Königin Wittwe erbaute das große Luxemburg, um ihr geheimes Verhältniß mit dem Marschall d'Ancre desto ungestörter fortsetzen zu können — und Liebe fand dort ihr Asyl unter jedem folgenden Besitzer.

Die Steine schweigen, aber Memoiren haben geredet. Doch wir fühlen uns nicht berufen, die Chronique scandaleuse dieses berüchtigten Palastes zu geben, indem wir einen Blick darauf werfen in der Periode seiner traurigsten Bestimmung.

In dieser unglücklichen Schreckenszeit, in welcher — wie Horaz sagt, der Blitz vorzugsweise in die höchsten Berge und Bäume einschlug, war der Palast Luxemburg ein Gefängniß geworden. — Man hatte dort lange Zeit die Garden, voll Hingebung und Ehrerbietung für die Erhaltung der irdischen Größe, wachen gesehen, jetzt sah man dort eine Kette von Bajonetten

ihre Erniedrigung bewachen. Im Namen der Freiheit wachten sie für die Beraubung der Freiheit. —

Wenn vor der langen Façade dieses Palastes, unter diesen Fenstern, deren Anblick schon entsetzlich geworden war, durch die Eisengitter oder durch die Korbgeflechte, die selbst den freien Blick gefangen nahmen, ein Schildwacht der Nationalgarde mit seiner städtischen Waffe im Arm, auf und nieder ging, so hörte er, durch die Stille der Nacht das Wehklagen einer Gefangenschaft, deren Ziel kein andres war, als das Schafot. — Dort beklagt einer den Verlust von Reichthum und Glück, nebst dem Gewebe von Genuß, den sie uns verschaffen — dort weinte ein Vater nicht über seinen eignen Tod, der nur den Schmerz eines Augenblicks gewährt, als über die lange Kette von Elend, die seine Gattin und Kinder treffen wird. — Weiter hin empfängt ein Gefangener, dem morgen die Todesglocke lauten wird, das letzte Lebewohl von seiner Familie; man hört ein Schluchzen von einzelnen Schmerzlauten untermischt. — Am Ende der Promenade des Wachtpostens, hört der durch so viel Leidensscenen schon erwachte Nationalgardist die melancholischen Harfentöne einer schönen Braut, welche morgen der Bote des Gerichts abfordern wird aus einem Leben, das ihr vor kurzem noch so viel Hoffnungen auf Glückseligkeit dargeboten hatte. — Dieser ehrliche Bürgersoldat ist selbst Gatte und Vater .... er bleibt

stehen — seine Kniee wanken, seine Brust will zersprin- gen vor Mitgefühl und kaum abgelöset von der Wache, wird er commandirt auf Morgen, der Execution aller je- ner Unglücklichen beizuwohnen.

Indeß glaube man nicht, daß vor den Thoren des Luxemburg jenes hundertarmige Paris zurückgelassen sei, das mit jeder Hand begierig nach Vergnügen hascht, oder auch das Loos des Elendes zieht — jenes Paris, so traurig und heiter, so düster und lachend, so erschöpft und so beweglich; so sorglos und so betrübt, wie man oft Alles in einem einzigen Hause dieser ungeheuren Stadt vereinigt findet — — dieses Paris bleibt nicht draußen vor der Pforte eines Kerkers wie Dante de- nen ankündigt, welche die Pforten der Hölle beschreiten:

„Ihr, die eintreten hier, laßt jede Hoffnung draußen!“

Horch! — man hört neben dem Schrei der Ver- zweiflung die Gesänge von Trinkgelagen und das An- klingen der Gläser! — jenen Ausbruch der Lebenslust, welche die unauslöschliche Eigenschaft so vieler französi- scher Charactère bildet. — Wenn am andern Mor- gen der Tod diese Gefangenen aus dem Kreise ihrer lustigen Freunde entführt — nun wohl! — so haben sie doch wenigstens für ihr Geld noch einen köstlichen Tag gehabt.

Auf dem Flügel des Luxemburg, wo man die ge- fangenen Frauen, meistens vom höchsten Range der Ge-

sellschaft vereinigt hatte, herrschte nicht diese rohe Lustigkeit; aber das Element des Salonlebens war Allen so tief eingeprägt, daß sie auch hier unter den Entbehrungen einer Gefangenschaft ohne Hoffnung nicht davon ablassen konnten.

Im Innern des abgesperrten Raums dieses Flügels herrschte ziemlich viel Freiheit. Die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, so wie die Munizipalbeamten hatten mehr zu thun als sich um die innere Organisation dieser Frauengefängnisse zu bekümmern. Die Aufsicht darüber war lediglich dem Pere Mahien aufgetragen, der mit ächt französischer Höflichkeit strenges Regiment hielt, aber, ob wohl er seinen Vortheil zu machen verstand, doch von unbestechlicher Rechtlichkeit und Pflichttreue war.

Eine lange Reihe Zimmer voll alterthümlicher Pracht, verwittert durch die Zeit und zerstört durch die Soldaten, die hier lange Quartier gehabt hatten, war den gefangenen Bürgerinnen nach Belieben zur Wohnung überlassen. Die innern Verbindungsthüren waren zugenagelt; die Fenster mit Korbgeflecht vergittert; die Scheiben derselben zum Theil zerbrochen; die seidnen Tapeten und vergoldeten Stuckaturen hingen in Fetzen herab von den feuchten Mauern; die alterthümlichen, reichgeschnitzten Meubeln sah man nur noch zerbrochen

oder von Würmern zernagt, die Trümeaux an den Wänden zerschlagen und nur hier und da stand noch ein altes seidnes Gardinenbett mit Betten und Decken, die vor Modergeruch nicht schlafen ließen — übrigens gab es nur für diese verwöhnten Damen harte Casernenmatratzen und grobe härene Decken ohne Leinenzeug, die schon manchen Soldaten oder im Lazareth verstorbenen Fieberkranken als Lager gedient hatten. — Das war die Ausstattung dieser unvermeidlichen Wohnungen für Herzoginnen und Marquisinnen, die dort keine Hoffnung hatten, als auf Erlösung durch den Tod — keine Freude, als der Guillotine noch um einen Tag vielleicht entgangen zu sein. Jede neue Gefangene, deren täglich neue Transporte ankamen, mochte sehen, wie sie sich unterbrachte. — Alle Zimmer waren freilich überfüllt von diesen unglücklichen Bewohnerinnen; indeß an jedem Morgen forderte die Guillotine ihr Contingent so zahlreich ab, daß es den Ueberlebenden in diesem Asyl der letzten Thräne selten an Platz gebrach. — Die Thüren nach dem Corridor hinaus waren nicht verschlossen und die Gefangenen hatten die traurige Freiheit, dort auf und nieder wandeln und Bekanntschaft machen zu dürfen, oder mit schmerzlicher Ueberraschung Freundinnen oder frühere Bekannte wieder zu finden, die man längst jenseit der Grenze in Sicherheit glaubte. —

Es gab keine andre Bewachung als an beiden Seiten

des Corridors ein Commando Nationalgarde, das von Zeit zu Zeit die Runde machte; keine andre Beköstigung, als was die ihres Vermögens beraubten Gefangenen sich selbst ankaufen ließen, oder was ihre Familie oder mitleidige Personen ihnen schickten — und doch fehlte es selbst denen, die Alles verloren hatten, deren ganze Familien schon unter der Guillotine gefallen waren, nicht an Unterstützung durch ihre Mitgefangenen; denn gleiches Unglück erweckt gleiche Sympathien. Bedienung hatten diese so verwöhnten Frauen gar nicht und an einen Wechsel der Kleidung war eben so wenig zu denken. Josephine trug noch immer das hellblaue seidne Gewand, das sie im Augenblick ihrer Verhaftung getragen hatte, als sie noch um Mitternacht, unentkleidet am Bette ihres kranken kleinen Eugen sitzend, von den Munizipalbeamten überrascht nicht daran dachte, noch eine Veränderung ihrer Toilette vorzunehmen. Wenn irgend etwas sie über den zerrütteten Zustand dieses Kleides trösten konnte, so war es der Umstand, daß man fast überall nur noch Ueberreste einer einst glänzenden Toilette bei diesen gefangenen Damen sah. —

Doch nun zu der Geschichte eines Tages in Josephinens Gefängnißleben, welche ein lebendigeres Genre-Bild davon geben möchte, als alle ins Allgemeine gehende Schilderungen.

Kaum dämmerte der Morgen, so weckte dröhnender Trommelschlag auf dem Corridor die Unglücklichen aus ihrem vielleicht süßesten Schlummer, worin sie die entsetzliche Gegenwart vergaßen, oft unter süßen Träumen aus ihrer schönen Vergangenheit. — So erging es auch Josephinen, sie fuhr empor, aufgeschreckt aus dem süßen Wahn, den ihr der Traumgott vorgegaukelt hatte, daß sie sich noch im Kreise ihrer Lieben befinde. — Auch ihre Schlafgenossin schreckte auf und fragte: „Um des Himmels willen, was ist das? — will man uns zur Guillotine abholen?" —

„Nein, noch nicht," antwortete Josephine; „es ist die Reveille, die uns mahnt, unsre Toilette zu machen, damit wir später nicht fehlen beim Appell des Todes." —

„Ha, der Tod ist süß gegen diese wahnsinnige Vergötterung, die mir gestern zu Theil wurde." —

„Erzählen Sie, arme Irene," sprach Josephine, indem sie sich vom Lager erhob, „wer kann wissen, ob man Ihnen Zeit lassen wird zu spätern Mittheilungen, oder mir, sie später anzuhören."

Und Irene erzählte, während Beide ihre einfache Toilette vollendeten und ein Frühstück aus Brod und Thee einnahmen, die uns schon bekannten Scenen ihrer Vergötterung als Repräsentantin der Tugend, und verschwieg auch nicht Robespierre's Angriffe auf die ihrige, seine Wuth und ihre Abführung zum Kerker. Schon

am Abend zuvor hatte sie ihre wunderbare Errettung aus dem unterirdischen Kerker des Klosters erzählt, und des Wiedersehens ihres geliebten François erwähnt; heute fügte sie noch hinzu, daß dieser ihr Hoffnung auf Rettung gemacht habe."

„Ha," rief Josephine, „meine Ahnung scheint sich zu bestätigen, das Ungeheuer hat eine Parthei gegen sich, die im Geheim ihn zu stürzen bemüht ist; ohne diese wäre es nicht möglich zu hoffen für die Taube, die sich schon unter des Geiers Krallen befindet!" —

In diesem Augenblick ertönte die Trommel auf dem Corridor aufs Neue — Josephine wurde bleich — ehe aber ihre Unglücksgefährtin sie fragen konnte nach der Bedeutung dieser schaurigen Wirbeltöne, wurde die Thür aufgerissen, und eine heiser geschriene Baßstimme rief herein, indem er französische Artigkeit mit dem Befehlshaberton zu verbinden suchte: „Bürgerinnen, wenn's beliebt, zum Appell!"

„Gott, wem wirds gelten?" — rief Josephine, und erhob sich, um mit Irene dem schrecklichen Ruf zu folgen.

Beide gingen darauf Hand in Hand auf den Corridor hinaus, wo sich bald in langen Reihen die unglücklichen Frauen und Jungfrauen aufstellten, die aus allen Thüren der Gefangenzimmer hervorkamen. Es waren viele dabei, jung und schön und alle hochgebildet,

denen das Leiden eine rührende Blässe ihrer feinen Züge gegeben hatte. Josephine sprach mit Mehreren, und wo sie sich blicken ließ, begegnete ihr ein wehmüthiges Lächeln. Für jede hatte sie indeß eine zuvorkommende Artigkeit oder eine Aeußerung der Theilnahme, und merkwürdig war es, daß man die nahenden Schrecken des Todes dadurch unwirksam zu machen suchte, daß von allen andren Dingen die Rede war, als vom nächsten Augenblick, den Jede mit Herzklopfen erwartete.

„Ah, Mademoiselle Clarisse", redete Frau von Beauharnais ein schönes Kind von sechzehn Jahren an, „welche glanzvolle Toilette haben Sie gemacht; Sie beschämen uns Alle durch die Frische dieser Robe von Rosa-Atlas, — und dieser Schleier von Linon, dieser ächt orientalische Shawl, in der That, es fehlt nur noch der Kranz im Haar, und man würde meinen, eine glückliche Braut vor sich zu sehen." —

„Man würde sich nicht irren," entgegnete das schöne junge Mädchen in einem Ton der Resignation, der den ungeheuern Schmerz nicht ahnen ließ, der darunter verborgen lag; „es war der Moment, als ich dieses mein Brautkleid anprobirte, und mich meinem geliebten Verlobten gegenüber stellte — eben war meine Mutter beschäftigt, mir den Brautkranz um das Haar zu winden — als ein Munizipalbeamter mit Wache eintrat, um uns im Namen jenes schrecklichen Wohlfahrtsausschusses

die Verhaftung anzukündigen. — Man ließ mir nicht Zeit, meinen Brautschmuck zu vollenden oder abzulegen. Von meiner Mutter getrennt las ich gestern Abend im Moniteur, daß mein Vater, meine Mutter, mein Bräutigam gestern früh auf dem Revolutionsplatz enthauptet seien; heute erwarte ich für mich dieselbe Erlösung. — Zu diesem Zweck habe ich mich als Braut geschmückt. — Beim Himmel, ich will lieber die Braut des Todes sein, als dieses Robespierre, der um meine Hand geworben hatte und sich nun durch Vernichtung einer ganzen Familie für den Korb rächt, den ich ihm voll Abscheu gegeben habe."

Wir sind alle Bräute des Genius mit der umgekehrten Fackel," entgegnete Josephine lächelnd; „wohl der Braut, die geschmückt mit ihm vor den rothen Altar treten darf. Uns wird es nicht so gut. Sehen Sie hier, Liebe, unsre Toilette, wie verwittert sie aussieht, das macht, wir haben schon länger aushalten müssen im Sturm und Regen dieser Revolution; Gott gebe uns baldige Erlösung!" —

„Und Sie, liebe Marquise," damit wendete sie sich an eine ältliche Dame, deren früheres Embonpoint sich in mancherlei Falten verwandelt hatte, „wie geht es Ihnen?" —

„Miserabel, meine gute Beauharnais, mir fehlt der Puder, das Rouge, der Spiegel, die Kammerfrau

und andere Dinge, ohne welche eine Frau von Stande nicht leben kann."

„Sollten wir den heutigen Appell überleben, meine theure Marquise, so wird ein Diamant weniger in diesem Ringe Ihnen diese Nothwendigkeiten verschaffen, mit Ausnahme der Kammerfrau, deren Stelle ersetzen zu dürfen ich mit Vergnügen um Ihre gütige Erlaubniß bitten werde. — Wir flicken dann zusammen Ihr seladongrünes seidnes Kleid, an dem, wenn Sie entschuldigen wollen, einige Defecte zu bemerken sind, und heute Abend hoffe ich Sie in meiner Soirée en grande parure zu sehen." —

„Sie sind zum Entzücken liebenswürdig, gute Vicomtesse! Ich werde den Himmel bitten, daß er uns Beiden noch bis morgen Frist gebe, die agrémens der guten Gesellschaft zu genießen."

„Ah sieh da, Frau von Fontenay!" rief Josephine, indem sie einer wunderschönen jungen Frau in die ausgebreiteten Arme sank. „Welche Freude, welcher Schmerz, die berühmte schöne Cabarrus hier zu sehen, die in Madrid allen den stolzen Granden das Herz verbrannte und das Gehirn verrückte. Wie ist es möglich, daß man so hartherzig sein konnte, eine Cleopatra, der es nur ein Lächeln gekostet haben würde und die Ungeheuer der Revolution würden sich zu ihren Füßen

gewunden haben, hierher zu schicken, in diese Antichambre des Todes." —

„Was sagen Sie, liebe Vicomtesse, es hätte mir nur ein Wort gekostet und die Freiheit mit 300,000 Fr. und ein Paß nach Spanien würde die Nationalbelohnung gewesen sein, für eine kleine Gefälligkeit, wie sie jetzt an der Tagesordnung ist, die wir andern Leute aber vom ancien régime gewohnt sind, mit dem rechten Namen: Verrath, Schändlichkeit, Mord zu nennen." —

„Ich erstaune!" —

„Still davon hier, später das Nähere unter vier Augen, wenn wir es erleben. Wo wohnen Sie, liebe Beauharnais?" —

„Hier im grünen Cabinet der schönen Maria von Medicis."

„Ha, wo mir einst der Graf von Artois die allerliebsten Flatterien sagte; ich war damals noch sehr jung, und unerfahren, und dann erröthet man leicht über die feinen Equivoquen, die damals zum guten Ton gehörten. — O! wie lachte der Prinz über die Verlegenheiten der kleinen Novize, die kaum erst wie durch einen Zauberschlag aus der Klosterpension an den üppigen Hof versetzt war?" —

„Sie werden mich also besuchen?" —

„Sobald wir erfahren, daß wir heute noch leben werden. — Horch, welches Geräusch?" unterbrach sie sich selbst.

„Wir andren sind es schon gewohnt," entgegnete Josephine, „es sind die Karren, welche die Verurtheilten abholen werden." —

„Gott, wen wird's treffen!" —

Es war jenes markerschütternde Klirren und Knarren, das aus dem von hohen Gebäuden umschlossenen innern Hofe des alten Palastes der Liebe und Galanterie mit verstärkter Resonanz heraufdröhnte, das jetzt wie der Hauch eines tropischen Fiebers Todtenstille und Leichenblässe über alle diese feinen Gesichtszüge gelegt hatte. — Doch nur der erste Moment der herannahenden Todeskarren hatte diese verstimmende Macht des Schreckens erzeugt; bald regten sich wieder andere Interessen, es waren die der Neugier, die in diesem Frauenkreise mächtig genug war, um selbst die Todesfurcht des entscheidenden Moments zu überwinden.

Ein Trommelschlag am einen Ende des Corridors schütterte die Schreckhaften noch einmal zusammen, dann ertönte der Ruf: zur Ordnung und wie Marmorbilder, so standen die edelsten Frauen und Jungfrauen an der langen Wand des Corridors aufgereihet. — Doch waren ihre Augen nach dem Haupteingange gerichtet. Dort verrieth eine Bewegung das Herannahen bedeutender Personen. Bald erschienen drei Männer, welche dreifarbige Schärpen, blau, roth und weiß, von der rechten Schulter über die linke Hüfte en bandoulière geschlungen und

handgroße Cokarden an den Hüten trugen. — Das war die Deputation des Wohlfahrtsausschusses im Convent, die den Auftrag hatten, die Verurtheilten nach dem Revolutionsplatz zu führen, wo an der Stelle der zerstörten Bastille das Blutgerüst mit dem Fallbeil aufgerichtet war, um die Opfer Robespierre's und seiner Genossen zu empfangen.

Jetzt traten die Abgeordneten, von Nationalgardisten und Schließern umgeben, in die Mitte der langen Linie bleicher Frauen, und eine hohe magere Gestalt erhob die Stimme und sprach: „Im Namen der einigen und untheilbaren Republik und des Nationalconvents, Bürgerinnen, vernehmt: folgende Aristokratinnen sind zum Tode verurtheilt und werden sogleich abgeführt werden, um ihre Strafe zu empfangen."

Und nun begann er zu lesen mit einer schrecklichen Kälte auf den bleichgelben Zügen, und der erste Name war: „Clarisse von C * * *", jene schöne geschmückte Braut, die der Zufall, oder vielleicht ein unbewußter Zug von Sympathie an Josephinens Seite geführt hatte.

„Unglückliche!" — sprach diese leise — —

„Glückliche!" flüsterte die Verurtheilte zurück mit einem himmlischen Lächeln, in welchem sich eine schwärmerische Begeisterung aussprach; „Glückliche, die bald mit ihrem Geliebten und ihren Eltern vereinigt wer-

den wird!" — Und damit umarmte sie Josephine, und trat auf die Seite gegenüber, wo sich der Zug der Verurtheilten ordnen sollte.

Die Zweite war jene Marquise, die, indem sie Josephinen umarmte, nichts bedauerte, als daß sie in so derangirter Toilette, ohne Rouge und ohne Puder sich den Blicken des Publikums Preis geben müsse.

Endlich war die verhängnißvolle Liste beendigt; die Adieus der Scheidenden, die stampfenden Gewehrkolben, das Klirren der Waffen, das Commando der Befehlshaber, das Rasseln der abfahrenden Todeskarren, die Ablösung der Wachen und der Appell der noch Zurückgebliebenen durch den Commissair des Gefängnisses — bei welchem Josephinens Name der einzige war, der nicht aufgerufen wurde; denn längst war er von der Liste der Lebenden gestrichen: das Alles gab noch eine Spannung, die jede Aeußerung von Gefühl und der Theilnahme im Innern der Seele zurückhielt. Erst nachdem der Todes-Appell und der der Lebenden völlig beendet war, und die gefangenen Damen wieder sich selbst überlassen waren, brach das Gefühl der Glückseligkeit aus über den einen Tag des Lebens, den ihnen das Geschick wieder für heute geschenkt hatte. — Man umarmte und beglückwünschte einander, und vergoß auch wohl einige Thränen; aber schon nach fünf Minuten fragte man hier und dort: „Aber wie werden wir den heutigen Tag hinbringen?" —

„Wer wird Soirée geben?“ — „Wo werden wir Piquenique haben?“ — „Wird man tanzen nach dem Spiel der Herzogin von M*** auf dem zerschlagenen Pantalon der Königin Antoinette?“ — „Ah, es fehlt uns an Chapeaux“ — „die machen wir selbst, Eine um die Andere!“ — „Charmant, und statt des Thees werden wir kalte Schale haben von Brod und Wasser bei der Gräfin von Ch***.“ „Man muß sich in die Umstände fügen!“

Die Conversation wurde übrigens bei dieser Morgenpromenade auf dem Corridor immer lebhafter. Man erinnerte sich an alte Zeiten — was konnte man besseres thun? — Anecdoten vom Hofe und pikante Züge aus der Chronique scandaleuse kamen aufs Tapet; man lachte viel und plauderte noch mehr. Einige Damen holten ihren Wasserkrug, und indem sie daraus tranken und ihre Promenade machten, behaupteten sie, daß ihnen die Brunnenkur und die von Maitre Mathieu verordnete knappe Diät trefflich bekomme.

Indeß hatte Josephine ihre Freundin, Frau von Fontenay, mit in ihr Zimmer geführt. Irene befand sich schon dort in Gedanken der tiefsten Schwermuth versunken. Josephine munterte sie auf, und stellte die beiden Damen einander vor, indem sie der schönen Cabarrus, wie sie die Fontenay immer noch am liebsten nannte,

die Geschichte des unglücklichen Mädchens erzählte. — Sie schloß mit den Worten: „Die arme Irene hat ihre Welt im Innern, und ich wette, wir können alle Dinge außer derselben besprechen, und sie wird uns nicht hören. Jedenfalls haben wir ein unvorsichtiges Ausplaudern von ihr nicht zu besorgen."

„Nun so hören Sie, liebe Beauharnais," entgegnete die Fontenay mit gedämpfter Stimme, indem sie sich mit ihrer Freundin, in Ermangelung andrer Sitzplätze auf den Rand des Bettes niederließ. „Sie wissen, daß mein Vater Graf Cabarrus, ein geborner Franzose seit lange schon in spanische Dienste getreten war, und im Jahre 1797 als bevollmächtigter Minister seiner allerchristlichsten Majestät mit der französischen Republik den Frieden unterhandelt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte ich ihn begleitet, wurde in Paris bekannt, und heirathete bald darauf den guten Herrn von Fontenay, einen liebenswürdigen alten Herrn, dessen Hauptverdienst in ungeheuren Reichthümern bestand, die er bis dahin durch kluge Zurückgezogenheit, selbst unter den Stürmen der Revolution zu erhalten gewußt hatte. Bei dieser Gelegenheit sah mich Robespierre, und erwies mir einige entsetzliche Artigkeiten. — Kennen sie diesen Robespierre, der wie der Tiger ein schönes Kleid trug, und nur in den blassen, verzerrten, krampfhaft zuckenden Gesichtszügen die greuliche Katzennatur verrieth. — Nichts kann sei-

ner und eleganter sein, als seine Toilette. Stets gleich und einfarbig gekleidet, mit der äußersten Sorgfalt frisirt und gepudert, von den kostbarsten Essenzen und den wohlriechendsten Pomaden duftend, sah man ihn stolz auf eine goldgestickte Weste von Rosa-Atlas und auf die feinsten Spitzen-Jabots und Manschetten herabblicken, indem er stets, selbst im Winter, einen Rosenstrauß in der Hand trug. Dieser Mensch, ausstaffirt wie der erste Stutzer, schien in die elegantesten Salons von Paris hinein zu passen, und doch wohnte er bei einem Tischler. Sein Logis war weder groß, noch modern meublirt, und paßte nur schlecht zu dem Luxus seiner Toilette. Dennoch empfing er in dieser fast armseligen Behausung Alles, was Frankreich nächst ihm selbst Mächtiges und Furchtbares besaß. Er nahm Gesellschaften an, arrangirte Diners, man plauderte bei ihm, man that heiter zum Sterben vor Lachen, während durch ein hingeworfenes Wort über diese oder jene Unglückliche das Todesloos verhängt wurde. — Auch Tallien, diesen einflußreichen Deputirten hatte ich kennen gelernt. Er ist bekanntlich ein schöner Mann von einnehmendem Wesen, ein wahrer Antinous. — Ich gestehe, alle Republikaner zu hassen, aber Tallien erschien mir, wie einer der edelsten Römer aus der erhabensten Periode der Republik. Tallien ist voll Energie und Milde, wie zum Herrschen geboren, dabei klug, besonnen und doch nicht

ohne jene Herzenswärme und Innigkeit, jenes zutrauliche Wesen, bei vorsichtiger Zurückhaltung, jener Feinheit der Sitte mit Adel der Gesinnung verbunden, also mit allen jenen Eigenschaften begabt, die das Herz der Frauen so unwiderstehlich anzieht."

„Dieser Tallien?" — rief Josephine voll Erstaunen — „Jean Lambert Tallien, der Sohn eines Thürhüters bei dem Marquis von Bercy, von dem reden Sie in solchen schwärmerischen Ausdrücken?" —

„Von demselben. Sie sollten aber selbst schon die Erfahrung gemacht haben, liebe Beauharnais, daß wir in einer demokratischen Zeit leben, wo das Recht von Gottes Gnaden, das einer hohen Geburt nichts mehr werth ist, als den Weg zum Schafot zu bahnen, in einer Zeit, in welcher es gerade als Verdienst gilt, aus der Hefe des Volks entsprossen und sich zu den höchsten Würden der Republik emporgeschwungen zu haben. Tallien ist übrigens ein Mann von ausgezeichneter Bildung. Der Marquis von Bercy hatte den talentvollen Knaben lieb gewonnen, und auf das sorgfältigste erziehen lassen. Er wurde nach und nach Haushofmeister des Marquis, Clerk bei einem Procurator, Employé im Bureau des Handels und der Finanzen, Copist eines Deputirten während der constituirenden Versammlungen und endlich Factor in der Redaction des Moniteurs. Nun aber wollte er für eigne Rechnung arbeiten, und

gab ein Journal heraus: L'Ami des citoyens, welches indeß kein großes Glück machte; doch bahnte es ihm den Weg dazu, Generalsecretair der Commune zu werden, und in dieser Eigenschaft, so wie später zum Abgeordneten des Seine- und Oisedepartements erwählt, wurde er häufig zu den wichtigsten Sendungen gebraucht, und spielte eine bedeutende politische Rolle."

„Eine entsetzliche," rief Josephine aus, die nur mit Mühe von ihrer für Tallien begeisterten Freundin sich dessen ihr schon bekannte Lebensgeschichte, ohne näheres Eingehen auf seine Handlungen als enragirter Revolutionär, bis dahin hatte erzählen lassen, und mit Wärme und Abscheu fuhr sie fort: „Zwar gestehe ich selbst, Tallien ist einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich je gesehen habe; seine Schönheit, sein nobles, einschmeichelndes Wesen ist allen Frauen, die ihm nahe kommen, selbst den erfahrensten gefährlich, und gern will ich glauben, daß er auch Ihnen, liebe Fontenay ein wenig das Herz entflammt haben mag; indeß als Mensch und Bürger ist er denn doch bei Gott immer fürchterlich gewesen; oder hat er Milde und Barmherzigkeit gekannt, als er nach Lafayette's Flucht zu den Greuelthaten des Septembers 1792 so wesentlich beigetragen, als die Bürger, welche den, unter dem Herzog von Braunschweig mit seinen in die Champagne eingerückten Deutschen aufs höchste fanatisirt, entgegenzogen, im Wahn, die Republik sei

verrathen, gegen 4000 gefangen gehaltene Royalisten und unbeeidigte Priester hinwürgten, läßt es sich entschuldigen, daß er es sogar versuchte, diese Schandthat vor der ehrwürdigen Versammlung des gesetzgebenden Körpers zu rechtfertigen? — Brandmarkt es ihn nicht ewig im Buche der Geschichte, daß er als Abgeordneter im Convent häufig den Rednerstuhl bestieg, um den Prozeß des unglücklichen Königs zu beschleunigen? war er nicht einer der Ersten, die für dessen Tod gestimmt hatten, und hat er nicht auf dem verschiedenen Sendungen die blutigsten revolutionären Maßregeln unterstützt? war nicht vor kurzem noch, wie man vernimmt, Bordeaux der Schauplatz seiner Wuth und Blutgier?" —

„Blutgier, — nein," unterbrach sie Frau von Fontenay. „Leider muß ich die Thatsachen zugestehen, doch erwäge die Zeit und ihre Gesinnungen. Sie hat wohlwollende, besonnene Männer hingerissen, daß sie hunderte aufs Schafot lieferten, im Wahn ihre Pflicht zu thun; um wie viel leichter diesen stets aufgeregten, überspannten energischen Mann, der mit dem besten Herzen begabt, sich selbst Gewalt anthun mußte, um dem bedrohten Vaterlande, wie er wähnte, diese schrecklichen Hecatomben zu bringen. Ich aber glaube das Verdienst gehabt zu haben, ihn von diesem Wahnsinn zu heilen, und Ihnen, geliebte Freundin, darf ich es wohl gestehen, daß es die Liebe dieses Mannes war, die erwachende Liebe zu mir, welche

bald seine große Seele in Besitz nahm, die die natürliche Milde seines Herzens zum Bewußtsein brachte, und sie zur Richtschnur seiner Handlungen machte. Ja, ich habe das frohe Bewußtsein, daß ich durch diese Liebe Tausenden das Leben gerettet habe, die schon auf den Proscriptionslisten standen. Lassen Sie sich die Geschichte dieses Verhältnisses erzählen, und sie werden zugestehen müssen, daß meine Charakterschilderung von Tallien unbedingt der Wahrheit entspricht."

Und nun erzählte die schöne Fontenay:

Als ich das erstemal mit Tallien persönlich bekannt wurde, war es während des Besuchs meines Gatten in Paris, im Salon des Bürgergeneral Barras, den man fast noch als das einzige Asyl der höhern Bildung betrachtete, so viel davon noch nicht im republikanischen Cynismus oder auf der Guillotine untergegangen war. Es befanden sich dort aber auch jene Löwen der Revolution, die man lieber Tiger nennen möchte, die eben ihren Schmuz, ihre vernachlässigte Kleidung, womit sie kokettirten, oder jene in das Unglaubliche steigenden Lächerlichkeiten der, von der altfranzösischen Tracht sich emanzipirenden Mode zur Schau trugen, die ihnen den Namen des „Incroyable" erworben hatten. Mein Gespräch mit Tallien wurde in diesem Kreise geführt, und war durch das gegenseitige Interesse am Austausch der Ideen so anziehend und fast ausschließlich geworden; aber

kein Wort der Galanterie entweihten seine edlen Lippen, keine Erklärung ließ mich die Gegenseitigkeit der Gefühle hoffen, die ich für ihn hegte; aber in seinen schönen dunklen Augen glänzte ein ungewöhnliches Feuer, eine Wärme, eine erwachende Liebe, die mir durch das Innerste der Seele drang. — Mein Gemahl hüstelte, und war immer kränklich; mein Wohlwollen und Mitleid mit seinem Zustande hatte ihn daran gewöhnt, daß ich mit ihm die Gesellschaft verließ, wenn er erklärte, daß er nach Hause zu fahren wünschte. Zum erstenmal riß mich sein hüstelnd und im mahnenden Tone gesprochenes Wort: „Liebe! der Wagen ist vorgefahren", aus einer Unterhaltung, von der es mir schwer wurde, mich zu trennen. Aufstehend, indem er mir den Shawl umhing, verneigte ich mich gegen Tallien und sprach: „Bürger, ich bin Ihnen sehr verbunden für die anziehende Belehrung über Gegenstände, worüber jede Bürgerin der Republik unterrichtet sein sollte. Diese Unterhaltung wird mir unvergeßlich bleiben; ich bedauere sie, nicht öfter genießen zu können, denn morgen werden wir Paris verlassen."

„Morgen schon?" rief er, und verfärbte sich bemerkbar.

„Unwiderruflich, mein Gemahl fürchtet die hiesige Luft, die, wie er meint, schwachen Constitutionen so gefährlich ist." —

„Ei, schwachen Constitutionen gefährlich!" sprach

hinter mir eine gedämpfte Stimme; „das ist bedenklich, eine Anspielung auf die Constitution der großen untheilbaren Republik.“ —

Es war ein Lion der Revolution, einer jener Incroyables der emanzipirten Mode jener Zeit, die das magere abgelebte Gesicht mit herabgekämmten Locken eingehüllt hatten, einen hellblauen Frack, paillegelbe Beinkleider, Schuhe und gestreifte Strümpfe trugen. Diese abschreckende Figur, die ich nur mit einem halben Seitenblick bemerkt hatte, entfernte sich mit einem unverständlichen Murmeln zwischen den Zähnen, nachdem er Herrn von Fontenay mit einem boshaften Lächeln lorgnettirt hatte.

„Unglückliche, was haben Sie gewagt zu äußern. Sie haben von schwachen Constitutionen gesprochen, und jener Spion des Wohlfahrtsausschusses wird nicht ermangeln, die Doppelsinnigkeit dieses Ausdruckes als einen Spott auf die Constitution der Republik zu beziehen, die freilich schon oft genug durch eine neue verdrängt ist, um empfindlich gegen den Vorwurf der Schwäche sein zu dürfen. — Mein Rath ist, verlassen Sie Paris so schnell als möglich, — noch in dieser Nacht — denn morgen möchte es zu spät sein. Ueber die Gränze werden Sie nicht kommen können ohne Paß, und einen Emigrationspaß wird man Ihnen nicht geben. Der einzige Ort, wo Sie vielleicht noch einige Sicherheit genießen

würden, wäre Bourdeaux. Dort war der Kreis meines Wirkens, und der Convent war mit mir zufrieden. Bourdeaux ist noch nicht beruhigt; es giebt dort noch immer aristokratische, royalistische und hierarchische Elemente zu entfernen. Ich werde darum nachsuchen, aufs neue vom Convent dorthin gesendet zu werden, und wehe dann dem, der es wagen würde, Sie zu beunruhigen. Indem ich so der Pflicht genüge," fügte er galant und verbindlich hinzu, „der schönsten Bürgerin von Frankreich Schutz zu gewähren unter den Stürmen der Revolution, hoffe ich das Glück zu haben, Ihre angenehme Bekanntschaft dort fortzusetzen. Bis dahin, auf Wiedersehen! —"

Indem er mir die Hand küßte, fuhr sie fort zu erzählen, drückte er die meinige mit einem Blick, der mich keinen Augenblick zweifeln ließ an dem Eindruck, den ich auf sein Herz gemacht hatte. — Ich weiß nicht, ob ich unwillkührlich diesen Druck und Blick erwiedert habe, wenigstens schieden wir beiderseits mit dem Bewußtsein einer gegenseitigen Liebe. — O Josephine, ich habe lange mit den Leidenschaften der Männer gespielt, wohl zehn Duelle und einen Selbstmord dadurch veranlaßt, aber — die Strafe dafür ist über mich gekommen — ich liebe zum erstenmal in meinem Leben, und zwar mit der Tiefe der Leidenschaft, und ich bin verdammt, den Mann zu lieben, der mich wieder liebt und

doch gezwungen war, mich gefangen zu nehmen und dem Schafot zu überliefern. — Ich liebe die Unmöglichkeit und die Unmöglichkeit liebt mich wieder. —

„Welche Räthsel? — was werde ich hören? —"

„Vernimm die seltsamste Geschichte von der Welt." —

Ich war zu glücklich, fuhr Frau von Fontenay fort zu erzählen, über diesen Beweis von Zuneigung und Freundschaft, um länger an eine Gefahr denken zu können, die ich für nichts weiter hielt, als für eine übertriebene Besorgniß, welche mich noch dazu so entzückte, weil sie mir als Beweis der zärtlichsten Theilnahme eines Mannes galt, der mir in der Zeit einer so kurzen Bekanntschaft das Ideal meiner süßesten Träumereien geworden war. Da ohnehin die schwankende Gesundheit meines Gatten der äußersten Schonung bedurfte, so wagte ich nicht, ihm eine Mittheilung zu machen, die mich selbst der Unvorsichtigkeit angeklagt haben würde. Indeß in der darauf folgenden schlaflosen Nacht beunruhigte mich doch der Gedanke an eine mögliche Gefahr; ich stand daher auf, stellte alle Uhren um eine Stunde zurück, und bewirkte dadurch unbemerkt unsre Abreise um eine Stunde früher, als vorher bestimmt war. So kamen wir Morgens fünf Uhr noch unangefochten durch die Barrière von Paris. Eine Stunde später soll ein Commissair der Munizipalpolizei, mit einem Commando Na=

tionalgardisten in unser Hôtel gedrungen sein, um uns zu verhaften. — Ich sorgte dafür, daß unsre Reise möglichst beschleunigt wurde und glücklich erreichten wir das Hôtel meines Gemahls in Bourdeaux, wo wir uns gegen alle Gefahr gesichert hielten, und der Ruhe überließen.

Kaum waren wir vier Stunden dort, so erhielten wir einen Besuch, der mich im höchsten Grade angenehm überraschte. Es war Tallien; aber wie verändert? — Blaß und verstört war das sonst so frische und lebensvolle Antlitz — seine Blicke suchten den meinigen auszuweichen; sein ganzes Wesen verrieth eine Bekümmerniß und Unsicherheit, die mich erschreckte; meine freudigen Ausrufungen — meine Glückwünsche, selbst meine Freude, ihn so schnell wieder zu sehen, wurden erstickt von meiner Betroffenheit über diese Veränderung seiner ganzen Erscheinung. Auf meine besorgten Fragen nach seinem Befinden und der Ursache seiner Verstimmung, erklärte er ausweichend, daß es die Natur seiner traurigen Mission mit sich bringe, oft eine Härte und Grausamkeit zu zeigen, die seinem Herzen fremd und schmerzlich sei. — „Ganz besonders ein Auftrag ...“ rief er aus und brach ab — „o könnte ich ihn mit dem Opfer meines Lebens abkaufen — allein es würde nichts helfen, wenn ich mich opferte; zehn Andre würden es noch viel schneller und grausamer vollziehen! —“

Ohne sich weiter zu erklären, bat er zuletzt Herrn von Fontenay, ihn auf einer Spazierfahrt zu begleiten, was dieser dem mächtigen und einflußreichen Manne, unter dessen Schutz wir zu leben glaubten, nicht abzuschlagen wagte. —

Allein gelassen, quälte ich mich mit tausend ängstigenden Gedanken, ohne den wahren Grund meiner Besorgnisse errathen zu können.

Nach Verlauf einer Stunde rollte ein Wagen und hielt vor dem Portal unsers Hôtels. Tallien allein stieg aus. Mir bebte das Herz! — ich eilte ihm entgegen mit der Frage: „Wo haben Sie meinen Gemahl?" —

„Beruhigen Sie sich, schöne Frau", entgegnete er befangen; „der Bürger Fontenay befindet sich bereits auf der Route nach Paris. Er hat mich beauftragt, Ihnen seine Abschiedsgrüße zu überbringen." —

„Nach Paris? — unglaublich!"

„Dringende Geschäfte ...."

„Sie verhehlen mir die Wahrheit, Bürger Tallien! Ich kenne die Verhältnisse meines Mannes; alle seine Geschäfte läßt er durch seinen Notar besorgen."

„Freilich — freilich — leider muß ich gestehen, daß diese Reise des Bürgers Fontenay keine so ganz freiwillige war."

„Sie spannen mich auf die Folter, Bürger Tallien, und beleidigen mich, indem sie mir keine Seelenstärke zu-

trauen, auch das schwerste Unglück mit Ergebung und Fassung zu ertragen. — In einer Zeit, wo Vermögensconfiscationen, Kerker und Tod auf dem Blutgerüst an der Tagesordnung sind, so daß selbst die schwächsten Seelen durch die Gewöhnung an die Gefahren der Revolution abgehärtet werden, muß man auf Alles gefaßt sein."

„Diese Erklärung, meine theure Fontenay, giebt mir den Muth und die Fassung, Ihnen die offene Wahrheit zu gestehen, überzeugt, daß Sie mich nicht verkennen, und mir zutrauen werden, daß ich, was auch immer geschehe, Alles aufbieten werde zu Ihrer und Ihres Gatten Rettung. —"

„Sollte die Gefahr schon so nahe sein?"

„Näher als Sie glauben. Am Morgen Ihrer Abreise von Paris ließ mir die Besorgniß um Ihre Sicherheit keine Ruhe. Um Ihnen so schnell als möglich folgen zu dürfen, begab ich mich zu Robespierre, und ersuchte ihn, mir eine neue Mission nach Bourdeaux zu ertheilen. Robespierre starrte mich an mit einem Blick, in dem sich Bosheit, Schadenfreude und Heimtücke zum Entsetzen aussprachen, und mit dem ihm eigenthümlichen Zucken der Gesichtszüge sprach er zu mir: „Du kommst meinen Wünschen zuvor, Bürger Tallien. Es wird noch in Bourdeaux sehr aufgeräumt werden müssen — einige tausend Köpfe müssen dort noch fallen zur Sicherheit der Republik. Ich fordere sie von Dir und erwarte von Deinem bekannten Pa-

triotismus die Energie, welche nothwendig ist, um durch Schrecken zu regieren. —"

Tallien gestand, nach dieser Aeußerung sei ihm das Blut in den Adern erstarrt. „Und dennoch," fuhr er fort, „sollte mein Entsetzen noch höher steigen. Denken Sie sich, meine unglückliche Freundin, er hatte mir eine verschlossene Ordre mitgegeben, die ich nach der Bemerkung auf der Adresse nur erst unmittelbar nach meiner Ankunft in Bourdeaux eröffnen sollte. — Ich habe sie geöffnet; aber was sie enthielt, vermag ich nicht auszusprechen. Hier lesen Sie selbst .... !"

Diese Worte sprach er im Ton der tiefsten und schauerlichsten Gemüthsbewegung. Nachdem er mir das geöffnete Decret jenes entsetzlichen Wohlfahrtsausschusses dargereicht hatte, warf er sich auf einen Sessel und hielt die Hände vor die Augen, um den Ausbruch meiner Verzweiflung nicht zu sehen.

Ich las mit eben so viel Schreck als Erstaunen:

„Bürger Tallien!

Der Wohlfahrtsausschuß befiehlt Dir Angesichts dieses verhaften zu lassen den Bürger Fontenay und seine Gattin, die Bürgerin Fontenay, geborne Cabarrus. Der erstere ist sofort nach Paris an das Tribunal des Wohlfahrtsausschusses zu senden, die letztere dort vor der Commission des Tribunals in Anklagestand zu versetzen, wegen unpatriotischer Aeußerungen und

Verspottung der Constitution der Republik. Binnen vier Tagen erwarten wir den Bericht über ihre Hinrichtung. Du haftest mit Deinem Kopf für die Vollziehung dieses Decrets,

unterz. Maximilian Robespierre."

Ich gestehe, daß ich nahe daran war, vor Schreck in Ohnmacht zu sinken. Indeß ein Blick auf Talliens Trostlosigkeit gab mir wieder alle die Seelenkraft, deren ich bedurfte, um ihn wieder aufzurichten und nicht selbst in Muthlosigkeit zu versinken.

„Mein werther Freund", sprach ich, indem ich aufstand und meine Hand auf seine Schulter legte, „glauben Sie, daß ich mit Ihnen fühle den großen Schmerz, ein theures Wesen der harten Nothwendigkeit der Pflicht opfern zu müssen. Ich fühle, daß mein Schmerz dagegen gering ist und was ihn noch mehr erleichtert, was mein Gefühl gewissermaßen zu einer himmlischen Seligkeit verklärt, ist das schöne Bewußtsein, durch eine liebe Hand mein Todesloos zu empfangen."

„Für mich entsetzlich", rief er aufspringend im Ton der Verzweiflung; „das Liebste auf Erden der Laune eines Tyrannen opfern zu müssen! —"

„Bürger", sprach ich, „denke an Brutus! — er erstach seine Tochter, damit sie nicht in unsaubere Hände falle — gieb Du mir den Tod, damit ich nicht unter Henkershand falle." —

„Es ist unmöglich, entfliehe über die Gränze, ich werde Dir einen sichern und vertrauten Führer mitgeben — —"

„Du weißt es selbst, Tallien, die Gränze ist so besetzt, daß an ein Durchschleichen nicht zu denken ist; was würde mein Loos sein, wenn man mich anhielte. Du kennst es. Du selbst würdest Dich opfern, ohne mich zu retten. Nein, Tallien, sei Mann, sei Bürger, sei Patriot, und willst Du mir einen letzten Liebesdienst erweisen, so führe mich selbst in's Gefängniß." —

„Ja bei Gott, das will ich", rief er, sich zusammennehmend; „und wenn ich Alles bedenke, so ist es vielleicht das einzige Mittel, Dich zu retten — wenn ich Dich verhafte und dann zögere unter dem Vorgeben, noch weitere Instructionen einzuholen. Dieser Tyrann ist so allgemein verhaßt, und in mir selbst hat er durch seine raffinirte Bosheit, womit er mich zum Werkzeug Deines Unglücks gemacht hat, einen so tiefen, unauslöschlichen Haß entflammt, daß es ihm böse Frucht bringen wird. — Ich hoffe, Zeit gewonnen, wird Alles gewonnen sein." —

Nun führte er mich persönlich in das Gefängniß und sorgte mit der zartesten Aufmerksamkeit dafür, daß mir keine der gewohnten kleinen Bedürfnisse des Lebens entging. Ich hatte ein elegant meublirtes Zimmer; mit der

angenehmsten Aussicht, ohne jene schrecklichen Eisengitter, die stets an den gefangenen Vogel im Käfig erinnern. Meine eigne Bedienung war mir gelassen, kein Knarren von Schloß und Riegel und kein Anblick eines widerwärtigen Kerkermeisters störte mich in meinen stillen Beschäftigungen, mit dem Pinsel, durch Musik oder Lektüre. Kaum vermißte ich, daß mir auf unmerkbare Weise jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten wurde und kein Besuch von Bekannten zugelassen werden durfte, denn reichlich entschädigten mich dafür Talliens tägliche Besuche, die mich erst das Leben lieb gewinnen ließen, während vielleicht schon der nächste Augenblick mir die Anklage und damit das Todesloos bringen konnte. —

„Sie werden errathen, geliebte Freundin", fuhr sie fort, „daß in diesen wenigen Tagen ein zärtliches Verhältniß entstand, welches diese dem über mich geworfenen Todesloos abgedrungene Frist zu den glücklichsten Stunden meines Lebens machte. Man fühlt rascher und genießt das Leben schneller, je kürzer die Zeit ist, die uns dazu noch vergönnt ist. Mein Gewissen beunruhigte mich nicht; Leidenschaft verblendet und weiß am Ende Alles zu entschuldigen vor dem innern Richter. Meine Vermählung mit dem guten Fontenay war eine Convenienzheirath gewesen; ich hatte ihn nie geliebt, und nach seiner Fortführung nach Paris glaubte ich mich schon als Wittwe betrachten zu dürfen; denn aus dieser Lö-

wenhöhle des Revolutionstribunals ist noch keiner lebend zurückgekehrt. — Tallien hatte, um Frist für mich zu gewinnen, nach Paris an den Wohlfahrtsausschuß geschrieben: er habe zwar das erhaltene Decret so weit als möglich vollzogen, indem er den Bürger Fontenay nach Paris gesendet und die Bürgerin dieses Namens verhaftet habe; indeß sei er in Verlegenheit, wessen er sie anklagen solle. Das Decret beziehe sich auf hochverrätherische Reden, die sie gegen ihn geführt haben solle; allein er erinnere sich nicht eines einzigen Worts, das sich mit Recht dahin deuten lasse; denn selbst der Ausdruck: „schwache Constitution" habe sich, wie er auf seine Bürgerehre bezeuge, nur auf die schwache Gesundheit ihres Gatten bezogen. Er bitte daher um weitere Verhaltungsmaßregeln. —"

Ohne Zweifel hatten die Terroristen schon diesen Act der Gerechtigkeit als ein todeswürdiges Verbrechen angesehen. — Ich äußerte Tallien darüber meine Besorgnisse.

„O, das ist noch nicht das Schlimmste", entgegnete er lächelnd; „aber die Liebe hat mich milder und menschlicher gemacht; Deine Bitten und Thränen haben Hunderten das Leben gerettet und Deinen Vorstellungen verdanke ich die Ueberzeugung, daß ich mich im entsetzlichen Wahn befand. Ich verabscheue jetzt jenen Terrorismus, der nur durch Schrecken und Blut-

vergießen Frankreich glücklich zu machen glaubt. Man wird mir eine Lauheit vorwerfen, die mich unbedingt aufs Schafot bringen würde, wenn man nicht meinen Anhang fürchtete. Barras, der die Legionen der Nationalgarde commandirt, ist mein Freund, und die Gemeinde von Paris ist mir gewogen. Mein Kopf sitzt noch zu fest für Robespierre's Krallen. Eher würde der seinige fallen." —

Dieses bedenkend mochte Robespierre seine Politik geändert haben. Einsehend, daß der Vorwurf der Lauheit noch nicht genüge, um einen solchen Mann zu stürzen, suchte er noch Beweise, um ihn hochverrätherischer Pläne anklagen zu können. Und diesem Umstande verdanke ich bis jetzt die Fristung meines Lebens. — Hören Sie weiter:

Tallien wurde zurückberufen nach Paris und noch saß ich über seine plötzliche Abreise in tiefster Betrübniß und fast in Thränen gebadet in meinem Gefangenzimmer, als eine neue Erscheinung eintrat, die mich mit Schrecken erfüllte. Es war eine lange, ausgetrocknete Figur, den die dreifarbige en bandoulière umgelegte Schärpe und die handgroße Kokarde am Hute als einen Munizipalbeamten bezeichnete. Er stellte sich mir vor als einen ausdrücklich in meinen Angelegenheiten vom Bürger Robespierre aus Paris an mich mit geheimen Aufträgen abgesendeten Commissair des Wohlfahrtsausschusses

vor, und nach dieser Einleitung, die mir nichts Gutes weissagte, fuhr er fort:

„Uebrigens, Bürgerin, habe ich das Vergnügen, Dir anzuzeigen, daß Du vor zwei Tagen Wittwe geworden bist.“

„Entsetzlicher Mensch!“ rief ich voll Schreck aufspringend, und das Wort erstarrte mir im Munde.

„Wie ich die Ehre hatte zu sagen,“ entgegnete er trocken, „indeß kann ich zu Deiner Beruhigung hinzufügen: es floß kein Blut. — Schreck und Angst mögen dem Bürger Fontenay einen Schlagfluß zugezogen haben, als er auf das Bret gebunden wurde. Mais bah! das Volk wollte sein Schauspiel haben; das Beil fiel — der Maître Simon zeigte dem Volke den Kopf des Aristokraten Fontenay — indeß es fehlte dem Fontenay die Fontaine von Blut. — Man schrie Mirakel über Mirakel, und auf Ehre, Bürgerin, hätte die Republik nicht alle Heilige abgeschafft, so würde man den Bürger Fontenay für einen Märtyrer erklärt haben.“

„Das war er, bei Gott!“

„Lassen wir es gut sein, Bürgerin, es giebt keinen Gott mehr; nur ein höchstes Wesen hat Robespierre wieder eingesetzt, und damit kann der ancien bon dieu sehr zufrieden sein, wenn er noch in andern Ländern leben sollte, die unsre Aufklärung noch nicht erreicht hat.“ —

Ich schauderte über jene entsetzliche Blasphemie, die aber jetzt völlig an der Tagesordnung ist und jener verabscheuungswürdige Mensch fuhr fort:

„Auch Du, Bürgerin, wirst Dich beruhigen können. Ich habe Auftrag, Dir als Entschädigung die Hand des großen Bürgers Maximilian Robespierre anzutragen. Er hat Dich zur Wittwe gemacht, um Dir einen würdigern Gatten in seiner eignen Person zu geben." —

Nicht die Gewißheit, den Tiger aufs höchste zu reizen, konnte mich abhalten meinen vollen Abscheu gegen eine solche Verbindung auszusprechen. Mit dieser Aeußerung glaubte ich mein Todesurtheil selbst gesprochen zu haben. Indeß ich hatte mich geirrt. Mit einem grinsenden Lächeln antwortete der Commissair:

„Ei, Bürgerin, ich glaube es Dir wohl, daß Du Abscheu dagegen hegst; denn Du bist jung und schön und der große Maximilian ist, entre nous gesagt, wenig häßlicher wie ein Pavian! — bon — zum Glück scheint diese Speculation auf Deine Hand mehr Berechnung der Politik gewesen zu sein, als eine Flamme in seiner leergebrannten Brust; denn enfin — habe ich Auftrag, Dir, wenn Du diese Ehre ausschlagen würdest, noch eine andre Alternative zu stellen . . ."

„Laß hören!"

„Entweder Du stirbst binnen hier und vier und

zwanzig Stunden auf der Guillotine, oder Du reinigest Dich von dem Verdacht, eine schlechte Patriotin zu sein, durch eine Handlung, womit Du der großen untheilbaren Republik einen wesentlichen Dienst leisten würdest ...."

„Rede!" antwortete ich betroffen, denn ich ahnete die Anmuthung einer jener Schändlichkeiten der Angeberei, die jetzt täglich vorkommen; doch wie hätte ich vermuthen können, daß der Mann grade, den Robespierre wie seinen besten Freund behandelte, das Opfer des Verraths sein sollte. — Der Commissair fuhr fort:

„Du wirst Dich erinnern, Bürgerin Fontenay, daß Du am Abend vor Deiner Abreise von Paris ein langes Gespräch mit einem Manne von Bedeutung geführt hast." —

„Ja, im Salon eines guten Republikaners, des General Bürger Barras." —

„Dem man, unter uns gesagt," fuhr der Commissair fort, im sonderbaren Wechsel von Vertraulichkeit und diplomatischer Zurückhaltung, — „seine imposante Figur um Kopfeslänge verkürzt haben würde, stände er nicht an der Spitze von 60,000 Bajonetten; der aber eben so verdächtig ist, wie Bürger Tallien, daß er der Parthei der Gemäßigten angehöre, die dem Blutvergießen, ohne welches Frankreich nicht bestehen kann, um jeden Preis ein Ende machen wollen. — Dieser Tallien

aber hat im Geheim einige Worte zu Dir geredet, welche die Umstehenden nicht vernehmen konnten — war es nicht so?" —

„Ich will es nicht leugnen — aber sie betrafen nur meine Person." —

„Besinne Dich, Bürgerin — er tadelte den Convent, den Wohlfahrtsausschuß und vor Allen jenen großen Bürger der Republik, Maximilian Robespierre, den er einen blutgierigen Tyrannen nannte, welcher um jeden Preis gestürzt werden müsse — noch mehr! — der Bürger Tallien hat mit Dir in gewissen Verhältnissen gestanden, die ihn, da Du eine Gefangene bist, aufs neue verdächtig machen müssen. Er führte Dich selbst in das Gefängniß, sorgte für Deine Bequemlichkeit, verschob unter nichtigen Vorwänden Deine Hinrichtung, besuchte Dich häufig in der Gefangenschaft und es läßt sich nicht bezweifeln, daß er Dir vertrauliche Mittheilungen gemacht haben wird, die auf den Sturz der Constitution hinzielen. War es nicht so?" —

„Kein Wort davon wurde erwähnt — beim höchsten Wesen...."

„Schwöre nicht, Bürgerin, es würde Dir den Kopf kosten — im Gegentheil, wenn Du Dich besinnst, und Zeugniß gegen Tallien in dieser Art zu Protokoll giebst, so bin ich beauftragt, Dir im Namen des Wohlfahrtsausschusses eine Nationalbelohnung von 300,000

Frks. und einen Paß nach Spanien anzubieten — wo nicht, die Guillotine. — Sieh hier meine schriftliche Vollmacht!"

Damit entfaltete er ein Blatt, worauf Robespierre in der That diese Alternative gestellt hatte, und las es mir vor.

Ich gestehe, daß sich mein Haar empor sträubte und mir die Haut schauderte. Ihn verrathen, den ich liebte, um mir ein elendes Dasein zu fristen und einen schändlichen Judaslohn zu gewinnen! — nimmermehr! — lieber selbst untergehen. Abscheu und Empörung hatten sich schon auf meinen Gesichtszügen ausgesprochen, denn der Mensch sah mich mit dem stupiden Ausdruck des Unbegreiflichen an — und schon war ich entschlossen, mein Leben zu opfern und das entscheidende: „Nimmermehr!" zu sprechen: da überkam zum Glück noch Besonnenheit die Erstarrende und mit jener erzwungenen Zurückhaltung und Verstellung, woran man sich in diesen schrecklichen Zeiten gewöhnen muß, sprach ich mich günstig über das Project aus, und bat nur noch um acht Tage Bedenkzeit, um gewiß zu sein, meine Aussage so einzurichten, wie sie den Plänen und Zwecken des großen Maximilian entsprechen würde.

„Zugestanden", rief der Commissair, indem er sich vergnügt darüber, wenigstens so viel erlangt zu haben, die Hände rieb; „in diesem Falle aber", fuhr er fort,

„würde die Bürgerin Fontenay sich gefallen lassen müssen nach Paris geführt zu werden.“

Wie glücklich war ich, als ich erfuhr, daß ich in das Luxemburg versetzt werden würde. Es ist zwar die Vorhalle des Todes, aber ich hoffte Sie noch hier zu treffen, liebe Beauharnais, um mit Ihnen das Weitere zu überlegen. Und nun bin ich hier und finde Sie eben so abgeschnitten von der Außenwelt, wie mich selbst; wir müssen jedenfalls den edlen Tallien warnen, sonst ist er verloren — aber wie? von den acht Tagen, die man mir Frist gab, sind schon vier vorüber. Was geschehen soll, muß augenblicklich geschehen; oder mich ereilt die Guillotine, ehe er gerettet ist. —

Josephine war bei dieser Mittheilung in ein tiefes Nachsinnen verloren und damit entstand eine Pause, die für die lebhafte Fontenay etwas Peinliches hatte. —

„Nun, Liebe,“ sprach diese nach einer Minute Schweigens, „werde ich so glücklich sein Ihre Meinung zu vernehmen?“ —

„Ei, meine gute Fontenay,“ rief diese, plötzlich erheitert, „ich denke so eben an unsre glückliche Vergangenheit und erinnere mich, einst ein reizendes Portrait, das Sie selbst mit sprechender Aehnlichkeit darstellte, bei der Gräfin Montesson gesehen zu haben. Ich war nicht wenig erstaunt, als man mir sagte, daß es aus Ihrer

kunstfertigen Hand hervorgegangen sei. Darf ich fragen, war das gegründet und üben Sie diese edle Kunst noch?" —

„Liebste Beauharnais, Sie setzen mich in Erstaunen! — wozu diese unbedeutenden Erinnerungen aus glücklichen Tagen, in einem Augenblick, der über Leben und Tod zu entscheiden hat?" —

„Bitte — nur diese eine Frage beantworten Sie mir — in der That, es ist eben die Frage über Leben und Tod!" —

„Unbegreiflich! — indeß: — ja — ich habe noch täglich bis an jenen Unglücksabend jener Lieblingsneigung gehuldigt." —

„Desto besser; doch ich höre Père Mathieu kommen. Nehmen wir uns zusammen!"

„Wer ist Père Mathieu?" —

„Still — da ist er!" —

Bei diesen Worten trat ein Mann ein von hoher, nur wenig vom Alter gebeugter Haltung, den man in der That einen schönen Greis nennen durfte. Hätte er einen langen weißen Bart getragen, so würde man ihn für das Original einer der schönen Greisenköpfe von Rembrandt gehalten haben. Der hohe Schädel war bis zum Hinterhaupt von Haaren entblößt, dieses aber trug silberweiße Locken; die Züge des Gesichts waren so edel,

man könnte sagen, ächt klassisch geformt, daß man sich geneigt fühlte, die Ironie des Geschicks anzuklagen, das einer so schönen kräftigen Greisengestalt das Schlüsselbund an den breiten ledernen Leibgurt gehängt hatte, um ihn als den Gefangenaufseher dieses Gefängnisses der Frauen zu bezeichnen.

Bei aller unerbittlichen Strenge im Dienst und so gut er bei jeder Gelegenheit seinen Vortheil wahrzunehmen verstand, so hatte er doch gegen die ihm anvertrauten Bürgerinnen jenen achtungsvoll verbindlichen Ton des Benehmens und jene scherzende feine Galanterie, welche hochbejahrte Franzosen von altem Schlage oft noch so liebenswürdig macht. Kaum ein lauerndes listiges Lächeln in gewissen Momenten, und jene Anspielungen auf die Zustände des Gefangenseins oder die Guillotine, welche mehr die Gewohnheit des Schrecklichen, als Bosheit ihm entlockten, warnten, daß man ihm nicht unbedingt vertrauen dürfe. Josephine, der er ohnehin als älteste Bewohnerin der Gefängnisse der Tuillerien — der Zeit nach — und wegen ihrer Freigebigkeit besonders zugethan zu sein schien, wußte ihn am besten zu nehmen.

„Ah, Père Mathieu!“ rief sie ihn begrüßend, „wie erfreut bin ich, Sie zu sehen — Sie sind ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß wir armen Frauen in unsrer Einsamkeit kaum die Stunde Ihres Besuchs er=

warten können und uns glücklich schätzen, wenn Sie uns einige Minuten länger gönnen als es Ihre großen und wichtigen Geschäfte gestatten mögen."

„Die Bürgerin Beauharnais ist sehr galant," antwortete er mit einem Lächeln, das verrieth, wie er sich dennoch geschmeichelt fühlte; „indeß macht sie mich neugierig zu erfahren, womit ich dienen kann; die Damen pflegen einem alten Mann nie etwas Angenehmes zu sagen, ohne einen Wunsch im Hintergrunde zu haben."

„Du hast es errathen, Bürger Mathieu!" sprach Josephine, indem sie sich bemühte, mit der Spitze ihrer Scheere einen Diamant aus seiner Fassung an einem ihrer Ringe zu brechen — ein Manoeuvre, das der Gefangenaufseher nur zu wohl verstand, da es nicht das erste Mal war, daß sich für ihn ein gutes Geschäft auf solche Weise eingeleitet hatte.

„Ich wünschte", fuhr Josephine fort, „heute, an meinem Namenstage, meinen Freundinnen einen Thee zu geben, und ersuche Dich um die Gefälligkeit, um sechs Uhr Abends Thee und Kuchen und was dazu gehört, für etwa zehn Personen zu besorgen."

„Ich sehe nichts Arges dabei, Bürgerin", entgegnete Mathieu, nach einigem Nachsinnen, „und werde meine Tochter Marion oder Aglaja, wie wir sie seit der der Revolution umgetauft haben, beauftragen, das Nöthige zu besorgen."

Immer gespannter und erstaunter blickte Frau von Fontenay ihre Freundin an. Sie wußte nicht, wo das hinaus wollte. In diesem Augenblick war Josephine mit dem Ausbrechen des Steins fertig geworden. Sie übergab ihn Mathieu, und sagte mit ihrem einschmeichelnden Wesen zu der Erstern:

„O, unser Vater Mathieu ist Kenner, wie der erste Juwelier von Paris. Ich wette, er wird mir sagen können, ob der Werth dieses Steins hinreichen wird, um die Kosten für meine kleine Fête zu decken, oder ob ich noch einen Wunsch im Namen meiner Freundin hinzufügen dürfte."

Mathieu hatte indeß mit Wohlbehagen den Stein gegen das Licht spiegeln lassen, und entgegnete dann mit dem Anschein der Gleichgültigkeit: „Diamanten sind zwar jetzt ohne Werth, seitdem wir keine Könige, keine Aristokratie, keine Kirche und keine Heilige mehr haben; und dieser Stein ist ziemlich klein; indeß meine Gefälligkeit gegen Damen ist groß, und ich erlaube mir daher die Frage: was wünscht die schöne Bürgerin?"

Die Fontenay war betroffen; indeß Josephine nahm sogleich das Wort: „Meine Freundin ist Malerin aus Liebhaberei, und wünscht ihre Zeit im Gefängnisse durch etwas Portraitmalerei zu kürzen, woran ich selbst Vergnügen finden würde; ich wünschte daher, mit Hülfe ei-

nes Malers, feine Wasserfarben, Pinsel, Gummi, Bleifeder und Papier verschafft zu sehen."

„Bleifeder und Papier?" rief er mit allen Zeichen des Entsetzens; „und das kann die Bürgerin Beauharnais von mir verlangen, die meine Instructionen kennt? — —

„Nun," nahm Frau von Fontenay das Wort, die anfing zu vermuthen, was Josephine beabsichtigte, „auf Bleifeder und Papier würde ich gern verzichten, wenn ich nur durch die Güte und Liebenswürdigkeit des Bürger Mathieu — die benöthigte Farbe, Pinsel, und arabischen Gummi erhielte. Etwas Battist oder Kambray fände sich wohl noch."

„Bürgerin," entgegnete Mathieu, „ich bin die Gefälligkeit selbst, und würde mich sehr unglücklich fühlen, so liebenswürdigen Damen eine solche abschlagen zu müssen; indeß die Sache kommt mir sehr bedenklich vor. — Die Bürgerinnen wünschen ohne Zweifel, daß ich meinen alten Kopf unter das Fallbeil der Guillotine legen soll."

„Dazu wäre dieser Greisenkopf zu schön!" rief Josephine; „im Gegentheil wünschten wir sein Bild für die Nachwelt aufbewahrt zu sehen, und es würde ein wahrer Gewinn für die Kunst sein, wenn Vater Mathieu sich entschließen wollte, der Bürgerin Fontenay eine Vier-

telstunde zu sitzen, um sein Bild auf die Leinewand zu übertragen."

„Ha — mich portraitiren? — beim höchsten Wesen — wie vergnügt wird meine Marion — Aspasia darüber sein, das Portrait ihres Vaters zu besitzen. — Ich werde sogleich das Nöthige herbeischaffen!"

Damit ging er fort, um die zum Malen benöthigten Gegenstände zu holen, mit Ausnahme von Papier und Bleifeder. —

„Aber, mein Himmel! noch begreife ich Ihren Plan nicht völlig, liebe Beauharnais", rief Frau von Fontenay nach Mathieu's Entfernung; „zwar ist es mir klar, daß man mit demselben Material, das zum Malen dient, auch schreiben kann; aber wie werden wir das Geschriebene in Tallien's Hände liefern?" —

„Beunruhigen Sie sich darüber nicht, liebe Therese! die Kunst der Frauen zu herrschen besteht darin, die kleinen Schwächen der Männer zu benutzen."

„Nun, beim Himmel!" lachte Frau v. Fontenay, „Sie werden doch nicht fordern, daß ich den alten Herrn verliebt in mich mache?" —

„Dessen bedarf es nicht; denn er ist verliebt genug in sich selbst." —

Und bei der Sitzung zum Portraitiren wußten Josephine und die Fontenay so viel Schönes über seinen herrlichen klassischen Greisenkopf zu sagen, und Erstere

fügte hinzu, es sei schade, daß ein Mann von seinen Verdiensten um die Republik noch immer in einer so untergeordneten Stellung sich befinde, in einer Zeit, wo so viele der Geringsten zu den höchsten Ehrenstellen der Republik sich aufgeschwungen hätten, und dann erzählte sie ihm von dem Rath der Alten, der nach dem Muster der altgriechischen Republiken eingeführt werden solle, um durch ihre Weisheit die Regierung zu unterstützen, und als Mathieu immer aufmerksamer hinhorchte, vertraute sie ihm unter dem Siegel des Geheimnisses, daß Tallien mit den Vorbereitungen zur Organisation eines solchen Raths der Alten beauftragt sei. Die Hauptschwierigkeit wäre nur die, daß es schwer halten würde, etwa zehn schöne Greise zu finden; denn es komme darauf an, durch ihr Erscheinen im römischen Costüm, die Würde der Republik zu repräsentiren und auf das Volk Eindruck zu machen. —

Frau von Fontenay stimmte mit Gewandtheit in diesen Ton ein und bestätigte, daß Tallien selbst in ihrer Gegenwart über diesen Plan gesprochen habe. Endlich schloß sie mit den Worten: „O wie schade, daß es unmöglich ist, dem Bürger Tallien dieses Bild des schönsten Greisenkopfes in Frankreich vor Augen zu bringen; er würde keinen Augenblick zögern, das Original desselben auf die Liste der Senatoren zu setzen.“ —

In der That hatte die Eitelkeit dem sonst so klu=

gen alten Mathieu nicht wenig den Kopf verdreht gehabt; und er selbst machte den Vorschlag, das Bild durch seine Tochter Aspasia dem Herrn Tallien vorzeigen zu lassen.

„Das genügt nicht, Vater Mathieu!“ erklärte Josephine; „da ich Euer Glück wünsche, so muß ich zu Eurem Besten vorschlagen, daß ihm das Bild gelassen werde, damit er es dem Convent vorlegen könne, wo über die Wahl der Candidaten die letzte Entscheidung gefaßt werden wird. Und damit die Mission Eurer Tochter desto sicherer von Erfolg sei, so dürft Ihr ihm nur sagen lassen, die Bürgerin Fontenay, die von Bourdeaux in das Tuilleriengefängniß versetzt sei, lasse ihm ihr Compliment machen, und sende ihm hierbei das von ihr eigenhändig gemalte Portrait eines schönen Greises zum bewußten Zweck.“

„Ja ganz richtig,“ rief Frau von Fontenay lebhaft; „er wird sich dann erinnern, daß ich mit ihm noch grade am letzten Abend vor meiner Abreise von Paris über diesen Gegenstand gesprochen habe — und Eure Beförderung, Père Mathieu, wird um so gewisser sein. Für Eure Tochter aber und Eure Nachkommen werde ich eine Copie anfertigen.“

Damit war die letzte Bedenklichkeit des Alten beseitigt. Aber mit großer Vorsicht ließ er das auf gummirten Battist gemalte Bild durch die Künstlerin in seiner

Gegenwart unter Glas und in den medaillonförmigen Bronzerahmen bringen und beobachtete genau, daß nicht irgend ein verborgener Zettel mit hineinprakticirt werde. Indeß ahnete er nicht, daß Frau von Fontenay zwischen die mit Gummi auf einander geklebte doppelte Lage von Battist mit dem Pinsel geschrieben hatte: „Tallien, sein Sie auf Ihrer Hut! Robespierre hat mir 300,000 Fr. und einen Paß nach Spanien bieten lassen, wenn ich gegen Sie zeugen wolle, daß Sie auf den Umsturz der Republik bezügliche Reden geführt haben; im Fall ich mich weigerte, solle ich auf dem Blutgerüst sterben. Nur mit Mühe erhielt ich noch acht Tage Bedenkzeit, die in drei Tagen abgelaufen sein werden. Können Sie mich bis dahin nicht retten, so wird mit Freuden für Sie sterben ihre ergebene Freundin Therese v. Fontenay, geb. Cabarrus."

Wir müssen noch erwähnen, daß die Bearbeitung des Vater Mathieu zwar während der Sitzung des ersten Tages begonnen und eingeleitet, aber erst am folgenden Tage, nachdem der Brief schon geschrieben war und während die Fontenay noch dem frappant ähnlichen Bilde die letzte Vollendung gab, zum Schluß gebracht wurde. Auch erfolgte die Einrahmung des Bildes unmittelbar nach der Vollendung desselben in Gegenwart Mathieu's; darauf wurde, angeblich um den Zutritt des Staubes zu verhindern, die Rückseite noch besonders mit Battist

verklebt und noch in Gegenwart der Damen übergab Mathieu, ohne den geringsten Verdacht zu ahnen, das Bild seiner Tochter mit dem Auftrage, es im Namen der Bürgerin Fontenay an den Bürger Tallien zu überbringen, wobei er ihr die größeste Vorsicht und Verschwiegenheit anempfahl.

So war das allerdings schwierige Unternehmen, Herrn Tallien gegen Robespierre's gefährliche Hinterlist zu warnen, durch die Schlauheit der beiden Frauen glücklich vollbracht. Es kam nur noch darauf an, ob Tallien ihre Absicht errathen und die Rückseite des Bildes gehörig untersuchen würde. Aeußerte Josephine Zweifel dagegen, so beruhigte sie Frau von Fontenay durch die Versicherung, daß Tallien viel zu klug sei, um nicht den leisesten Wink zu verstehen.

Schon am Abend desselben Tages brachte ihnen Marion die Nachricht, der Bürger Tallien habe dieses Geschenk mit dem lebhaftesten Interesse empfangen, und lasse der Bürgerin Fontenay auf das verbindlichste dafür danken. Kaum habe sie ihm aus eignem Antriebe gesagt, daß die Bürgerinnen Fontenay und Beauharnais geäußert hätten, das Original dieses Kopfes sei so schön, daß man ihn für würdig halten könne, in der römischen Toga im Rathe der Alten zu sitzen, so habe er sich mit Interesse nach ihrem Vater erkundigt und erklärt, daß ein solcher Mann vollkommen dieser Ehre würdig sei.

Wer war glücklicher als Mathieu und Marion, besonders da Frau von Fontenay anfing, sich aus dem Gedächtniß mit einer Copie des Bildes für Letztern zu beschäftigen?

Indeß verbürgte diese Mittheilung immer noch nicht das Auffinden des Briefes von Seiten des Empfängers, und von diesem hing sein theures Leben und das der edlen Künstlerin ab, die ihm diese Warnung hatte zukommen lassen. Die Spannung der Erwartung stieg mit jeder Stunde, mit jedem Tage — alles ließ ahnen, daß große Dinge sich vorbereiteten; aber würden sie zum Leben oder zum Tode führen — wer konnte das wissen? — Man wird unter diesen Umständen es entschuldigen, wenn wir nicht fortfahren, die kleinen Einzelheiten dieses seltsamen Gefängnißlebens zu schildern; und uns auch von der Darstellung jener Theegesellschaft dispensiren, welche mit allen Gewohnheiten der ehemaligen Hofsitte — die unvermeidliche Aermlichkeit jener Gefangenschaft in den zerstörten Gemächern der Königinnen und ihrer Damen — in dem seltsamsten Contrast stand.

Achter Abschnitt.

Beängstigende Gerüchte. — Prophezeiung. — Hoffnung. — Neue Gefahren. — Tallien ist gewarnt. — Er arbeitet mit Energie an Robespierre's Fall. — Anklage und Sturz des Tyrannen. — Schreckensscenen. — Josephinens abentheuerliche Abführung aus dem Luxemburg. — Glückliches Wiedersehen. — Scene bei Barras. — Befreiung der gefangenen Frauen. —

Indeß hatten sich unter den gefangenen Frauen ängstigende Gerüchte verbreitet. Da hieß es bald, es sei die allgemeine Vergiftung derselben beschlossen, weil das Volk der Blutgerüste müde sei, bald, man habe in den Kellern aller Gefängnisse von Paris große Gruben gegraben, um die zahlreichen Leichen der Geopferten mit gelöschtem Kalk überschüttet in Masse zu begraben. Selbst unter dem Luxemburg sollten für diese Zwecke Mineurs arbeiten und anstatt in den Nächten sich dem alles mildernden Schlaf zu überlassen, horchten die unglücklichen Frauen mit auf den Boden gelegtem Ohr, um die Schläge der Hacken zu vernehmen, die an ihrem Grabe

arbeiteten, die aufgeregte Phantasie ließ sie in der That Alles hören, was man ihnen vorgesprochen hatte.

Bald kamen noch andere Umstände hinzu, die den gefangenen Frauen Schrecken einflößten. Es schien den Tyrannen mit seinen Gehülfen ein verdoppelter Blutdurst befallen zu haben. Jeder Tag brachte eine größere Anzahl von Gefangenen, jeder Appell forderte aber auch die doppelte Zahl der Verurtheilten für die Guillotine. Jeden Abend vor Schlafengehen erhielten sie den Moniteur, und sahen daraus mit Entsetzen neue wüthende Decrete des Wohlfahrtsausschusses und längere Listen von den mit der Guillotine hingerichteten Personen. Die eingebrachten Gefangenen erzählten von Volks- und Truppenbewegungen, von wilden Scenen im Convent; aber sie wußten nichts Bestimmtes darüber anzugeben, denn es waren jene Unglücklichen meistens Frauen vom Adel, die sich so versteckt als möglich und daher fern von der Politik gehalten hatten, oder die auf den Versuchen zur Emigration ergriffen, aus den Departements eingeliefert waren zur großen Schlachtbank der Capitale.

Doch der Schrecken sollte wo möglich noch höher steigen. Eines Morgens hörten die Gefangenen den Generalmarsch schlagen; die Sturmglocken ertönten von allen Seiten; man hörte Schießen, vereinzelt und pelotonweise. Die Bewachung der Gefangenen wurde verdoppelt. Mathieu war besonders finster und antwortete

auf keine der ängstlichen Fragen dieser zweihundert verzweifelnden Frauen. Die Schreckenstage des 2ten und 3ten Septembers standen vor ihrer Seele — kein Zweifel war daran, daß die Gefangenen auf Befehl des Convents, wie damals, in Masse erschossen oder von der Volkswuth noch schrecklicher ermordet würden und Alle, die sich an den Gedanken des schnellen Todes durch das Fallbeil schon gewöhnt hatten, waren außer sich bei der Vorstellung von den Qualen, die unsichere Musketenkugeln oder die Mißhandlungen des Pöbels ihnen zufügen konnten.

Alle die Gewohnheiten eines verfeinerten Gesellschaftslebens in dieser gemeinschaftlichen Gefangenschaft, alle die kleinen Eitelkeiten und die Sorglosigkeit des Leichtsinns oder der Resignation waren verschwunden, und an ihrer Stelle sah man nur von Todesangst und Schrecken gebleichte Gesichter und gerungene Hände.

Indeß in der höchsten Erdennoth, am Rande der Verzweiflung und des Grabes, wenn alle irdischen Hoffnungen schweigen, rankt sich noch oft die zagende Seele der Frauen an jene übersinnliche Natur, die in Ahnungen, Wahrsagungen und Zeichen und Wundern ihre letzte Rettung sucht.

Auch Josephine neigte sich solchem Wunderglauben hin. Wir erinnern uns, was ihr auf Martinique zweimal von jener Mulattin prophezeiet war, und diese Ge-

schichte hatte sie während ihrer Gefangenschaft einigen ihrer Freundinnen erzählt gehabt. Da — als nun das Sturmlauten der Glocken, das Schießen und Volksgeschrei den höchsten Grad von Schreck und Angst in allen Gemüthern erweckt hatte; als man in den wie Schafe im Gewitter zusammen gedrängten Häuflein Frauen nur bleiche, zitternde, weinende oder ohnmächtige sah — da rief plötzlich im Ton einer begeisterten Seherin die Herzogin von K*** aus: — „Beruhigen wir uns, meine Damen! Wir haben nichts zu fürchten; denn in unserer Mitte befindet sich die künftige Königin von Frankreich; da ihr geweissagt ist, daß sie noch dereinst den französischen Thron besteigen wird: so könnte diese Prophezeiung nicht in Erfüllung gehen, wenn wir hier alle geopfert werden sollten. Und weil Gott die Weissagungen den Auserwählten erfüllt, so bin ich fest überzeugt, unsre Rettung muß nahe sein! —“

Es läßt sich nicht beschreiben, wie diese Rede der begeisterten Frau beruhigend auf die Gemüther der zagenden Frauen und selbst auf Josephinens aufgeregten Seelenzustand einwirkte. Aller Augen waren auf diese gerichtet; man betrachtete sie mit einer scheuen Verehrung als Gegenstand eines Wunders, wodurch Gott die Unschuldigen erlösen und ganz Frankreich von der Blutgier der Tyrannen der Revolution erretten würde. So hatte sich um Josephinen ein Kreis gebildet, wie um eine Kö-

nigin, der man nicht allzunahe zu treten wagt. Da unterbrach die lautlose Pause des Erstaunens eine gedämpfte Stimme mit der Frage: „Ist das die Bürgerin Beauharnais, die dort steht?"

Man bejahte diese Frage, und Josephine wendete sich gegen die Fragende, die dadurch verrieth, daß sie diesem Kreise noch fremd sei. Diese aber nahte sich Josephinen und drückte ihr einen mit Bleifeder geschriebenen Zettel in die Hand, worauf nichts als die Worte standen:

„Robespierre und seine Mitschuldigen sind in Anklagestand versetzt; beruhigt Euch; Ihr seid gerettet." —

Diese Zeilen rührten, wie ihr die Ueberbringerin später vertraute, allerdings von Tallien her, der, um Gelegenheit zu erhalten, sie sicher in die Hände der Empfängerin gelangen zu lassen, die List gebraucht hatte, die Frau seines Kammerdieners verhaften zu lassen und in die Gefängnisse der Tuilerien zu schicken. Das war in der Ueberzeugung geschehen, daß sie nach dem Sturz Robespierre's bald wieder gerettet werden würde.

Josephine zögerte nicht, diese erfreulichen Mittheilungen den Umstehenden zu eröffnen. Diese sahen darin Gottes Finger und die Erfüllung des Anfangs jener Weissagung, die dadurch die Macht der Gewißheit erhielt. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Schnelligkeit sich diese Nachricht durch alle Gefangenzimmer verbreitete, und welcher Wahnsinn der Freude die noch wenige Augenblicke

vorher so tief verzweifelnden Weiber ergriff. — Umarmungen, Thränen, Aufjauchzen, selbst Ohnmachten derer, die Kraft gehabt hatten das Unglück zu tragen, die aber jetzt der Freude erlagen, erfüllte den langen Corridor und alle Gemächer.

Indeß sollte die Gefahr noch keineswegs vorüber sein; diese ungewöhnliche Aufregung der Frauen hatte die Wache aufmerksam gemacht und diese hatte es dem Gefangenaufseher gemeldet. Maitre Mathieu forschte nach, und im Rausch der Freude trug man kein Bedenken ihm zu sagen, welche Nachricht die Bürgerin Beauharnais durch einen ihr zugesteckten Zettel empfangen hatte, und daß sein Reich, wie Robespierre's Blutherrschaft, bald ein Ende haben würde. Mathieu wurde wüthend. Der Scharfsinn, der solchen Menschen eigen zu sein pflegt, ließ ihn bald errathen, daß diese Warnung eine Folge des an Tallien beförderten Bildes gewesen sein müsse; so also hatten diese spitzbübischen Frauen, wie er sie nannte, seine Klugheit, worauf er so stolz war, dupirt, so hatten sie ihn hinterlistig verleitet zu einer Pflichtverletzung, die er als einen unauslöschlichen Fleck an seiner Ehre betrachtete — das war in seinen Augen ein todeswürdiges Verbrechen. Er überschüttete Beide mit einem Strom von Vorwürfen, der mit der Drohung endete: „Frohlocket nicht zu früh über die Anklage des großen Bürgers; er wird sich schon zu rechtfertigen wissen, und dann

werden verdoppelte Ströme von Blut sich in die Straßen von Paris ergießen; es werden zu den Opfern der Revolution noch die Hekatomben der persönlichen Rache kommen. Es würde mich gar nicht wundern, wenn in Frankreich Niemand ungeköpft bliebe als Maximilian Robespierre, der öffentliche Ankläger Fouquier Tinville und der Scharfrichter Simon. — Noch befindet sich das Bluttribunal des Convents in voller Arbeit. Man will wissen, daß auf der morgenden Liste vier und achtzig Verurtheilte stehen. Es kostet mir nur ein Wort, so werdet Ihr Beide noch hinzugeschrieben. Deine Frist, Bürgerin Fontenay, ist abgelaufen. Du hast Tallien nicht angeklagt, statt dessen gewarnt — so bist Du reif zum Tode und Du, Bürgerin Beauharnais, lebst nur noch durch meine Nachsicht — diese aber hast Du verwirkt; Ihr Beide seid morgen des Todes — mein Wort darauf, ich bin es — ich bringe Euch auf die Guillotine."

Damit stürmte er fort, ohne auf die Bitten und versöhnenden Worte zu hören, die Beide ihm nachriefen; die schöne Fontenay wurde resignirt und bereitete sich vor zum Sterben mit der frohen Aussicht, daß wenigstens Tallien gerettet sei. Josephinen aber verließ ihr Muth und ihre Hoffnung nicht. — „Ich kann mir den Glauben nicht nehmen lassen", sprach sie, „wie unsinnig es auch klingt, daß jene Prophezeiung erfüllt werden wird; wenigstens habe ich das tiefste Bewußtsein,

daß ich noch zu höhern Dingen bestimmt bin, als an der Rache eines elenden Kerkermeisters zu sterben."

Sehen wir indeß uns weiter um als der Horizont der Gefangenen reichte, und betrachten wir die Scenen, die sich damals außerhalb der Mauern der Tuilerien ereigneten.

Tallien hatte den Brief seiner Geliebten hinter dem Bilde gefunden und daraus ersehen, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, um Robespierre zu stürzen, wenn er nicht selbst fallen und die schöne Fontenay retten wollte. Bisher hatte ihm der Wohlfahrtsausschuß nur Vorwürfe gemacht wegen seiner Lauheit, die er in Bourdeaux bewiesen habe; aber da man es nicht gewagt hatte, ihn in Anklagestand zu setzen, so glaubte er gegen den Haß Robespierre's gesichert zu sein; indeß die Anträge, welche man der Fontenay gemacht hatte, bewiesen, daß Intriguen im Werke waren, um ihn desto sicherer auf das Schafot zu liefern. —

Er begab sich daher sogleich zu Barras, der ebenfalls schon längst gegen Robespierre erbittert war. Dort befanden sich noch einige gleichgesinnte Deputirte des Convents.

Tallien, der ihre Gesinnungen genau kannte und wußte, daß er Verrath nicht zu befürchten habe, da sich Alle mit ihm in gleicher Lage befanden, theilte ihnen im

Vertrauen die von Frau von Fontenay empfangene Warnung mit.

„Ihr seht daraus," sprach er, „was Ihr Alle zu befürchten habt. Der Tyrann sucht Ankläger durch Drohung und Bestechung zu gewinnen, um sich seiner einflußreichsten Feinde zu entledigen. Es wird Zeit sein, daß wir ihm zuvorkommen und schon im nächsten Convent den ganzen Wohlfahrtsausschuß des Mißbrauchs der Gewalt anklagen."

„Indeß," bemerkte Barras, „hat er großen Anhang in der Gemeinde von Paris. Der wildeste Pöbel ist auf seiner Seite; den rohen Neigungen dieser brutalen Menge hat er durch zahlreiche Hinrichtungen geschmeichelt, und ihre Habsucht gewonnen durch das Versprechen der Plünderung aller Reichen und der gleichen Theilung aller Güter. Durch diese entsetzliche Popularität hat er den ganzen Convent beherrscht und alle seine Greuelthaten ausgeführt. Wie sollte es möglich sein ihn zu stürzen, ohne eine neue Revolution zu veranlassen, die schrecklicher sein würde als alle frühern?"

„Man muß ihm nicht Zeit lassen, den Pöbel zu seiner Hülfe aufzuwiegeln. Anklage und Verdammung müssen Schlag auf Schlag folgen. Im Convent hat er keine Freunde; denn so lange Robespierre lebt, ist Keiner, selbst seine Anhänger, seines Kopfes sicher. Er hat sowohl seine Anhänger aus Eifersucht, wie seine Gegner

aus Haß hinrichten lassen, und wie ist man mit diesen Tausenden von Verurtheilungen verfahren, die Robespierre alle gebilligt und angeordnet hat? — Er selbst entwarf die täglichen Anklagelisten und überließ es dem schrecklichen Fouquier Tinville, die Anklage nach Belieben zu begründen oder die Listen durch die Namen von Personen zu ergänzen, die er hinrichten lassen wollte, oft aus keinem andern Grunde, als um die Zahl der Schlachtopfer noch zu vermehren. Er brauchte nicht mehr als vier Stunden, um achtzig Personen anzuklagen und zum Tode verurtheilen zu lassen. Mehr als einmal fand es sich, daß er sich im Namen geirrt hatte, und wenn man ihn darauf aufmerksam machte, rief er aus: „Thut nichts! Einer ist nicht mehr werth als der Andre," und ließ die aus Irrthum Verhafteten hinrichten." —

Ausrufungen des Abscheus erfolgten von allen Seiten, und es herrschte nur eine Stimme darüber, daß ganz Frankreich dieser blutdürstigen Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses und seiner zwölf Commissionen in allen Provinzen müde sei. Tallien übernahm es, diese Tiger im Convent anzuklagen. Die Andern versprachen ihm beizustehen und noch Theilnehmer des Complotts unter den Mitgliedern des Convents zu werben.

Diese letzte Zusicherung hätte aber beinahe den ganzen Plan vereitelt. Couthon, ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und einer der blutgierigsten Gehülfen

Robespierre's, hatte noch an demselben Tage etwas von der Existenz einer Verschwörung im Convent erfahren. Er gab sogleich Robespierre Nachricht davon und rieth ihm, Alle, die nur irgend ihrer Gesinnung nach verdächtig seien, verhaften und schleunigst hinrichten zu lassen. Wäre dieses noch in derselben Nacht vollzogen, so würde er wahrscheinlich seine Blutherrschaft noch auf eine Zeitlang befestigt haben; allein den Tiger hatte der Muth verlassen. Er verwarf den Vorschlag als zu gefährlich, und beschleunigte dadurch seinen Untergang. —

So kam der folgende Tag heran, es war der 27ste Juli 1794, oder der 9te Termidor nach republikanischer Zeitrechnung.

Robespierre mit seinen Collegen, Couthon und St.-Just, hatten den Versammlungssaal mit jener stolzen Sicherheit betreten, die von der Ueberzeugung ausging, daß Niemand es wagen würde an dieser Stelle, die so oft Zeuge seiner unumschränkten Herrschaft gewesen war, seine Stimme gegen ihn zu erheben. Allein statt des gewohnten Beifalls empfing ihn ein fast allgemeines Murren. Der Convent war offenbar aufgeregt. Man sprach erst halb laut, dann immer lauter, daß das Verfahren des Wohlfahrtsausschusses ein verbrecherisches sei, das die härteste Rüge und Bestrafung verdiene; das Elend sei zu groß, die Unterdrückung der Freiheit und Gerech-

tigkeit zu himmelschreiend um länger darüber schweigen zu können. Frankreich müsse endlich von seinen Tyrannen befreit werden und gerechte, gemäßigte Männer müßten an deren Stelle treten.

Noch schien es, daß Niemand den Muth haben werde, mit einer bestimmten Anklage gegen den Wohlfahrtsausschuß hervorzutreten; denn Robespierre's Namen genügte schon, Furcht und Schrecken zu verbreiten. Im Vertrauen darauf erhob sich Robespierre von seinem erhöhten Präsidentensessel und klingelte zum Zeichen, daß er reden wollte. Aber das unzufriedene Durcheinanderreden wurde immer lauter. Robespierre mit seiner krächzenden Stimme wollte Ruhe gebieten; allein Tallien überschrie ihn und in feuriger Beredtsamkeit warf er dem Wohlfahrtsausschuß alle verübten Schändlichkeiten vor, und ganz besonders beschuldigte er Robespierre, daß er nach der Alleinherrschaft strebe.

Wüthend darüber und zuckend an allen Nerven und Gesichtsmuskeln, wollte dieser nun die Rednerbühne besteigen; allein Tallien, der die kleine magere Gestalt dieses bleichen Schreckensmannes weit überragte, vertrat ihm den Weg und die Menge erhob ein furchtbares Geschrei, als er schon die ersten Stufen der Bühne erstiegen hatte und von mehrern Seiten vernahm man den Ruf: „Herunter mit dem Tyrannen!“ —

Da erhob dieser schäumend vor Wuth die Fäuste

gegen die tobende Versammlung und stieß einige Flüche und Verwünschungen aus; doch ein schallendes Hohngelächter bewies, daß man ihn nicht mehr fürchte.

Indeß hatte Tallien die Rednerbühne bestiegen und verlas die schon vorher aufgesetzte und von mehren Mitgliedern des Convents unterzeichnete Anklageacte. Der ganze Convent gab, mit Ausnahme weniger Anhänger Robespierre's, seine Zustimmung und im Namen des Nationalconvents wurde sofort das Decret ausgefertigt, daß der Wohlfahrtsausschuß sofort von seinen Functionen zu suspendiren sei, daß der Convent sich als Tribunal constituire und daß sich die Mitglieder des erstern: Maximilian Robespierre, Couthon und St.-Just, so wie auch deren Gehülfen, Robespierre's Bruder und Lebas, augenblicklich als Angeklagte vor die Schranken des Convents stellen sollten.

Unter den Anklagepunkten, die man Robespierre vorhielt, befand sich auch folgender Zug von Grausamkeit. Vor einigen Tagen sei in sein Haus zufällig ein junges Mädchen gekommen, Namens Cäcilia Regnault, die zwei Messer bei sich gehabt habe. Robespierre habe sie sofort verhaften und mit ihrer ganzen Familie hinrichten lassen. Er habe vorgegeben, daß dieses Mädchen von Verschwornen abgeschickt sei, ihn zu ermorden, und da der ganze angebliche Mordanschlag noch sehr zweifelhaft sei, so hätte er offenbar keine andre Absicht gehabt, als diesen wahr=

scheinlich von ihm selbst angestifteten Umstand zu benutzen, um als ein verfolgter Staatsmann zu erscheinen und sich zur Dictatur aufzuschwingen.

Ein allgemeiner Schrei des Unwillens durchtönte den ganzen Convent. Plötzlich aber entstand ein verlegnes Schweigen. Von draußen her durch die offnen Fenster des Conventsaals erschallte Waffengeklirr und aufrührisches Geschrei. Die dem Fenster zunächst saßen, sahen, daß der ganze Grèveplatz mit Nationalgarde besetzt war. Bajonette starrten in unabsehbarer Anzahl. — Auch Robespierre hatte es bemerkt, daß Henriot, der ihm treu ergebene Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde, gegen den Convent herangerückt war, um ihn zu befreien. — Robespierre hatte nämlich noch vielen Anhang in der Gemeinde, weniger unter der Nationalgarde selbst, die aus dem Mittelstande oder der Klasse der wohlhabenden Bürger bestand. Noch während der Sitzung des Convents hatte sich, schnell wie ein Lauffeuer, durch ganz Paris die Nachricht von seiner Anklage im Convent verbreitet. Da liefen die Sanscülotten der Gemeinde, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, wenn Robespierre gerettet wurde, wüthend aufs Rathhaus und begannen die Sturmglocke zu lauten. Eine unermeßliche Menschenmenge bewaffnete sich und füllte den Grèveplatz, wo sich der Sitzungssaal des Convents befand. Henriot gab den Legionen der Nationalgarde Befehl, diesen Ort zu er-

stürmen, den Wohlfahrtsausschuß zu befreien und alle Conventsmitglieder zu verhaften. Die Tribüne der Zuschauer war mit einer drohenden Menschenmenge gefüllt. Der Augenblick war kritisch. Es war einer der großen Momente, die über das Geschick der Nationen entscheidet. Schon jubelten Robespierre und die Seinigen, und bedrohten den ganzen Convent mit dem Tode. — Doch die da draußen zögerten ihn zu befreien. Man hörte unter der Menge so viele Verwünschungen der Tyrannen, daß Henriot es nicht wagte den Befehl zum Angriff zu geben. Diesen Augenblick des Schwankens benutzte Tallien, um zu rufen: „Bürger, Conventsmitglieder, wollt Ihr nicht Alle Eure Köpfe unter der Guillotine verlieren, so eilt die Tyrannen der Franzosen zu verhaften."

Nun umdrängte Alles Robespierre und seine Genossen. Von der wüthenden Menge überwältigt, wurden ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden, während Robespierre schrie: „Die Gauner triumphiren, die Republik ist verloren!" —

Indeß hatte Barras den Saal verlassen und war in die Reihen der Nationalgarde auf den Grèveplatz getreten, unter welcher er noch viele Freunde und Anhänger zählte. „Der Tyrann und seine Genossen," rief er, „sind des Hochverraths angeklagt und verhaftet; wer von Euch will sich um Frankreichs Freiheit das Verdienst machen,

die Gefangenen unter meinem Befehl nach den Gefängnissen des Luxemburg zu escortiren?"

Henriot protestirte und wollte seine Macht als Befehlshaber geltend machen, um Barras zu verhaften, doch dieser hatte das entschiedene Uebergewicht; bald traten Hunderte von Freiwilligen aus dem Gliede und escortirten, von Barras geführt, die Tyrannen nach den Gefängnissen des Luxemburg.

Dort aber, sei es aus Furcht, Vorsicht oder Anhänglichkeit an Robespierre, weigerte sich der Aufseher der Gefangenen, die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses aufzunehmen. Während des Streitens und Hin- und Herredens darüber gewann die Volkspartthei, aufgehetzt von den Anhängern desselben, die Ueberhand, und nach einem stürmischen Anfall wurde die Wache überwältigt, und im Triumph führten die Befreier Robespierre und seine Genossen auf das Rathhaus. Dort hatte die Gemeinde ihren Sitz, und Robespierre hielt eine feurige Rede, die Alle so begeisterte, daß sie die Hand aufhebend schworen, ihn gegen den Convent zu vertheidigen.

So schien Alles verloren zu sein; indeß Barras war in den Convent zurückgeeilt und hatte berichtet, was vorgefallen war. Da erklärte der Nationalconvent, Robespierre und seine Genossen für geächtet, und beauftragte Barras, sie aufs neue zu verhaften.

Schon war es dunkel geworden über diesen Ver-

handlungen: da erschien Barras mit seinen Bataillonen vor dem Rathhause, und ehe man in der allgemeinen Freude und Verwirrung bemerkte, daß es nicht Henriot mit seiner Nationalgarde sei, deren Bajonette im schwachen Laternenlicht glänzten, hatte Barras mit seinen Bataillonen schon das Rathhaus besetzt und trat in den Saal mit einer Schaar Bewaffneter, die groß genug war, um Alles mit Schreck zu erfüllen. Die Menge überzeugte sich bald, daß jeder Widerstand vergeblich sei, und Barras verlas mit lauter Stimme ein Decret des Nationalconvents, wonach im Namen der großen Nation über Maximilian Robespierre, Couthon und St.-Just, so wie den jüngern Robespierre die Acht erklärt, und er — Barras — beauftragt war, sie zu verhaften. — Robespierre war so betroffen, daß er in die dunkelste Ecke des Saals retirirte, um sich wo möglich hinter den Rücken der Menge zu verbergen; allein plötzlich fiel dort ein Schuß, der Alles auseinander sprengte. Da lag nun das Ungeheuer in seinem Blute mit zerschmetterter Kinnlade. In seiner Nähe fand man ein abgeschossenes Pistol am Boden liegen. Niemand hatte im allgemeinen Tumult bemerkt, wer den Schuß gethan hatte. Einige behaupteten, Robespierre selbst habe sich in der Verzweiflung das Leben nehmen wollen, und nur wegen seiner bekannten Feigheit die Richtung des Schusses so verfehlt; allein man wußte, daß er ohne

Waffen war. Andre wieder wollten wissen, daß es ein Gensdarm gewesen sei, der in der Wuth sein Pistol auf ihn abgedrückt habe. Das Wahre an der Sache war aber, daß es jener François gewesen war, der Geliebte Irenens, der diesen Tiger seiner Rache hatte opfern wollen.

Auf jeden Fall trug dieses Ereigniß dazu bei, Furcht und Schrecken zu verbreiten und jeden Versuch des Widerstandes zu beseitigen. Keine Hand regte sich für seine Rettung, als man den ohnmächtigen Tyrannen nach dem Conventshause trug, wo man ihn mitten in dem, mit amphitheatralischen Sitzen umgebenen, erleuchteten Saal auf die Tafel legte. Dort ließ man ihn liegen bis zum folgenden Tage. Seine Lage muß fürchterlich gewesen sein, als er zum Bewußtein zurückkehrte. Gefoltert von den heftigsten Schmerzen, geschüttelt vom Wundfieber, mit der gewissen Aussicht auf die Guillotine, mußte der einst so allmächtige und stolze Mann sich noch von denen verhöhnt sehen, die vor ihm gezittert hatten, als er noch im Besitz seiner Macht war. — Auch den Verhören seiner Collegen und Gehülfen mußte er in dieser entsetzlichen Lage beiwohnen.

Einer derselben befand sich in einer nicht minder unglücklichen Lage auf einem zweiten Tisch ausgestreckt, und das war sein jüngerer Bruder, das einzige Wesen, das dieser herzlose Mensch vielleicht auf Erden jemals

geliebt hatte. — Dieser junge Mensch besaß zwar nicht die Energie seines schrecklichen Bruders, aber nicht minder zum Despotismus geneigt, war er einer der eifrigsten Gehülfen seiner Grausamkeiten gewesen. Der Unglückliche hatte im ersten Schreck durch einen Sprung aus dem Fenster des großen Rathhaussaals im zweiten Stock sich zu retten gesucht, aber damit beide Beine gebrochen. Man hatte es nicht für der Mühe werth gehalten, ihm einen Verband anzulegen, da die Guillotine doch bald seinen Leiden ein Ende machen sollte. — So hatte Maximilian Robespierre noch den Kummer, außer seinen eignen Leiden die seines Lieblings sehen zu müssen, die er allein verschuldet hatte, indem er ihn zu seinem Bluthandwerk verleitete.

Wenn jemals die Nemesis gerecht, aber auch furchtbar gewaltet hatte, so war das hier der Fall gewesen, wo sie Qualen, die einen hundertfachen Tod überwogen, auf jene Ungeheuer gehäuft hatte, welche so unerhört entsetzlich an der Menschheit gefrevelt hatten.

Nachdem dieser Unmensch und sein Bruder die ganze Nacht und am folgenden Tage bis Mittag auf der Gerichtstafel des Convents gelegen hatten, war die gerichtliche Procedur vollendet und ihr Todesurtel gesprochen, auch das seiner Collegen Couthon, d'Herbois und St.-Just, so wie des boshaften Lebas. — Der Anblick jenes großen Verbrechers an der Menschheit, den

neuere Revolutionaire noch zu vertheidigen suchten, war scheußlich. Der untre Theil seines Gesichts mit einem großen Pflaster bedeckt, der obere bleich, verzerrt und blutig, die Augen geschlossen, der ganze Körper zuckend und zitternd vor Schmerz und jeder Athemzug mit einem leisen brüllenden Stöhnen begleitet, so lag er da bis zum Nachmittag vier Uhr des folgenden Tages (des 28. Juli 1794), als man ihn mit rauher Gewalt aufhob und auf den unten harrenden Todeskarren setzte. Ein Henkersknecht mußte zu ihm hinaufsteigen und ihn aufrecht erhalten, damit er von der Menge gesehen werden konnte. Er war damals 35 Jahre alt; aber ein vergeudetes Leben hatte ihm die Züge eines Greises gegeben, jetzt waren daraus die eines Scheusals geworden. Noch ein und zwanzig zweirädrige Karren folgten dem seinigen; auf jedem saß ein zum Tode Verurtheilter aus der Zahl seiner Genossen und Anhänger. — Der Zug war lang; aber noch immer kaum halb so lang, als die Züge, welche sein eigener fanatischer Blutdurst fast täglich dem Blutbeil zugeführt hatte; und jetzt waren es zum erstenmal Verbrecher, welche die Maschine zu enthaupten hatte; früher waren es größtentheils Unschuldige gewesen. Vor seinem Karren her tanzte in wahnsinniger Wildheit ein Weib, und schrie ihm immer zu: „Dein Tod macht mich trunken vor Freude; herunter mit Dir in die Hölle, der Du verflucht bist von

allen Müttern und Gattinnen!" — Auf dem Blutgerüst riß ihm der Henker mit Gewalt die Binde und das große Pflaster ab, womit seine Wunde bedeckt war, und zeigte das scheußlich entstellte Gesicht nach allen Seiten hin dem umstehenden Volke. Robespierre stieß einen durchdringenden Schrei aus, und nach wenigen Augenblicken fiel sein schuldbeladenes Haupt unter dem Blutbeil.

Man hatte den Schuldigsten bis zuletzt aufgespart. Er mußte einen Kopf nach dem andern von seinen Gefährten fallen sehen. Aber was ihm Erschwerung seiner Strafe sein sollte, das schien ihm noch die letzte Freude seines Lebens zu gewähren. Er wendete kein Auge davon ab, und die ihm zunächst standen, glaubten ein leises Knurren und Schnurren in seiner heischern Kehle zu hören, wie die Töne eines Tigers, der im Blut sich gesättigt hat.

Nur als die Reihe an seinen Bruder kam, auf das schreckliche Bret gebunden zu werden, wendete er den Blick ab, und erst als der klingende Ton des Fallbeils ihm sagte: er hat es vollbracht und jetzt kommt die Reihe an Dich selbst, da zuckte er zusammen wie ein gepeitschter Wurm, und nach wenigen Augenblicken befand er selbst sich auf eben dieser Schaubühne für die letzte Katastrophe seines blutbefleckten Lebens.

An den beiden folgenden Tagen wurden noch drei

und achtzig seiner Anhänger und Genossen zum Tode verurtheilt und auf das Blutgerüst geschleppt. — Und so glaubte man denn endlich, jene Schreckens-Regierung, die Frankreich eine Million Menschen gekostet hatte, mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben. Zum erstenmal seit langer Zeit hatten Simon und seine Guillotine von jetzt an ruhige Tage, und zum erstenmal sahen die Anwohner des Revolutionsplatzes die Sonne scheinen, ohne Blut rauchen zu sehen.

Doch hinweg von diesen düstern Bildern zu mildern, erfreulicheren Scenen!

Wenden wir uns zu den gefangenen Frauen zurück, die wir theils verzweifelnd, theils hoffend verlassen haben.

In der Nacht, die auf Robespierre's Hinrichtung folgte, welche man den Gefangenen sorgfältig geheim hielt, würde Josephine aus dem unruhigen Schlaf geweckt und Maitre Mathieu stand vor ihr.

„Folge mir, Bürgerin Beauharnais!" sprach er mit gedämpfter Stimme, die in der Stille der Nacht um so schauerlicher klang und ließ einen Strahl aus seiner kleinen Handlaterne auf ihr schönes Antlitz fallen, das im Augenblick der Schreck entfärbte.

„Zum Tode?" fragte sie, sich halb aufrichtend.

„Hier kein Wort davon, Bürgerin," entgegnete er

finster; denn obgleich sich Alles glücklich gewendet hatte, so konnte doch der strenge alte Mann den Streich nicht vergessen, den ihm Josephine und die Fontenay gespielt hatten.

Er entfernte sich darauf einige Augenblicke, um ihr Zeit zum Aufstehen zu lassen. — Jetzt waren aber auch die beiden Frauen erwacht, mit denen Josephine ihr breites Bett theilte, und alle Drei zweifelten nicht daran, daß es den Intriguen des alten Mathieu gelungen sei, sie noch seiner Rachsucht zu opfern, ehe die neue Ordnung der Dinge, die sie gerettet haben würde, eingerichtet sei.

Josephine allein blieb resignirt und entschlossen. Sie empfahl der Fontenay ihre Kinder und die arme Irene an ihrer Seite, die ohne eine erfahrne Frau nicht Kraft haben würde, in der ihr so fremd gewordenen Welt zu leben, falls Beide gerettet werden würden. Die Fontenay gelobte es ihr unter tausend Thränen; Irene dankte mit denselben stummen Zeugen des Gefühls, Josephine küßte Beide auf das zärtlichste und trat hinaus auf den Corridor, wo Mathieu sie erwartete. Schweigend folgte sie ihm durch den langen Gang, der nur mit einzelnen Lampen schwach erhellt war, passirte mit ihrem Führer ungehindert die Patrouillen und Wachen, und kam so endlich, noch immer ungewiß über ihr Geschick, in das kleine Gemach des Gefangenaufsehers.

Noch einmal fragte sie den Schweigsamen, was ihr

bevorstehe; doch dieser antwortete: „Geduld, Bürgerin! Glück oder Unglück erfährt man nie zu spät."

Alsdann zündete er mittelst des Lichts in seiner Laterne ein Lichtstümpfchen an, schlug ein dickes Buch in Folio auf, das endlose Register seiner Gefangenen, und deutete auf den Namen: „Josephine, Bürgerin Beauharnais." —

Nachdem Josephine diesen ihren Namen deutlich gesehen hatte, nahm er eine stumpfe Feder und strich ihn aus. Darauf schrieb er an den Rand in die betreffende Columne: „Abgeführt am 10. Thermidor." —

Das war dieselbe Bemerkung, die Josephine in diesem Augenblick bei jedem Namen in der langen Reihe der Hingerichteten wahrnahm, und dieser Umstand war wenig geeignet, die Unglückliche zu beruhigen.

Mathieu erschien ihr unendlich hart, rachsüchtig und grausam; aber er hatte ihr doch früher, ehe sie ihn beleidigt hatte, viel Gutes erwiesen und so in ihrer Herzensgüte und voll Edelmuth, um sich in den letzten Augenblicken des Lebens noch mit Gott und Menschen zu befreunden, bat sie ihn mit ihrer liebenswürdigen Anmuth um Verzeihung wegen der Beleidigung mit dem Bilde, und wollte ihm noch den Ring — ihr letztes Eigenthum schenken, worin sich noch einige werthvolle Steine befanden.

Da ging dem alten Manne das Herz auf, Thrä-

nen zitterten zwischen seinen grauen Wimpern und zum erstenmal in seinem Leben vergaß er seine Würde als Concierge, und küßte ihr mit einer zärtlichen Ehrerbietung die Hand. „Bürgerin," sprach er, „behalte Dein Geschenk, ich habe schon genug Andenken von Dir. Es thut mir wehe, daß es mir untersagt ist, Dich über Deine nächste Zukunft aufzuklären, aber bedenke: der alte Gott lebt wieder — jener Maximilian Robespierre, der ihn abgeschafft hatte — ist hingerichtet!" —

Es ist unmöglich mit Worten zu beschreiben, welchen erschütternden Eindruck diese Nachricht auf Josephinen machte. Zum erstenmal seit ihren Leiden fühlte sie sich wieder menschlich weich gestimmt, und eine Fluth von Thränen überströmte ihr mildes Antlitz, das wieder Leben und Farbe gewann. In diesem Augenblick war es ihr kaum noch zweifelhaft, daß die Stunde ihrer Befreiung nahe. Stark genug, das Unglück, auch das schwerste zu tragen, sah man sie auf einen Sessel niedersinken, weil die Kraft sie verlassen hatte, ein Glück zu empfangen, dessen Nähe sie ahnete.

Mathieu war hinausgegangen, um zu sehen, ob der Wagen da sei, den er erwartete. Indeß trat aus einer Seitenkammer ein liebliches junges Mädchen heran. Ihre Augen schwammen in Thränen; sie kniete nieder neben Josephine, und drückte ehrerbietig ihre Hand an ihre heißen Lippen. Josephine hatte ihr Nahen kaum bemerkt.

Jetzt blickte sie auf und erkannte Marion, die ganz durchdrungen war von Gemüthsbewegung.

„Ach Madame," sprach diese, „könnte ich so glücklich sein mit Ihnen zu ziehen! Meine letzte Freude geht mit Ihnen fort aus dieser traurigen Wohnung des Unglücks!" —

„Gute Marion," entgegnete Josephine, und küßte das liebe unschuldige Mädchen voll kindlicher Anhänglichkeit auf die Stirn, „weiß ich doch selbst nicht, ob man mich zur Guillotine oder zu meinen Kindern führen wird. Sollte einst mein Loos wieder ein glückliches werden, so zweifle nicht, daß ich eilen werde, Dich zu mir zu nehmen, denn im Glück und Unglück thut eine treu anhängliche Seele dem Herzen wohl." —

„O Madame! wie glücklich würden Sie mich machen — aber mein armer Vater — ach sein Herz ist so gut, so menschenfreundlich — er leidet am meisten unter der Erfüllung einer harten Pflicht."

„Auch für ihn würde ich sorgen, Ihr bliebet Beide in meinem Hause; — aber mein Himmel, wohin verirrt mich meine Phantasie — mein Vermögen und das meines Gemahls haben die Blutsauger Frankreichs verschlungen — kaum wüßte ich selbst, wohin mein Haupt legen — —"

„Ach Madame!" rief das Mädchen wie begeistert mit Freude strahlenden Blicken, „hätte ich nur einen von

den Diamanten, die einst in Ihrer Krone strahlen werden, dann wäre mir für mein ganzes Leben geholfen." —

Da die Kleine auch von jener Prophezeiung der alten Mulattin gehört haben mochte, von der die Gefangenen sich öfters unterhalten hatten, so war diese Weissagung auf ihr noch kindliches Gemüth nicht ohne den tiefsten Eindruck geblieben, und grade dieser reine, feste kindliche Glauben, der sich hier wie eine neue wunderbare Vision abspiegelte im Augenglanz dieser begeisterten Seherin, machte auf Josephinen einen tiefern Eindruck, als alle früheren Verkündigungen dieser Art. — Indem sie selbst es sich nicht gestehen wollte, daß sie wenigstens sich noch zu höhern Dingen bestimmt glaubte, lächelte sie still vor sich hin und entgegnete: „Von einer Diamantenkrone, liebes Herz, wird schwerlich die Rede gewesen sein. Auch eine Dornenkrone, wie sie unser Herr trug, heißt eine Krone, und wer weiß, ob es nicht im Buche meines Geschicks geschrieben steht, daß ich einst, um Frankreichs Heil zu fördern, diese Märtyrerkrone tragen werde."

Noch war sie weit davon entfernt zu ahnen, daß sie bestimmt sei, einst beide Kronen zu tragen.

Indeß kehrte Vater Mathieu zurück, um zu melden, daß der Wagen sie erwarte. Kaum hatte Marion die Schritte des Nahenden gehört, so küßte sie schnell die

Hand Josephinens und entfernte sich behende und leise, wie sie gekommen war.

Mathieu führte sie wieder eben so schweigsam durch die langen dunklen Gänge des Palastes, eine schmale Seitentreppe hinab und von da i'ns Freie; dann ging es über einen dunkeln Hof durch eine Nebenpforte im Eisengitter, wozu er den Schlüssel hatte. Dort hielt ein Wagen, von einem schwachen Laternenlicht dämmernd erhellt. Auf dem ganzen Wege befand sich keine Schildwache. Als der Concierge den Wagenschlag öffnete, sah Josephine einen Mann darin sitzen, der bis unter die Augen in einen weiten Militairmantel gehüllt war und offenbar sich bemühte, unter dem Schatten eines breitgekrämpten Huts diese zu verbergen.

Erschreckend trat Josephine einen Schritt zurück. „Was ist das? fragte sie, „was will der Herr?"

„Dieser Bürger wird die Bürgerin Beauharnais an ihren neuen Bestimmungsort führen," entgegnete Mathieu; „die Bürgerin wird wohl thun, dem Bürger keine Frage vorzulegen, denn sie würde keine Antwort erhalten."

Seltsames, geheimnißvolles Abentheuer! — Wozu, dachte sie, dieses Spielen mit Geheimnissen, an denen ein Menschenleben hängt? — Josephine war nicht ohne Aengstlichkeit; indeß muthvoll und entschlossen wie wenige Frauen, stieg sie ein.

Eine Zeitlang fuhren sie nebeneinander schweigend

durch die damals noch schwach erleuchteten Straßen von Paris. Viele Laternen waren noch von den Volksaufständen her zerschlagen; andre hatten im wildesten Volkstumult dem Pöbel als Galgen gedient, um mit dem Ruf: „an die Laterne!“ „an die Laterne!“ irgend einen durch den Straßenkoth herangeschleppten Aristokraten oder Pfaffen am eisernen Arm des Laternenpfahls zu erhängen, und nun wollte kein Lampenanzünder mehr dort ein Licht anzünden. Josephine kannte, aus den Erzählungen spät gekommener Gefangenen, diese Geschichten, welche jetzt auf diesem Wege sich ihrem Gedächtniß und ihrer Phantasie wieder aufdrängten. Endlich, um sich von diesen sinnverwirrenden Bildern zu retten, wagte sie es, ihren Begleiter zu fragen: „Wohin wird der Bürger mich führen?“

Dieser legte schweigend seine Finger auf ihren Mund; Josephine schauderte zusammen und schwieg.

Endlich war das Ziel ihrer Fahrt erreicht. Der Begleiter sprang zuerst aus dem Wagen, um ihr zu helfen, bei welcher Gelegenheit der Mantel sich öffnete, und eine reiche goldgestickte Militair-Uniform sichtbar wurde. Doch eben so schnell war der Mantel wieder zusammen geschlagen, und Josephine bemerkte jetzt, daß er eine schwarze italienische Halbmaske trug, womit er sich unbemerkt von ihr während des Fahrens verlarvt hatte. Jetzt freier in seinen Bewegungen half er ihr

mit dem Anstande eines altfranzösischen Edelmanns, und führte sie in ein schmales Haus, eine dunkle Treppe hinauf in die erste Etage, wo er neben der verschlossenen Gitterthür an einer Klingelschnur zog. Augenblicklich wurde durch einen unsichtbaren Drückerzug geöffnet, und bei dem schwachen Schein einer kleinen Wandlampe auf dem Vorsaal bemerkte Josephine eine Flügelthür, die auf leises Klopfen ihres Begleiters rasch geöffnet, sie in einen kleinen hell erleuchteten Salon blicken ließ; doch geblendet von dem ungewohnten Lichtschimmer stand sie zögernd einige Augenblicke auf der Schwelle, als plötzlich der Ausruf:

„Ach Mutter — Mutter — geliebte Mutter!“ — von zwei reizenden Kinderstimmen sie in das freudigste Erstaunen versetzte.

Josephine sank auf ihre Knie und umfing mit der zärtlichsten Liebe die beiden engelschönen Kinder, die sich laut aufjauchzend in ihre Arme schmiegten.

„Mein Eugen,“ rief sie, „meine Hortense, o erzählt, Ihr geliebten armen Kinder, wie ist es Euch so lange ergangen.“

„Ach, ein guter freundlicher Herr hat sich unsrer angenommen, als auch die arme Madame Lenoy verhaftet und hingerichtet wurde, und wir nun ganz hülflos und verlassen waren.“

„Ach der gute Herr,“ fiel Hortense ein, „er kam oft

und brachte Bisquit und schöne Spielsachen; und nahm Eugen auf die Knie und ließ ihn lesen, und besah meine Zeichnungen und lobte und tadelte, als wäre er unser guter Papa gewesen. Auch von Dir, Mütterchen, brachte er immer freundliche Grüße und gute Nachrichten; vom Vater aber sagte er, er sei weit — weit weg, in ein fremdes Land gereiset — zum lieben Gott — meinte er."

„Aber," fuhr der kleine Eugen fort zu plaudern, „wir wußten nicht, wo der liebe Gott wohnt, wir fragten Madame Gouteau. Still Kinder, antwortete sie, der wohnt schon lange nicht mehr in Frankreich. Da schlug ich meine Landkarten auf und fragte, aber wo....? Ueberall, antwortete sie, wo es nicht so gottlos mörderlich hergeht, wie in Frankreich; am liebsten im Himmel! — Ach da suche ein Andrer, rief ich verdrießlich, und schlug meinen Atlas zu, aber Du weißt es gewiß, Mütterchen, wo wohnt der Vater jetzt beim lieben Gott?"

„Arme Kinder," entgegnete Josephine mit hervorbrechenden Thränen, „dankt Gott, daß Euch der Himmel Eure Mutter wiedergegeben hat...." Mehr wollte sie an diesem dem Glück des Wiedersehens geweihten Tage nicht äußern, um den geliebten Kindern keinen Tropfen Wehmuth in ihren Freudenkelch zu gießen, und um ihre Aufmerksamkeit von dem schmerzlichen Gegenstand ihrer Fragen abzuwenden, fragte sie selbst:

„Aber wie hieß der gute Herr, der sich Eurer angenommen hatte?"

„Onkel!" antwortete Hortense lebhaft.

„Nun gut, aber sein Namen!"

Ach, Mütterchen, rief Eugen zärtlich, „für uns hatte er keinen Andern."

„Ich meine, Eugen," sprach Hortense altklug, „er war es, der uns die liebe Mutter wieder gebracht hat, eben so groß, eben so schön, ich sah es ganz deutlich, wie er einen Augenblick die häßliche Maske abnahm, um sich die Thränen abzutrocknen. Eben wollte ich ihm in die Arme fliegen, da winkte er mir ruhig zu bleiben, und zog sich zurück."

„Wo ist er," rief Josephine, der wir es nicht verdenken können, wenn die ersten Augenblicke des Wiedersehens ihrer geliebten Kinder ihre Gedanken völlig von ihrem stummen Begleiter abgezogen hatten; „wo ist der Wohlthäter meiner Kinder, und mein Retter," setzte sie hinzu, indem es ihr klar wurde, daß dieser edle Unbekannte, der aus Zartgefühl nicht einmal sich zu erkennen geben wollte, auch der Retter ihres Lebens, der Befreier aus dem Gefängnisse gewesen war.

Aber fort war er, ihrer Dankbarkeit ausgewichen, und alle Fragen an ihre Kinder brachten sie nicht auf die Spur, wer es wohl gewesen sein könne.

Nun erst führten ihre Kinder sie in die, an den

Salon gränzenden beiden kleinen Zimmer, und mit nicht geringer Ueberraschung erkannte sie überall wieder ihre Lieblingsgegenstände und Meubles aus ihrem Boudoir und aus ihrem Wohnzimmer. Alles kam ihr wie ein Traum vor, selbst im Schlafzimmer, ihr grünseidnes Himmelbett und der persische Teppich, die kostbare Toilette, die kleine Bibliothek, ihre Garderobe, nichts fehlte, als ihre alte treue Kammerfrau, ihre gute Louison, die vielleicht im Sturm der Revolution untergegangen war. Fast hätte sie ihr eine Thräne des Andenkens geweihet, da öffnete sich die Thür eines kleinen Nebenkabinets und ihre gute Louison sank weinend auf ihr Knie nieder, und küßte die Hand, indem ihre bewegte Stimme kaum die Bitte zu stammeln vermochte, daß die theure Frau Vicomtesse sie doch wieder in ihren Dienst aufnehmen möge.

Josephine war auf das tiefste bewegt. Sie hob die gute Alte vom Boden auf, und vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben umarmte sie die treue Dienerin und sagte: „Und wenn ich nichts mehr habe, und wenn alle meine Güter confiscirt sind, so wird meine gute Louison den letzten Bissen Brod mit mir und meinen armen Kindern theilen.“

„Ha, bei Gott,“ rief diese, „aber ich glaube, der Inhalt Ihres Secretairs wird Madame Vicomtesse darüber beruhigen.“

Damit überreichte sie Josephinen den kleinen künstlich

gearbeiteten Schlüssel, den diese wie ein theures Kleinod voll Entzücken küßte. — Josephine öffnete, und fand einige Rollen Gold und einen Zettel, worauf nichts stand als die Worte: „Hier empfangen Sie den letzten geretteten Rest des vom Wohlfahrtsausschuß confiscirten Vermögens Ihres seligen Gemahls. Bedürfen Sie Rath und Hülfe, so wenden Sie sich an Tallien oder an Barras, Beide sind Ihre Freunde!“

„Ha, Barras,“ rief sie aus mit der Sicherheit einer allen Beweisen voraus eilenden Ahnung, „Barras und kein Andrer war mein Retter und der Wohlthäter meiner Kinder! — Nur ihm traue ich den Edelmuth zu, zu helfen und retten, und sich meinem Dank zu entziehen.“

Durch Louison's Erzählung erfuhr sie nach und nach mehrere Züge von seiner Aufmerksamkeit. Er habe nicht nur sich der Kinder angenommen, und sie der Obhut einer trefflichen alten Dame übergeben, der er das Kostgeld vorausgezahlt habe, sondern auch sie selbst in ihrem Mansardenstübchen im großen verödeten Hôtel Beauharnais aufgesucht, und sie mit Geld versehen, um bei der bevorstehenden Versteigerung der sämmtlichen Effecten des Hôtel Beauharnais diejenigen Sachen wieder anzukaufen, welche ihrer Gebieterin besonders werth gewesen seien; „denn,“ sprach er, „ich werde Alles anwenden, Autorität und selbst Bestechungen, um wenigstens dieses interessante

Wesen, die unglückliche Vicomtesse zu retten — der arme Beauharnais ist ohne Rettung verloren." —

„O nun geht mir ein Licht auf," rief Josephine; „dann hat er den übrigens so strengen Maitre Mathieu durch das Ansehen seiner Stellung und durch große Belohnungen gewonnen gehabt, jenen scheinbaren Zufall herbeizuführen, durch den der Tod mich vergessen zu haben scheint. O morgen werde ich zu ihm eilen und ihm meinen Dank abstatten." —

Am folgenden Tage begab sich Josephine zu Barras, der, obwohl unverheirathet, ein großes und elegantes Haus zu machen wußte, wie es eher einem General des Königthums, als einem Republikaner angestanden hätte. Allein dieser Paul François Jean Nicolas, Vicomte de Barras, wie er sich früher schrieb, konnte es nie vergessen, daß er aus der berühmten Adelsfamilie der Barras herstammte, deren Alter in der Provence zum Sprichwort geworden war. Es hatte ihm Mühe genug gekostet, unter den Stürmen der Revolution seinen Adel zu verleugnen, aber etwas Feines, Vornehmes und Nobles in seinem Wesen und Benehmen, dabei eine gewisse Prachtliebe und ein Geschmack an glänzenden Uniformen, und jene feine Galanterie gegen Damen, die den ancien Marquis bezeichnete, war ihm immer geblieben, und das Alles stach zu sehr ab gegen den schmuzigen Cynismus

im Benehmen und in der Haltung, welche die Jacobiner und die Mitglieder der Schreckensregierung, mit Ausnahme Robespierre's (der immer sehr sorgfältig gekleidet war), zur Schau trugen, daß er nur als entschiedener Demokrat und exaltirter Revolutionair sich halten konnte.

Barras war ein schöner, hochgewachsener Mann, jetzt erst 39 Jahre alt, der wohl den Frauen noch gefährlich werden konnte, obgleich sie es ihm nicht mehr wurden. Als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc hatte er seine militairische Laufbahn (1775) begonnen; in dieser Zeit machte er eine Reise nach Isle de France, zu einem nahen Verwandten, der dort Gouverneur war. Er trat ein in das Regiment von Pondichery und ließ hier sich hinreißen von den Leidenschaften der Tropenländer, vom Spiel und von Ausschweifungen in der Liebe. Dieselbe Lebensart setzte er leider fort, nachdem er in das üppige Paris zurückgekehrt war. Nach Verlauf eines Jahres waren seine Gesundheit und sein Vermögen zerrüttet. Es erfolgte eine Katastrophe von Krankheit und Noth, die eine völlige Umwandlung in seinem Charakter hervorbrachte. Er war ein Mann geworden, von dem man bei uns sagen würde, er habe sich die Hörner abgelaufen. Bei den reichen Zuflüssen aus seinen Familiengütern ordneten sich bald wieder bei einem geregelten Lebenswandel seine Vermögensverhältnisse. Er

konnte nun wieder glänzend und standesgemäß leben, wie er es liebte, und das that er, ohne in die früheren Verirrungen zurückzufallen. Das Spiel war ihm zum Ekel geworden, wie die Gemeinheit der Weiber, die früher fast seinen einzigen Umgang gebildet hatten; aber das Selbstgefühl des Edelmanns war erwacht; er liebte es, wo es ohne seine politische Laufbahn zu beeinträchtigen geschehen konnte, sich in vormaligen Adelskreisen zu bewegen, und mit interessanten, geistreichen Frauen jenen leichten pikanten Ton einer feinern Galanterie zu unterhalten, der damals an der Tagesordnung war. So fand er sich auch früher nirgends so wohl und angenehm unterhalten als in den frühern Abendzirkeln der interessanten Vicomtesse von Beauharnais, deren Salon, wegen der politischen Richtung ihres Gemahls und vermöge seiner Verbindung als Präsident der Nationalversammlung auch von den Terroristen der Revolution besucht wurde, weshalb er ohne verdächtig zu werden, dort sich sehen lassen konnte. Dort gewann er jene achtungsvolle Zuneigung für diese ausgezeichnete Frau, wodurch er sich bewogen fühlte, sich ihrer Kinder mit dem Zartgefühl und dem Edelmuth anzunehmen, welche Eigenschaften durch Geburt und Erziehung tief in seinem Charakter begründet waren.

Sein politisches Leben war indeß eben so excentrisch wie das aller bedeutender Männer jener Zeit. Beim

Ausbruch der Revolution trat er als entschiedenster Gegner des Hofes auf, nahm am 14. Juli 1789 Antheil an der Erstürmung der Bastille, und am 10. August an der Einnahme der Tuilerien; gleich darauf wurde er zum Geschwornen bei dem Tribunal Orleans ernannt, und im September zum Abgeordneten im Nationalconvent. Hier sah er sich genöthigt, für den Tod des Königs zu stimmen. Sein erster Gedanke war, seine Entlassung zu nehmen; denn er war nur Feind des Königthums, nicht der Person des unglücklichen Königs; er machte einen Versuch, ihn zu retten; allein die Entlassung wurde ihm verweigert, und die Brutus der Versammlung nannten ihn einen Abtrünnigen. Sein eigner Kopf stand auf dem Spiele, ohne Möglichkeit damit das Leben des Monarchen retten zu können, und so warf er, ohne ein Wort zu sprechen, durch Drohungen gezwungen, die schwarze Kugel in die Urne der Abstimmung dieser neuen Höllenrichter über das geheiligte Leben ihres Königs. — Barras wurde sodann als Volksrepräsentant in die südlichen Departements geschickt. Hier hatte er freilich auch die Verpflichtung zu üben, der Schreckensregierung als Mordgehülfe zu dienen, aber wo es nur immer möglich war, geschah es mit so viel Schonung und Menschlichkeit, als die Umstände zulassen wollten.

So war Barras gleichsam eine doppelte Natur:

ein Revolutionair und Schreckensmann, ein gewesener Roué und dennoch ein sehr edler Mensch, und bei alle den demokratischen Formen des Umgangstons blickte doch immer der ancien Marquis durch, sobald er nicht mehr nöthig hatte, die Maske des Jacobiners vorzunehmen.

Wir werden sehen, wohin diese Charaktermischung führte, als er später in das Directorium eingetreten war. Jetzt empfing er Josephinen mit dem abgeschliffnen Wesen eines Edelmanns vom Hofe Ludwigs XVI.

„Ah, Frau Vicomtesse von Beauharnais," rief er ihr, wie mit freudigem Erstaunen entgegen, indem er das revolutionaire: „Bürgerin" vermied. „Wie überrascht bin ich, Sie hier zu sehen; wie glücklich schätze ich mich, die liebenswürdige Gemahlin meines unvergeßlichen Freundes aus so unangenehmen Verhältnissen und Gefahren errettet zu sehen." —

„Durch Ihre Güte, Ihre Menschlichkeit und Ihren Edelmuth, Herr Vicomte," unterbrach ihn Josephine, indem sie sein Beispiel nachahmte, ihm den Titel zurückzugeben, den er vor der Revolution geführt hatte, und das konnte in diesem Augenblick ohne Gefahr geschehen, da Beide sich ohne Zeugen befanden; „und deshalb," fuhr sie fort, „habe ich es gewagt, mich Ihnen vorzustellen, um Ihnen den gerührtesten Dank abzustatten für meine Rettung und die meiner Kinder —

ganz besonders aber für die zarte Aufmerksamkeit und die wahrhaft edelsinnige Discretion, womit Sie Alles besorgt haben, was, wenn es möglich wäre, mich mein Unglück vergessen lassen könnte."

„Aber, theure Vicomtesse," entgegnete er mit dem Ausdruck der Ueberraschung, „Sie setzen mich wahrhaft in Erstaunen. — Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wäre es mir vergönnt gewesen, das Geringste für die Erleichterung Ihrer Lage zu thun; allein als Mitglied des Convents, als commandirender General würde jedes Zeichen von Milde gegen eine Proscribirte, in den Augen jener Terroristen, ein todeswürdiges Verbrechen gewesen sein. Also . . ."

„Um desto größer," fiel ihm Josephine in die Rede, „sind Ihre Verdienste, um so bewunderungswürdiger Ihr Edelmuth, um so unauslöschlicher mein Dankgefühl."

„In der That, Frau Vicomtesse, Sie setzen mich in nicht geringe Verlegenheit durch den für mich so schmeichelhaften Irrthum, worin sie befangen sind. Indeß Ihren Dank, den ich nicht verdient habe, muß ich auf das bestimmteste ablehnen."

„Nun dann, edler Mann," rief Josephine aufstehend, „wenn Sie meinen Dank verschmähen, so werden Sie doch nicht die Grausamkeit haben, die Dankbarkeit meiner unschuldigen Kinder zurückzuweisen! —"

und mit diesen Worten öffnete sie die zum Vorzimmer gehende Thür, und auf ihren Wink standen die beiden lieblichen Kinder, Eugen und Hortense vor ihrem in der That überraschten Wohlthäter, den sie augenblicklich erkannten.

„Ach der gute Onkel!" rief Eugen und Hortense zugleich, mit dem Ausdruck der zärtlichsten Freude.

„Nun dankt ihm selbst, der so väterlich für Euch gesorgt hat."

Kaum bedurfte es dieser Aufforderung, denn schon hatten Eugen und Hortense sich seiner Hände bemächtigt und sie mit Küssen bedeckt, und jetzt erfolgte der liebevollste Ausdruck der Dankbarkeit mit aller der lebendigen, unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, die diesen engelschönen Kindern eigen war. Eugen war zwölf, Hortense elf Jahre alt, also diese letztre besonders in dem Alter, wo die lebhafte Unbefangenheit der Kindlichkeit schon mit den noch schlummernden Reizen der werdenden Jungfräulichkeit verbunden ist. Da vermochte Barras nicht länger zu widerstehen.

„Wenn die Engel des Himmels gegen mich zeugen," rief er, sie umarmend, „so bin ich besiegt und gebe mich gefangen, und Sie, geehrte Vicomtesse, habe ich als Besiegter nur um Milde und Verzeihung zu bitten; üben Sie Gnade für Recht, indem Sie mich mit jedem Dank verschonen, der mich nur für so kleine Gefälligkeiten be-

schämen würde. Diese waren durchaus nichts als eine angenehme Verpflichtung, die Sie mir in glücklichern Zeiten auferlegt haben, durch das Wohlwollen, das ich in Ihrem Hause genossen habe. Wollen Sie mir dieses wieder zuwenden, so würden Sie mich überreich belohnen."

„O Sie edelster aller Männer," rief Josephine mit Begeisterung aus, „ich verehre Sie, wie einen Gott, und liebe Sie mit der Innigkeit der achtungsvollsten Freundschaft; meine Kinder werden Sie wie ihren Vater ehren; das Herz ist Alles, was uns die schreckliche Revolution noch gelassen hat — verschmähen Sie dieses Geschenk der Dankbarkeit, so haben wir Ihnen nichts mehr darzubringen."

„Wahrlich," rief Barras aus und küßte ihre Hand, „der Lohn ist größer als die That. Sie haben mir damit das schöne Recht gegeben, Ihr Freund in voller Bedeutung des Worts zu sein und dieses legt mir die Verpflichtung auf, Ihnen in Betreff Ihres Vermögens einen freundlichen Wink zu geben. Ich selbst habe den Oberbefehl über die Truppen niedergelegt; nachdem ich Frankreich von dem blutdürstigsten Tyrannen, den es jemals auf Erden gegeben hat, befreiet habe, glaube ich Größeres zum Heil meines Vaterlandes nicht mehr vollbringen zu können. Ja, Liebe, ich bin entschlossen, nach so vielen Stürmen in den Hafen der Ruhe mich zurückzuzie-

ben. Wollen Sie meine Einsamkeit theilen, so werden Sie mich glücklich machen."

„O wie gern," rief Josephine, „indeß habe ich auch Verpflichtungen für meine armen Kinder, denen die Revolution Alles geraubt hat."

„In dieser Beziehung, liebe Freundin, werde ich Sie Tallien empfehlen. Er ist jetzt der mächtigste Mann in Frankreich. Sie werden ihn heute Abend in meiner Soirée sehen, wenn Sie uns dabei mit Ihrer Gegenwart beglücken wollen. Wir werden ihm tüchtig ein-einheizen wegen Herausgabe der confiscirten Güter des Herrn von Beauharnais, es wird ihn in rasende Verlegenheit setzen, indeß que faire — so von Nichts können Sie nicht leben."

„Verschonen wir ihn heute damit," bat Josephine; „überhaupt meine kleinen Angelegenheiten werden nicht so wichtig sein, um sie ausschließlich zum Gegenstande der Belästigung eines Staatsmanns in so bewegten Zeiten zu machen. Ich werde für alle Frauen und Kinder hingerichteter Familienhäupter bitten, und zweifele nicht, damit zugleich meine eignen Reclamationen gefördert zu haben."

„Erschwert zu haben," rief Barras, „Sie werden damit Verlegenheiten auf Verlegenheiten häufen."

„Thut nichts," rief sie fast leichtsinnig, „desto mehr Anreiz mein Ziel zu verfolgen, desto größer und beglücken-

der wird mein Sieg sein. Indeß bedarf ich dazu einer Bundesgenossin. Meine erste Bitte an Tallien wird sein, die schöne Fontenay zu befreien."

„Die steht schon in seinem Herzen geschrieben."

„Und alle meine armen Mitgefangenen. Der Tyrann ist todt, warum sind seine Opfer noch nicht in Freiheit gesetzt?" —

„Ah, Madame, es macht mich glücklich, Ihnen die Befriedigung zu geben, daß dieses heute noch geschehen wird."

Noch an demselben Tage erschienen in den Gefängnissen zwei Deputirte des Convents, deren Namen mehr geeignet waren Schrecken einzuflößen als Hoffnung. Es waren Bourdon de l'Oise und Legendre. Wer hätte jetzt geglaubt, daß dieser derselbe Mann sei, der als einer der enragirtesten aller Conventsmitglieder damals den empörenden Vorschlag gemacht hatte, den Körper Ludwigs XVI. zu theilen und jedem der 84 Departements ein Stück davon hinzusenden, der jetzt als Bote des Friedens und Verkünder der Freiheit, den unglücklichen Gefangenen wie ein Bote des Himmels erschien. Und sein Gefährte war eben so verrufen und jetzt eben so gesegnet. Diese beiden Männer kündigten allen Gefangenen im Luxemburg und in den Tuilerien die Freiheit an.

Diese Glückseligkeit zu beschreiben, dieses Wiedersehen zerrissener Familien — aber auch bei Vielen den Schmerz zu schildern über Verluste der theuersten Familienglieder während der Zeit der Abgeschlossenheit von der Welt — das ginge über die Macht der Feder.

Frankreich schien einer schönen Zukunft entgegen zu gehen. Allein die Schreckenszeit hatte nur das bewirkt, daß die wohlhabendere Klasse der Franzosen sich nur nach Ruhe und gesetzlicher Ordnung sehnten und sich Alles gefallen ließen, um nicht Alles zu verlieren.

Uebergehen wir die nächste Periode des Schwankens zwischen den Verfassungsformen, und wenden wir uns zu den Zeiten des Directoriums, die uns nie wiederkehrende Eigenthümlichkeiten vom höchsten Interesse darbieten.

Wir müssen doch noch etwas hinzufügen, ehe wir diesen Abschnitt schließen.

Am Abend desselben Tages, der durch die erste Unterredung Josephinens mit Barras so folgenreich für ihr Geschick geworden war, wurde sie in Barras Salon dem einflußreichen Deputirten, Tallien vorgestellt. Sie gab ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen, und malte mit Feuerzügen ihre Bewunderung über den Muth und die Ener-

gie, wodurch er das Ungeheuer vernichtet und Frankreich, so wie sie selbst gerettet habe. Daran knüpfte sie jedoch die Bemerkung, daß ihm noch vieles Unrecht, das die Schreckensregierung begangen habe, wieder gut zu machen übrig bleibe, um Frankreich ganz zu beruhigen, indem es seiner würdig sei, den Kindern der Verurtheilten ihr Vermögen wieder herstellen zu lassen. Sie drang darauf mit den lebhaftesten Vorstellungen und einer Beharrlichkeit, deren nur Frauen, einem Staatsmann gegenüber, der auszuweichen sucht, fähig sind. — Die Verlegenheit des würdigen Deputirten war nicht gering. Er äußerte mit vieler Verbindlichkeit:

„In der That, Bürgerin, ich finde in Ihrer Verwendung für so viele Unglückliche einen höchst edlen Muth, der Sie ungemein ehrt. Uebrigens muß ich Sie recht dringend bitten, mit solchem Ansinnen Geduld zu haben. Ich muß die Versicherung hinzufügen, daß es der Zeit bedarf, um einen so großen Act der Gerechtigkeit ausführbar zu machen. Indeß bekümmern Sie sich deshalb nicht; es würde weniger Mühe machen, Ihnen ausnahmsweise einen Theil der Güter Ihres Gemahls wieder zu verschaffen, als eine solche Maßregel für Alle durchzusetzen, die ein Recht haben sie zu fordern.“

„Bürger,“ rief sie entrüstet, mehr den Eingebungen des Edelmuths als der Ueberlegung folgend, „ich würde es für eine neue Ungerechtigkeit halten, Eine bevorzugt

zu sehen vor so vielen Andern, die es gleich mir bedürfen. Ich würde mich schämen einen Vorzug zu genießen, der mich zwingen würde zu erröthen über Begünstigungen, die ich so wenig verdient zu haben glaube. Mein Wahlspruch bleibt: Gerechtigkeit Allen oder Niemandem!" —

„Ich bewundre diese Gesinnungen, einer Römerin würdig," entgegnete Tallien mit der Feinheit eines Diplomaten, „die mir indeß die Macht nehmen, Ihnen zu helfen und die mich zwingen werden, Sie Ihrem Schicksal zu überlassen." — Mit diesen gemessener ausgesprochenen Worten verneigte er sich, wie es schien etwas verletzt, und ließ Josephinen stehen.

Barras machte ihr darüber Vorwürfe, daß sie aus allgemeiner Menschenliebe das Wohl ihrer Kinder außer Acht gelassen habe, und Josephine durch die Wahrheit dieses Vorwurfes betroffen, versprach auf anderem Wege das Versäumte wieder nachzuholen.

Es war Frau von Fontenay, auf deren Mitwirkung sie rechnete. Diese in den Gefängnissen des Luxemburg ihr so werth gewordene Freundin war durch Tallien's Einfluß ohne Schwierigkeit in das Vermögen ihres Gatten wieder eingesetzt, und sie begann jetzt, da es gefahrlos geschehen konnte, auf dem glänzenden Fuß der eleganten jungen Wittwe eines reichen Financier ein Haus

zu machen, das bald zu den ersten in Paris gerechnet wurde. Aber ihre und Tallien's gegenseitige Zuneigung war bald kein Geheimniß mehr in der wieder auftauchenden eleganten Welt. Man sagte laut, der mächtige Deputirte bewerbe sich um die Hand der schönen Financière, und die ganze Männerwelt beneidete den glücklichen Antonius, der den Besitz dieser schönen Kleopatra gewinnen werde. Andre, die vom alten Adel wieder auftauchten, konnten es der Tochter eines Grafen Cabarrus nicht verzeihen, daß sie sich so mésalliire mit einem Parvenü der Revolution. Man brachte die seltsamsten Anecdoten in Umlauf über die Beweggründe dieser Heirath, die ganz Paris beschäftigte; aber alles dieses kümmerte die Liebenden nicht. Eines Morgens fuhren Beide mit den nöthigen Zeugen auf die Mairie, unterzeichneten die bürgerliche Heirathsurkunde, und am Abend überraschte der Bürger Tallien die feine Gesellschaft, die sich in seinem Salon eingefunden hatte, durch die Vorstellung der unter dem Namen: „der schönen Cabarrus" bekannten reizenden Frau, als — Madame Tallien.

Josephine hatte dadurch eine einflußreiche Stütze gewonnen. Sie erhielt Gelder, so viel sie bedurfte, um ein anständiges Haus zu machen, und später reichliche Wechsel von ihrer Familie aus Isle de France. So konnte sie der Zukunft ohne Sorgen entgegen sehen, obwohl sie die großen Besitzungen ihres Gemahls für

jetzt noch nicht wieder erhielt. Und damit entfaltete sich wieder die ganze natürliche Heiterkeit ihres Charakters und liebenswürdige Geselligkeit, die ihr in jedem eleganten Zirkel ungesucht den ersten Platz gewährte.

Neunter Abschnitt.

Die Könige der Republik. — Hofhaltung im Luxemburg. — Griechenthum. — Der Herzog von Lauragais. — Etikette. — Abentheuer des Herzogs. — Das Griechenthum wird gebrochen. — Incroyables und Merveilleuses. — Die alten Titel leben wieder auf. — Die Damen des Canapé. — Josephine und Mad. Tallien. — Rivalität im Protégiren.

Der Palast Luxemburg hatte lange genug der traurigsten Bestimmung gedient, zu der nur jemals ein Königspalast verurtheilt sein kann; er sollte seiner früheren Bestimmung zurückgegeben werden — einer königlichen Macht als Residenz zu dienen; doch welche Macht dieser Art kann eine Republik darbieten, ohne der Welt als lächerliche Parodie zu erscheinen? So auch hier. Es waren die fünf Mitglieder der neuen Directorialregierung, Barras, Reubell, Carnot, Lareveillère-Lepaux und Letourneux, welche am 28. October dort als Regenten von Frankreich ihre Residenz nahmen, und im alten Palast bald einen Glanz entwickelten, welcher der Spottlust der Franzosen Veranlassung gab, sie aus Iro-

nie die fünf Könige des Luxemburg zu nennen. Man nannte das Luxemburg Le Magazin de Cire (des Sires) (— Magazin von Wachs auch: der Könige —).

Doch ehe wir diese so seltsame Erscheinung näher betrachten, haben wir noch Einiges von den Ereignissen nachzuholen, welche der Erhaltung des Directoriums vorangegangen waren und sie veranlaßt hatten.

Mit Robespierre's Fall hatte das Schreckenssystem sein Ende erreicht. Sogar der Saal des Jacobinerklubbs war geschlossen; das Revolutionstribunal neu gebildet; der Nationalconvent erkannte keine Volksgesellschaften mehr an und decretirte eine allgemeine Freiheit der Gottesverehrung. Indeß sollte es noch manchen Kampf kosten, um den Geist der Mäßigung gegen den Widerstand der von allen Seiten sich wieder erhebenden Schreckensmänner und Jacobiner festzusetzen. Eine neue, die dritte Constitution der Republik wurde vom Nationalconvent als Grundgesetz des Staats beschlossen. Ein gesetzgebendes Corps aus dem Rathe der Alten (250 an der Zahl) und dem Rathe der Fünfhundert bestehend, sollte die legislativen Functionen des Staats übernehmen und ein vollziehendes Directorium, bestehend aus fünf Mitgliedern, hatte für die Verwaltung und Ausführung der Gesetze zu sorgen. Aber dieser Beschluß des Convents und besonders die Erklärung desselben, daß zwei Drittel des Nationalconvents zur gesetzgebenden Versammlung wie-

der erwählt werden sollten, hatte Widerstand gefunden in der Auflehnung der Massen, die in der Anarchie und im Blutvergießen ihre Rechnung gefunden hatten. Am 5. October 1795 (am 13. Vendemiaire) erklärte sich die Mehrzahl der Urversammlungen, besonders aber die mit den neuen Wahlen beauftragten Pariser Sectionen entschieden dagegen, und es kam zu einem gefährlichen Aufstande, den Barras als Präsident des Directoriums, nachdem er den Oberbefehl über die Truppen übernommen hatte, durch einen jungen Artillerie-Kapitain unterdrücken ließ, der bis dahin noch wenig beachtet war. Nur Barras hatte seine Energie und militairischen Talente in Marseille kennen gelernt. Zuerst hatte er sich als Artillerie-Kapitain vor Toulon ausgezeichnet und wesentlich beigetragen zu der Wiedereroberung dieses bedeutenden Waffenplatzes. Nach der Einnahme von Toulon hatte er aber auch gezeigt, mit welcher furchtbaren Energie er Befehle seiner Obern auszuführen wußte; dort waren an 8000 jener unglücklichen Einwohner, die, um dem Greuel der Anarchie ein Ende zu machen, die Stadt an die Engländer übergeben und Ludwig XVII. als König anerkannt hatten, auf dem Märzfelde zusammengetrieben, und jener kleine Artillerie-Kapitain ließ sie, auf ein gegebenes Zeichen des Conventsdeputirten Fréron, ohne sichtbare Bewegung seiner marmorkalten Züge mit Kartätschen zusammen schießen. — Dieses

große Verdienst hatte ihm unter Robespierre die Stelle eines Brigadegenerals der Artillerie in Italien verschafft, wo er zuerst seine große Kunst entwickelte, mit Massen auf einen Punkt hinzudrängen und im Fluge zu siegen. Allein mit Robespierre's Fall hatte er diese Stellung verloren. Er war nach Paris geeilt, um sich zu rechtfertigen; aber vergebens. Was ihn früher gehoben hatte, wurde ihm jetzt zum Vorwurf gemacht. Die jetzigen Männer der Gewalt haßten alle Schreckensmänner und deren Werkzeuge; der Held von Toulon, der Sieger von Piemont gerieth in die äußerste Dürftigkeit. Die Vernichtung seiner glänzenden Hoffnungen, die Verletzung des in ihm brennenden Ehrgeizes, bei dem stolzen Selbstbewußtsein seines Werths, erfüllten ihn mit Unmuth, Groll und Menschenhaß. Endlich war es ihm gelungen, eine kleine Anstellung bei der Artillerie der Armee von Holland zu erhalten, und eben war er im Begriff dahin abzugehen, um auf dem langsameren Wege des militairischen Verdienstes sich eine neue Laufbahn zu eröffnen, als ihn Barras rufen ließ und ihm den Unterbefehl über die Truppen des Convents gegen die Sectionen von Paris, die sich wider die neue Constitution aufgelehnt hatten, übertrug. — General Damican commandirte die Sectionstruppen, die blos aus schlecht bewaffneten Nationalgarden bestanden. Während man noch unterhandelte und Damican absichtlich die Unterhandlung

in die Länge zu ziehen schien, um noch Verstärkung abzuwarten, überraschte dieser energische Portégé von Barras die Sectionstruppen durch eine so wirksame Salve von Kartätschen und Kettenkugeln, daß sie theils niedergeschmettert, theils in die Flucht gejagt wurden. Es sollen an diesem blutigen 13. Vendemiaire (5. October) an 5000 Schlachtopfer auf dem Platze geblieben sein; aber die neue Constitution war gerettet; am 26. October hielt der Nationalconvent seine letzte Sitzung, und zwei Tage später das Directorium seinen Einzug in den Palast Luxemburg.

Napoleon Bonaparte aber, denn so hieß der junge Schreckensheld, hatte durch diese That, wie er später selbst gesagt haben soll, sein Siegel auf Frankreich gedrückt und den ersten Schritt gethan, um nicht blos Frankreichs Herrscher, sondern auch ein angestauntes Meteor am politischen Horizont des neuen Jahrhunderts zu werden.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte der Hof jener Könige der Republik.

Barras hatte bemerkt, daß die Redner auf der Tribüne und die Machthaber der früheren Constitutionen alle Staaten Griechenlands ausgebeutet hatten, um ihre Verfassungsformen, Sitten und Gleichnisse davon herzunehmen, nur das gebildete Athen war unberührt geblieben.

Während Solon, Aristides, Miltiades und Demosthenes an der Tagesordnung waren, hatte man vergessen einen Perikles zu copiren. Barras übernahm es, sich damit zu beschäftigen; aber wie führte er es aus? — Er setzte seinen Ruhm darein, einen eleganten, parfümirten und galanten Perikles darzustellen. Jener Perikles, der Feldherr und Gesetzgeber war, wurde völlig vernachlässigt. Aber wie einmal dieses schöne Jahrhundert des modernen Athens ziemlich vernachlässigt war in der Erziehung und classischen Bildung: so mußte sich Barras an den gewaltigen Republikaner und berühmten Maler David wenden, um eine malerische Zeichnung von jenen atheniensischen Kostümen zu erhalten, welche das neue Directorium als das äußere Abzeichen seiner Würde adoptiren wollte. — Dieser David hatte nicht mit Robespierre aus demselben Schierlingsbecher getrunken; er hatte sich anders besonnen und war daher jetzt im Stande, den Königen des Luxemburg Zeichnungen zu liefern, welche die Genies der Tapezierer, Schneider und Nätherinnen von Paris auf das lebhafteste beschäftigten.

So hatte denn Paris, nachdem es lange genug an Blutscenen sich geweidet hatte, das Glück des Friedens, die neuen Regenten Frankreichs in einem phantastischen Kostüm zu sehen, das weder atheniensisch, noch mittelalterlich, noch modern war.

Man denke sich einen ritterlichen Wappenrock von

einem zweifelhaften Roth der Farbe, aber reich mit Gold brodirt, dazu enge Pantalons mit Goldborten besetzt und anschließende Halbstiefel mit einer Tresse und Trobdel von Gold. Die Cravatte mit herabhängendem Zipfel, wie sie zum Kostüm eines Richters gehörte, ließ den entblößten Hals sehen, den ein breiter herabfallender Spitzenkragen umgab. Der Hut von Filz war à la Henri IV. aufgeschlagen und von einem großen Federbusch, der die drei Nationalfarben enthielt, überwallt. Als Waffe ein kurzes breites und gerades römisches Schwert, dessen Griff aus einer großen Schleife der breiten dreifarbigen Schärpe hervorblickte, die von der rechten Schulter en bandoulière über die linke Hüfte geworfen war. Dieses bizarre Kostüm sollte das atheniensische repräsentiren. Es war die Kleidung, in welcher die fünf Directoren öffentlich vor dem Volke erschienen.

Allein nur Barras, der Präsident des Directoriums — ein schöner Mann — wußte sich darin mit Würde und Anmuth zu benehmen; nur ihm war dieses Kostüm einigermaßen wohlkleidend. Die anderen Mitglieder des Directoriums, von denen Carnot noch der bedeutendste war, sahen darin aus, wie eine Bande herumziehender Comödianten, und die Franzosen waren darüber vergnügt; sie hatten nun einen Gegenstand, um ihren Witz daran zu üben.

David hatte sich aber nicht damit begnügt, nur den

Directoren das vermeintliche Kostüm des Perikles zu malen — alle Welt wollte jetzt griechisch gekleidet sein, das Griechenthum war förmlich zur Manie der Mode geworden — und der große Maler glaubte nichts zu wagen, wenn er den schönsten Frauen die ächten antiken Statüen mit ihrer üppigen Nacktheit als Vorbilder empfahl. Der Wahnsinn der Mode kennt oft keine Gränzen mehr, wo es gilt die Schönheit der weiblichen Formen zu zeigen. Bald empfanden die Schönen jener Zeit den größesten Widerwillen gegen das Fichu, das Corset und den Unterrock. Sie wetteiferten mit den antiken Statüen in der Enthüllung des Nackten. Daß diese aus den Mémoiren von Touchard Lafosse entnommenen Schilderungen nicht übertrieben sind, kann der Verf. dieses Buches selbst bezeugen; indem er sich genau erinnert, ein damaliges pariser Modebild gesehen zu haben, das Madame Recamier (Gattin eines Banquiers) darstellte in einem griechisch aufgeschürzten himmelblauen Gewande mit Goldbrodüre, von ihrem schönen Körper so viel sichtbar machte, als irgend eine Nymphe der Diana den Blicken preis zu geben kein Bedenken tragen würde. Die bis an die Schultern nackten Arme und das enthüllte Bein waren mit Goldspangen verziert, der Faltenwurf des griechischen Gewandes war auf beiden Schultern mit Goldbouclen wie der einer römischen Toga zusammen gehalten, und

an den unbekleideten Füßen sah man statt der Schuhe und Strümpfe Sandalen mit Goldborten geschnürt.

Wir wollen gern zugeben, daß diese Frechheit des Kostüms, welches man ein classisches nannte, nicht allgemein angenommen war, schon aus dem Grunde, weil außerordentlich schöne Formen dazu gehörten, um nicht eben so häßlich, wie unanständig zu erscheinen; allein schon daß es nur möglich war, in einem solchen Gewande, den man kaum einen Anzug nennen darf, in den Salons der eleganten Welt aufzutreten und sogar bewundert zu werden, war ein Zeichen jener Zeit, die aus einem Extrem in das andre hinübertaumelnd weder Scheu noch Scham mehr kannte und in einem Wahnsinn des Griechenthums sich bewegte, von dem unsre heutige Decenz sich keine Vorstellung machen kann.

Ja noch mehr, eine Verkehrtheit des Patriotismus hatte es den Bürgerinnen zur Pflicht und Ehre gemacht, die großen Lücken in der Bevölkerung, welche Kriege, Guillotine und die Kartätschen der Septembertage gerissen hatten, für die Zukunft wieder zu ergänzen; allein vermöge des ungeheuern Sittenverfalls jener unglücklichen Zeit dehnte man auch diese Pflicht und Ehre auf Unverheirathete aus, und so war das Unglaubliche denn bald Mode geworden, daß selbst unbescholtene Jungfrauen mit Hülfe ihrer Mütter einen Zustand fingirten, der sie zu andern Zeiten in Verzweiflung gebracht haben würde.

Die leichtsinnige Mode hatte für eine solche unglaubliche Koketterie schon einen eigenen Namen erfunden — man nannte sie: demi-terme.

Man entschuldige, daß Gegenstände dieser Art hier berührt werden; indeß, sie gehören zum Charakterbilde jener Zeit. Eins knüpft sich ans Andre, und selbst das Griechenthum dieses Barras-Perikles war entweder nicht möglich oder es mußte immer tiefer hineinführen in den Unsinn. Die Zeit war einmal exaltirt, aus der Bahn der Gesittung und alles Gewohnten und Hergebrachten gewichen; dem Reifrock, dem Haarbeutel und Puder des Königthums war der Cynismus, die Sanscülotterie und rothe Jacobinermütze der Schreckenszeit gefolgt; aus dieser war es nur ein Sprung zu den Idealen und Nuditäten des Griechenthums, wodurch sich mit einem Male der bodenlose Sittenverfall enthüllt, deren Ruin man unter dem Wehgeschrei jener Schreckensperiode nicht Zeit gehabt hatte zu bemerken. Und unter diesen verführenden Verhältnissen wußte sich Josephine mit der Sicherheit der vollendeten Bildung und der Leichtigkeit der Frau von Welt mit Anmuth zu bewegen, und während die Machthaber jener Zeit, von ihrem unaussprechlichen Liebreiz angezogen, ihrer angebornen Ueberlegenheit huldigten, war es Josephine, die sie mit besonnener Klugheit für ihre Zwecke, für das

Wohl ihrer Kinder, das sie nie aus den Augen verlor, zu bearbeiten wußte.

Josephine hatte zwar auch die leichtere ideale Kleidung des Griechenthums angenommen, welche die damalige Mode erheischte, aber nie hatte sie nur um einen Finger breit die Gränzlinie der schönern Weiblichkeit überschritten; ja ihr ausgezeichnet feiner Geschmack wußte dem griechischen Gewande eine Grazie des Faltenwurfs zu verleihen, welcher ohne zu enthüllen, die Schönheit der eleganten Formen ihrer Figur vortheilhaft hervorhob. Weniger discret war Madame Tallien, die, noch ungleich schöner als Madame Recamier, der Versuchung mit ihr in der Enthüllung ihrer Reize zu rivalisiren, nicht hatte widerstehen können. Diese drei Damen und die geistreiche Frau von Staël hatten die Ehre des Canapé. —

Doch das bedarf einer Erklärung, und dazu müssen wir um Erlaubniß bitten, weiter ausholen zu dürfen.

Barras, als Präsident des Directoriums bewohnte die ganze Bel-Etage des großen Luxemburg. Das Erdgeschoß war den Kanzleien eingeräumt, und die vier andern Mitglieder dieser Regentschaft von Frankreich hatten sich, so gut es gehen wollte, im kleinen Luxemburg einrichten müssen. Barras glaubte, die königliche Würde, welche er der That nach bekleidete, mit jenem Glanz re-

präsentiren zu müssen, der seinen Neigungen so sehr entsprach. Die Säle und langen Zimmerreihen seiner Residenz waren auf Kosten der Nation mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattet. Er gab dort Assembléen und Hoffeste, bei welchen der ancien Marquis die Hofetikette der Ludwige, so viel als thunlich und mit republikanischen Formen sich nur irgend vereinigen ließ, wieder herstellte.

Barras selbst war zu früh in seiner Jugend schon mit dem Hofe und dem Adel zerfallen, um sich aller der Gebräuche damaliger Zeit noch erinnern zu können; er bedurfte daher als Ceremonienmeister der Hülfe eines Edelmannes, welcher lange genug am alten Hofe gelebt hatte, um die minutieuse Wichtigkeit jener Etikettesformen zu kennen. Die Edelleute vom Hofe Ludwig's XVI. waren aber selten geworden. Was vom alten Adel nicht emigrirt war, hatte die Guillotine aufgezehrt, und was dieser noch glücklich entkommen war, hielt sich unter erborgten Namen in den ärmlichsten Dachkammern oder erloschenem Glanze in der Vorstadt von St. Germain auf, wo freilich auch das Luxemburg, diese Residenz der Könige der Revolution belegen war.

Unter jenem verarmten Adel der vorigen Zeit befand sich ein gewisser Herzog, der sich populair gemacht hatte, nachdem er murmelnd den Vers von Lafontaine auf sich angewendet:

„Viel besser ist's als Knecht zu leben,
Als wie im Grab' ein Kaiser sein.“

Dieser scharfsinnige Philosoph hieß Lauragais. Zur Zeit seines Glanzes hatte er lange Zeit die Etikette des alten Hofes studirt. Die Geheimnisse des Oeil de Boeuf und die Geschichten der Chronique scandaleuse waren unverletzt geblieben in seinem Gedächtniß. Keiner von allen Emigranten, denen er sich nicht angeschlossen hatte, weil er glaubte, außerhalb Paris und Frankreich sei es nicht möglich zu leben, erinnerte sich so gut Ludwig's XV., der kleinen Appartements und des Hirschparks; Keiner war so tief eingedrungen in die Geheimnisse der beiden Trianon; kein Ueberlebender aus dem achtzehnten Jahrhundert war ein so vollendeter Historiker, in Hinsicht der kleinen Häuser und der Coulissen der Oper. Lauragais hatte einst in der Zeit seines Glanzes für zwölf oder dreizehn hunderttausend Franken, wie man wohl etwas übertreibend behauptete, das Manuscript der Mémoiren der geistreichen Courtisane, Sophie Arnold, gekauft, mit dem Recht sie ausschließlich publiciren zu dürfen; allein er publicirte sie nicht anders, als indem er am Kaminfeuer erzählte. Es war mehr der pikante Inhalt dieser Erzählungen, als die Art der Mittheilung interessant; denn der Duc de Lauragais war nicht sehr beredt, und pflegte stets das Z., wie ein J. auszusprechen, was indeß nie verfehlte, bei dem

übrigens komischen Wesen des kleinen beweglichen Mannes, ungemeine Heiterkeit zu erwecken.

Man begreift, daß dieser Ex-Duc de Lauragais wenig geeignet war, den Griechen zu spielen; aber er hatte noch nicht den alten Menschen ausgezogen, der Höfling von Versailles hatte sich in ihm erhalten, troß der Carmagnole, die er sich gezwungen sah zu singen, um der Guillotine zu entgehen. Der königliche Hahn von Frankreich verrieth sich mehr als einmal unter der rothen Jacobinermüße. Als nun eine Art von Hofstaat anfing, sich im Palast von Luxemburg zu bilden, da war unser Bürger Lauragais der Meinung, daß es wohl der Mühe werth sei, einmal den alten Herzog an den Nagel zu hängen, um das Glück zu haben, die süßen Gewohnheiten seiner Jugendzeit erneuert zu sehen. Aber solche alte Gewohnheiten, wenn sie unter ganz veränderten Umständen wieder zum Vorschein kommen, erscheinen nicht selten lächerlich, und das war hier der Fall.

Der vormalige Grand-seigneur, der ohne Zweifel den Subalternofficier Barras aus seiner Antichambre hätte wegweisen lassen, wenn er es gewagt hätte, sich ihm im Jahre 1786 als Cousin präsentiren zu wollen, erinnert sich jetzt plötzlich dieser entfernten Verwandtschaft mit dem Präsidenten des Directoriums. Er kannte zu gut die Macht dieses Groß-Würdenträgers der Republik,

um im Geringsten sich zu bedenken, diesem einflußreichen Vetter seine Aufwartung zu machen.

Barras empfing mit Artigkeit die Eröffnungen seines Cousins über eine Nebenlinie seines Hauses, die zur Pairie gelangt war. Der Marquis, ohne Marquisat, fand es selbst in den Zeiten der Revolution sehr schmeichelhaft, der Verwandte und Verbündete eines Herzogs ohne Herzogthum zu sein, und zudem sah er sich plötzlich von einer großen Idee erleuchtet. Lauragais, dieser alte Habitué des großen wie des kleinen königlichen Lever, dieses lebendige Repertorium der antirevolutionairen Etikette, diese lebendige Zeitung der scandalösen Anecdoten des Oeil de Boeuf, dieser erfahrene Veteran auf den königlichen Jagden von Rambouillet und Fontainebleau; mit einem Worte dieser Lauragais, der als untrüglicher Cicerone gelten konnte, wo es galt eine gewisse Großartigkeit der Hofhaltung wieder herzustellen, war gerade der Mann, der Barras unentbehrlich erschien, um Pläne dieser Art ins Leben einzuführen. — Er verbarg es ihm nicht, und Lauragais ließ es sich nicht vergebens gesagt sein.

Alle Uebertreibungen dauern nicht lange und leicht springen die Extreme auf das Gegentheil über. So auch hier.

Zwar zeigte sich der antike Geist wenig nachgiebig in der Person des berühmten Malers; aber desto bieg=

samer bei den neuen Höflingen des Luxemburg, die sich schwankend wie ein Rohr den Ideen des neuen Günstlings zuwendeten. So sah man denn am Hofe der Könige der Republik die entgegengesetzten Systeme einander durchkreuzen. Das Griechenthum David's war mit den Restaurations-Versuchen des Ex-Duc durchaus nicht in Harmonie zu bringen. Athen und Versailles nahmen auf den Festins des Directoriums gegenseitig Aergerniß an einander.

Doch am Ende mußte die antike Manie gebrochen werden; und sie wurde es. Um sich den Sieg zu erleichtern, hatte Lauragais sich in die kleinen Appartements zurückgezogen und die Schönen selbst für sein Interesse gewonnen. Bald hatte er alle die Frauen auf seiner Seite, welche die Natur zu stiefmütterlich ausgestattet hatte, um im griechischen Gewande Glück zu machen. Bei diesen wurde der Neid sein Alliirter; bei andern war es das noch nicht ganz erloschene Gefühl für Anstand und Sittlichkeit. Die pikanten Plaudereien des Canapé, geschärft durch die geistreiche Malice der Frau von Staël — die ihre guten Gründe gehabt hatte, das griechische Gewand nicht anzulegen — schlugen Bresche in das künstliche Gebäude des Griechenthums, welches in jeder Abendgesellschaft bei Barras vertheidigten die Damen Tallien und Recamier, diese beredten Koryphäen des Systems der Nacktheit. Josephine Beauharnais verhielt sich

bei diesem kleinen Kriege stets neutral, legte aber im Stillen immer ein Kleidungsstück vom ancien Régime nach dem andern wieder an. Der Herzog unterstützte mit Feldherrntalent die Angriffe seiner Bundesgenossinnen, und David, dem alle die nach Rosenöl duftenden Intriguen zuwider waren, ließ seine hart bedrängten Griechinnen im Stiche.

Er hatte sich übrigens durch einige seiner Eleven repräsentiren lassen. Sie erschienen auf der Arena des Kampfes, um das griechische Kostüm zu vertheidigen. Die beiden schönen Damen dieser Parthei waren ihren warmen Vertheidigern ungemein dankbar, und Madame Tallien declamirte gegen den Einen derselben in ihrer Ueberschwenglichkeit des Dankgefühls:

„Ah! aus Liebe zu den Griechen — laß Dich umarmen."

Die Hoffnung auf solche Belohnung mußte allerdings den Eifer der jungen Athenienser bedeutend beleben; allein, ein kleines Ridicül gab den Ausschlag, und ließ das Griechenthum fallen. Der Stiefel triumphirte über den Kothurn, der nicht wiederkehrte; der Unterrock wurde wieder angelegt, zum größesten Aerger derer, die gern ihre schönen Formen bewundern ließen, so wie auch derer, die sie bewunderten.

Schon hatte Barras bei seinen Bankets den gewaltigen Unterschied bemerkt, zwischen der Stirnbinde des

Alcibiades und dem Hahnenkamm à la basilisc*), dem Mantel des Aristipp und den pigeons à la crapaudine**), dem Chokoladencrème und dem Chlamis der Aspasia. Da vollendete ein Mißgeschick, das den theuren Cousin des Präsidenten betroffen hatte, den Untergang der griechischen Mode.

Eines Tages wurde zu Ehren David's ein Fest im griechischen Geschmack im Luxemburg gegeben. Es war Vorschrift, daß Alles im griechischen Kostüm erscheinen mußte und Lauragais konnte sich dieser Bestimmung nicht widersetzen. Mit Widerwillen sah er sich gezwungen, sich in einem solchen Gewande, das Niemandem lächerlicher stand als seiner kleinen dicken Figur, nach dem Luxemburg zu begeben. Sein Spiegel sagte ihm unaufhörlich: „mein Freund, Du siehst aus, wie der jüngere Bastide in den modernen Träumen der Griechen“***). — Es half nichts, so verkleidet, daß er zum Kinderspott geworden wäre, hätte er sich auf der Straße in diesem Kostüm sehen lassen, mußte er abfahren.

Angekommen vor dem Hauptthor im Gitter, das

---

*) Damalige Mode, das Haar zu einem über den ganzen Kopf gehenden Hahnenkamm empor zu streichen.

**) Ebenfalls eine neue Mode.

***) Bezieht sich auf eine lächerliche Travestie der Gräcomanie, die damals auf die Bühne gebracht wurde.

den Hof des Palastes begränzte, wollte sein Kutscher, wie das üblich war, wenn der Präsident des Directoriums große Cour empfing, mitten hindurch über den Schloßhof fahren, und den grotesken Pilades vor dem Hauptportal absetzen; allein plötzlich rief eine Donnerstimme: „Halt da! Equipagen dürfen hier nicht passiren, so lautet meine Ordre.“ —

Es war ein Posten zu Pferde, der mit diesem Ruf dem Wagen den Weg versperrte.

„Aber, mein lieber Cavallerist,“ sprach der Herzog, indem er am niedergelassenen Fenster seines Wagenschlages ein altes Gesicht zeigte, das mit einer langgelockten blonden Perrücke umgeben war, „ich bin der Bürger Lauragais, Cousin des Bürger-Präsidenten; man erwartet mich schon lange, und hier kann ich doch unmöglich aussteigen, es regnet ja wie in Strömen vom Himmel.“

Der Cavallerist wurde bei diesem komischen Anblick von einem unwiderstehlichen Lachreiz gekitzelt, indeß mit Mühe nahm er wieder die ernsthafte Haltung des Dienstes an, und entgegnete:

„Bedauere, Bürger! aber ich werde Eure Kutsche nicht passiren lassen; mein Brigadier würde mich schön kneipen, wenn ich meine Ordre nicht befolgte.“

Lauragais begriff, daß es nur Zeit verlieren heißen würde, gegen eine gegebene Ordre Vorstellungen zu

machen, und fügte sich in die Nothwendigkeit, auszustei-gen. Allein jetzt begannen erst seine Calamitäten. Er suchte im vollen Lauf den bedeutenden Raum zu durch-messen, der ihn noch vom Hauptportal trennte. Indeß schien der Regen sich verdoppelt zu haben. Im Augen-blick fühlte er sich durchnäßt bis auf seinen grauen Schä-del, der Platzregen hatte leicht das dünne Netz seiner Perrücke durchdrungen; zu noch größerem Unglück verlor er einen seiner nur leicht an die Füße gebundenen Ko-thurnen, und der arme Herzog wurde gezwungen, den Rest seines Weges, auf einem Beine hinkend, zurückzu-legen. Als er im Vorzimmer ankam, trieften die blon-den Locken seiner Perrücke, wie kleine Dachrinnen. Man beseitigte so gut wie möglich den Unstern seines Hauptes, indeß ganz ließen sich die Spuren davon nicht vertilgen; das aufgelösete Haar hing ihm in langen Striemen über das bereits in die Falten des Alters gelegte Gesicht, und es war keine geringe Calamität, die noch hinzu kam, daß es der Dienerschaft unmöglich war, den verlorenen Ko-thurn wieder zu finden, den wahrscheinlich schon ein Vor-übergehender aufgenommen hatte. Da blieb denn nichts übrig, als an den einen Fuß einen Schnallenschuh anzu-ziehen, den ihm ein Lakai borgte, während der andre noch mit der Sandale und den Kreuzbändern geziert war. So trat er ein in den Salon, und kaum hatte man den so unglücklich travestirten Aeneas erblickt, als ihn auch

ein unaufhaltsames Gelächter empfing. Die lebhafte Madame Hamalin rief aus: „Gewiß, er gleicht bis auf einigen Unterschied dem jungen Telemach, wie er schwimmend das Ufer erreicht.“ — Von diesem Scherz erhielt er für den ganzen Abend den Namen des Sohnes von Ulysses.

Dieses Mißgeschick konnte der eitle Lauragais nicht überwinden. Er schwor in allem Ernst den Untergang des atheniensischen Systems, das er von jetzt an mit verdoppeltem Eifer angriff; unterstützt von allen Damen, deren Spiegel ihnen über die griechischen Nuditäten nicht viel Schmeichelhaftes sagen konnte, wagte er einen Hauptschlag, um alle die Griechen zu verwirren, die David dem Canapé der Präsidentschaft zum Succurs geschickt hatte. Es waren drei junge Männer aus seinem Atelier, welche die griechischen Namen: „Agathokles,“ „Lysias“ und „Aristides“ angenommen hatten. — Lauragais hatte ausgemittelt, daß sie sämmtlich von altadligen Familien herstammten und sich nur der republikanischen Maske bedienten, um ihre Köpfe gegen die Angriffe der Guillotine zu sichern. Der Ex-Duc aber hatte ihren Rang und ihre Namen erfahren, und glaubte nun im intimen Kreise des Präsidenten, der fast ganz aus solchen Altadligen bestand, nichts zu wagen, wenn er sie statt des republikanischen Citoyen mit ihren aristokratischen Titeln anredete. So wurden die jungen Grie-

chen aufs höchste überrascht, als der Eine zum Baron Agathokles, der Andre zum Marquis Lysias und der Dritte zum Vicomte Aristides sich befördert sah. Der aristokratische Stolz der jungen Leute fühlte sich dadurch geschmeichelt, da nichts mehr zu riskiren war. Dabei aber blieb es nicht. Was anfangs im Ton des Scherzes gewährt wurde, vernahm man bald im Ton des Respects, und die kleine Aristokratie renaissance, die sich um den Präsidenten versammelt hatte, gewöhnte sich bald an den Marquis von Barras, die Vicomtesse von Beauharnais, die Baronesse von Staël und den Herzog von Lauragais. Nur Madame Tallien behielt unter allen Notabilitäten des kleinen Hofes des Luxemburg jenen plebejen Titel, der sie indeß berühmter gemacht hatte, als später — nachdem sie von Tallien geschieden war — der einer Prinzessin von Chimay.

Das Losungswort war gegeben, und mit der Wiedergeburt der alten Titel verschwand wie von selbst das griechische Kostüm, oder tauchte nur noch an republikanischen Festtagen gemildert durch den erwachenden Sinn für Anstand und Sitte wieder auf. Aber einmal auf dem Wege der Extreme, verfiel man auf die lächerlichsten und geschmacklosesten Kleidermoden, die sich wohl jemals dem Reifrock und Haarbeutel vom ancien-régime hätten entgegen stellen können. Die aufs neue nobili-

tirten jungen Griechen erschienen als Incroyables, die Griechinnen als Merveilleuses. —

Die ältern unsrer Zeitgenossen werden sich vielleicht aus ihrer Jugend der pariser Modejournale jener Zeit erinnern, oder sie haben auch wohl selbst einige Exemplare jener Unbegreiflichen gesehen. Der Incroyable erschien vor allen Dingen mit dem schon erwähnten hoch aufgesteiften Hahnenkamm, der der Rückenflosse eines Basilisken nicht unähnlich sah; Hals und Kinn war in einen Wulst von über einander gewickelten Halstüchern gesteckt, der keinen andern Zweck zu haben schien, als Herrn Samson die Arbeit mit der Guillotine zu erschweren. Zehn Kröpfe von eben so viel Cretins hätten sich füglich darin verstecken können. Der wie eine Wurst gerundete Rockkragen ragte fast über die Höhe des Kopfes empor, auf welchem übrigens ein nicht sehr hohes Spitzhütchen mit einem Rande, der kaum fingerbreit war, schwebte. Die Taille saß hinten zwischen den Schultern und die dennoch langen und spitzen Schöße überragten kaum die Mitte des Körpers. Eben so kurz war das Gilet, das nicht bis zur Herzgrube niederstieg; dagegen waren drei Viertel des ganzen Incroyable in sackweite Pantalons gesteckt, die unter der Wade in Halbstiefeln oder Stulpstiefeln endeten. Ein Stöckchen, das nicht bis zum Boden niederreichte, ein großes weißes Taschentuch, das aus der kleinen Rocktasche herausflat-

terte, eine oder zwei lange Uhrketten, ein Lorgnon, und die Stirn dicht bedeckt von pfropfzieherartig gedrehten Locken, das machte den Incroyable jener Zeit, und in dieser seltsamen Tracht erschienen David's ehemalige Griechen in den Salons des Marquis von Barras.

Die Beschreibung der Merveilleuse fällt nicht erfreulicher aus. Der kurz verschnittene Tituskopf hatte das lange Haar des ächten oder falschen Chignon verdrängt; indeß glich der ganze Kopf mit hundert kleinen Locken übersäet, die nach den ersten Tänzen ihre Kräuse verloren, vollkommen einem Pudelkopf oder einem krausgewordenen Igel. Auch bei diesen Damen war die kurze Taille des damaligen griechischen Kostüms beliebt geblieben; es wurde aber diese Mode so übertrieben, daß die Schnüren der Chemise, so nannte man das kurze, eng anschließende, alle Körperformen, nur nicht die Taille verrathende kurze Kleidchen — kaum dicht unter der Brust zugebunden werden konnten. Dieses Kleid selbst war vorn tiefer als für anständig gehalten werden kann, ausgeschnitten, und die engen Aermel ohne Schulterstreifen hatten keine größere Länge als die Breite von zwei Fingern beträgt, das Untergewand mußte dabei so dünn als möglich sein, oder wurde ganz fortgelassen. So hatten die umgewandelten Griechinnen das Modelliren ihrer Körperformen noch nicht ganz aufgegeben, nur statt des griechischen Gewandes, viel ungraziösere Moden angenommen.

Auch zwischen diesen Extremen wußte sich Josephine mit Geschmack und Eleganz zu bewegen, die endlich auch bei dem bessern Theile der Gesellschaft Eingang fand.

Mit der Ehre des Canapé's aber hatte es folgende Bewandtniß.

Die Etikette des alten Hofes bewilligte den Damen jedoch nur, wenn sie den Rang einer Herzogin hatten, die Ehre eines unbequemen Tabourets; die übrigen Damen mußten stehen, so lange sie sich in Gegenwart des Königs oder der Königin befanden. Die Lehnsessel der königlichen Appartements waren eine unmögliche Eroberung für alle diejenigen, die nicht zu den Prinzen oder Prinzessinnen von Geblüt gehörten. Die Könige der Republik, die nicht von Gottes Gnaden, sondern durch die Wahl des Convents regierten, waren viel galanter gegen die Damen ihres Hofes; sie ließen sie sich niedersetzen bei ihren Audienzen ohne Unterschied des Ranges, und das war noch das Wenigste, was Barras für sie that.

Er hatte im entlegensten Theile der Gemächer des großen Luxemburg, da wo er selbst und allein wohnte, ein allerliebstes Cabinet sich einrichten lassen, das noch mit Gemälden aus den Zeiten der Marie von Medicis geschmückt war. Hier an diesem stillen Ort, wo durch dunkelrothe seidne Gardinen vor dem einzigen Fenster eine anmuthige Dämmerung hervorgezaubert war, wo

beständig die köstlichsten Blumen ihren berauschenden Duft verbreiteten, hatte Barras sein Asyl der Mysterien, in welchem man weder ein Büreau, noch Actencartons, noch eine Bibliothek fand. So glich es keineswegs dem Cabinet eines Herrschers, indeß befand sich darin ein großes, mit schwellenden Pfühlen belegtes Canapé; dort pflegte Barras zwei oder drei Damen, die allerdings zu den schönsten und anmuthigsten von Paris gehören mußten, sonst waren sie dieser Ehre nicht würdig, Audienz zu ertheilen. Die Gunst dieser Ehre, zu dem Canapé des Directoriums zugelassen zu werden, pflegte freilich nicht lange zu dauern, denn die Gerechtigkeit eines Souverains der Republik forderte, daß nach und nach auch Andre zu dieser Ehre zugelassen würden; aber der Rückzug der Begünstigtgewesenen war allemal bezeichnet durch irgend eine große Gnade, Bereicherung oder Beförderung, die ihnen oder den Ihrigen zu Theil wurde. Solche Vortheile lockten wieder Andre, die sich einiger Reize bewußt waren, alle Feinheiten der Koketterie, das ganze Arsenal der Schlauheit ihres Geschlechts aufzubieten, um zu der Intimité des Präsidenten zugelassen zu werden. Ja noch mehr, den Damen des Canapé wurde bald das Recht der Protectricen zugestanden, und nicht wenige Ernennungen von Seiten des Directoriums gingen aus der Verwendung dieser Damen hervor.

Josephine und die Tallien hielten sich am längsten in der Gunst des Directorialpräsidenten, und sie wußten diese für das Arrangement ihrer durch die Revolution zerrütteten Angelegenheiten aufs trefflichste zu benutzen. Frau von Beauharnais hatte die bedeutenden Güter ihres Gemahls im südlichen Frankreich zum größesten Theil zurückbekommen. Dazu die Erbschaft ihrer Tante, der Madame Renaudin und die reichen Zuschüsse von ihren Eltern machten sie zu einer der reichsten Parthien im damals so zerrütteten Frankreich, deren Liebenswürdigkeit und unnachahmliche Anmuth viele Bewerber um ihre Hand anzogen. Barras befand sich nicht darunter. Er liebte die Freiheit und haßte das Joch der Ehe, oder Josephinens Geist und Klugheit hatte ihm mehr eine achtungsvolle Freundschaft für sie eingeflößt, als eine sinnliche Liebe. Gleich einer Penelope wußte Josephine alle Freier in bescheidener Entfernung zu halten. Sie liebte das Vergnügen, die Gesellschaft und Freundschaft, hatte das frühere große Hôtel ihres Gemahls wieder bezogen, und machte dort ein glänzendes Haus; ihre Soiréen waren die angenehmsten, die sich nur denken ließen. Alles was damals in Paris auf Geist, Wissenschaft, Ansehen und Reichthum Anspruch machte, drängte sich zu ihren Abendgesellschaften; dabei jedoch war sie — ein seltner Fall unter den Zerstreuungen der großen Welt — ihren Kindern die zärt-

lichste Mutter, die mit der äußersten Sorgfalt über ihre Erziehung wachte.

Den Bittenden und Unglücklichen galt sie stets als ein helfender Engel; wer etwas bei dem Directorium zu suchen hatte, durfte sich glücklich schätzen ihre Protection erhalten zu haben, denn Barras vermochte seiner Freundin weder die geringste noch die größeste Bitte abzuschlagen.

Die Beauharnais und die reizende Tallien waren indeß, nach wie vor, die intimsten Freundinnen. Diese Letztere hatte übrigens denselben Einfluß bei dem Präsidenten, wie Josephine, und benutzte das ihr damit zugestandene Recht der Protectrice in weit größerem Umfange als Josephine. In diesem einen Punkt herrschte jedoch zwischen Beiden eine stete Eifersucht. Das Vergnügen, andern Personen eine große Gunstbezeugung zuzuwenden, schmeichelte so sehr der weiblichen Eitelkeit, und gewährte dem gutmüthigen Herzen einer Jeden so viel Genugthuung, daß Eine der Andern solche Erfolge nicht gönnte und daß, anstatt gemeinschaftlich auf ein Ziel hin zu arbeiten, oder sich wenigstens gegenseitig zu unterstützen, eine Jede alle weibliche List und Schlauheit aufwendete, um die Pläne der Andern zu durchkreuzen, wodurch freilich dem armen Barras nicht selten große Verlegenheiten bereitet wurden, da er es mit keiner von Beiden verderben wollte.

Wir werden später Gelegenheit haben, eine Scene zu erzählen, die besser als alle Behauptungen den Einfluß Josephinens auf den Präsidenten des Directoriums beweiset.

Gehen wir indeß zu dem Verhältniß über, welches ihrer Lebensbahn die welthistorische Bedeutung gab. Wir meinen das Verhältniß Josephinens zu Bonaparte.

Zehnter Abschnitt.

Josephinens erstes Zusammentreffen mit Napoleon. — Der kleine Eugen fordert von ihm den Degen seines Vaters zurück. — Dankbarkeit seiner Mutter und Eindruck, den sie auf Bonaparte macht. — Josephinens Verhältniß zu Barras. — Bonaparte's Bewerbung um die Hand der schönen Madame Tallien. — Scene im Boudoir derselben. — Stimmung der Directoren gegen Bonaparte und Barras Protection desselben. — Barras trägt ihm Josephinens Hand an. — Barras versucht Josephinen zu bewegen, einzuwilligen. — Bonaparte's erwachende Liebe. — Madame Tallien besiegt Josephinens Widerwillen. — Bonaparte wird Obergeneral der italienischen Armee. — Verlobung. — Zärtlicher Streit. — Napoleon's Brief an Josephine. — Seine Reise, zweiter Brief. — Heirathsact und Scene dabei. — Kleine Fälschung Josephinens. — Der bedenkliche Brief. — Napoleon beichtet ihr eine frühere Liebesgeschichte. — Rückblick auf frühere Ereignisse. — Josephinens Gefühle. — Anfang der kleinen Eifersüchteleien. — Napoleon's Abreise zur Armee. —

Eines Tages befand sich Josephine zum Besuch bei Madame Chateau Regnault. Sie saß am Fenster und betrachtete Veilchen, die ihre Freundin mit besonderer Sorgfalt gezogen hatte. Dabei wurde sie durch die Anmeldung eines Mannes überrascht, der durch die Septem-

berscene zu Toulon und erst neuerlich durch die Niedermetzelung der Sectionstruppen von Paris eine schreckliche Berühmtheit gewonnen hatte. Ohne den Grund zu ahnen, setzte sie der Name „Bonaparte" in eine lebhafte Aufregung. Ein ungewöhnlicher Schauer ergriff sie, als sie ihn eintreten sah. Indeß konnte sie sich nicht enthalten, den Mann scharf ins Auge zu fassen, dessen furchtbare Energie an fünftausend Pariser niedergeschmettert und dadurch das Directorium gerettet hatte. Alle Anwesenden betrachteten ihn schweigend mit denselben Gefühlen.

Es war ein noch junger Mann von dunklen, gelblich blassen und scharf markirten Gesichtszügen, deren Profil etwas Classisches, Regelmäßiges hatten, die aber so kalt wie versteinert waren. Seine Figur, unter mittlerer Größe, die hohe Stirn mit straffem schwarzen Haar bedeckt, das Auge dunkel und durchdringend, die Stellung nicht elegant, aber entschieden fest, mit untergeschlagenen Armen, so stand er nach der ersten Begrüßung eine Weile still den Damen gegenüber, und erwartete, ob man ihn anreden werde. — Josephine unterbrach zuerst die Pause, indem sie das Wort nahm:

„Es scheint mir, Bürger General," sprach sie, „daß Sie nur höchst ungern die Hauptstadt in Bestürzung gesetzt haben; denn ein einziger Augenblick des Nachdenkens über das furchtbare Dienstgeschäft, welches Sie hier

verrichteten, hätte Sie mit Schauder erfüllen müssen wegen der unvermeidlichen Folgen desselben."

„Wohl möglich," entgegnete er trocken; „aber was ist zu machen, Madame? — Militairpersonen sind Automaten, welche die Regierung nach Belieben hin und herschiebt; sie können nichts thun als gehorchen. — Die Sectionstruppen sind indeß noch sehr glücklich gewesen; denn um sie nach Möglichkeit zu schonen, hatte ich die meisten Kanonen blos mit Pulver laden lassen. Meine Absicht war allein, den Parisern eine kleine Lection zu geben; übrigens," fuhr er fort mit starker Betonung und glänzenden Augen, „habe ich damit mein Petschaft auf Frankreich gedrückt."

Diese schon oben erwähnten merkwürdigen Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Er schien damit, im stolzen Selbstbewußtsein seiner Kraft, ein prophetisches Wort über sein Geschick ausgesprochen zu haben. Jener ruhige Ton aber, womit er über die Niedermetzelung so vieler Unglücklichen sprach, empörte Josephinens Gefühl aufs tiefste. Mit Abscheu wendete sie sich von ihm ab; doch Bonaparte ließ sich dadurch nicht irren. Mit demselben kalten, ruhigen Ausdruck sprach er weiter:

„Diese kleinen Scharmützel sind nur die Vespere meines Ruhms."

„Ach," rief Josephine lebhaft, „wenn Sie nur um solchen Preis Ruhm erwerben können, so möchte ich

Sie lieber unter den Schlachtopfern, als unter den Siegern sehen."

Pichegrü, der zugegen war, ein großer, schöner Mann, in reichgestickter Generalsuniform, gab durch seine nachdenkende Miene zu erkennen, daß er die ausschweifenden Hoffnungen des jungen Ehrgeizigen nicht billige.

Bald ging die Unterhaltung auf andre Gegenstände über. Jeder äußerte sich ohne Zurückhaltung über die Gegenstände des Tagesgesprächs.

„A-propos," äußerte ein anwesender Deputirter, „wissen Sie das Neueste aus den Salons des Faubourg St.-Germain? Man nennt einen Divisionsgeneral, der zum Commando der Rheinarmee bestimmt sei; ja man glaubt selbst, daß eine neue Armee nach Italien gehen werde."

Bonaparte verrieth einige Ueberraschung; denn er wußte noch nicht, daß er schon vom Directorium zu diesem Posten bestimmt war.

„Da giebt es wieder ein weites Feld zu bearbeiten," rief er unwillkührlich aus; „glücklich derjenige, dem diese Arbeit aufgetragen wird!" Aber sogleich verbesserte er sich, indem er glaubte, seine geheimsten Wünsche verrathen zu haben, und fügte lächelnd hinzu:

„Ich glaube übrigens nicht, meine Damen, daß mein Aufenthalt von langer Dauer sein wird, indem

ich Lust habe, eine Pilgerfahrt nach Loretto anzutreten; meine Absicht ist, Sie auf die Wunder des heiligen Grabes aufmerksam zu machen."

Wenn Bonaparte lächelte, was selten geschah, so waren seine Züge ungemein angenehm. Dieses Lächeln aber und die darauf folgende Erklärung verwischten in Josephinens Seele wieder den ungünstigen Eindruck, den seine ersten Aeußerungen gemacht hatten. — Nachdem man eine Zeitlang über den Einfall Bonaparte's, dessen tiefere Bedeutung Niemand kannte, gescherzt hatte, und so die Zeit mit unglaublicher Schnelligkeit vergangen war, sprach er noch in dem Augenblick, als die Gesellschaft im Begriff war auseinander zu gehen:

„Ich habe keinen Antheil an der französischen Revolution genommen und muß daher bitten, in mir nur den Soldaten des 13. Vendemiaire zu sehen; es mußten Schlachtopfer fallen; alles was ich thun konnte, bestand darin, die Zahl derselben zu vermindern. Uebrigens dürfen die großen Männer, die in Staatsumwälzungen eine Rolle spielen, nicht eher von ihrem Werke gehen, als bis es mit Festigkeit vollendet ist; denn es giebt immer Menschen, deren versteckter Ehrgeiz nur auf die beste Gelegenheit lauert, den Bau rechtlicher Männer zu zertrümmern. Von Jugend auf habe ich den Grundsatz gehabt, daß derjenige, welcher betrogen zu werden fürchtet, niemals genug auf seiner Hut sein kann. Selbst

wenn er glaubt am vorsichtigsten zu sein, wird er oft am ersten hinter's Licht geführt."

Nach dieser Sentenz verneigte er sich leicht, indem er Josephinen einen Blick zuwarf, der ihr sagen sollte, daß diese Worte ihr gegolten hatten. Es schien ihm besonders daran zu liegen, von einer geistreichen Frau, für die er sich eben wegen ihrer dreisten Opposition besonders interessirte, zu zeigen, daß er besser sei als sein Ruf. Und eben diese Aufmerksamkeit eines damals schon bedeutend werdenden Mannes, von dem Barras oft gesagt hatte: „Bonaparte wird noch eine große Zukunft haben!" — war ihr ungemein schmeichelhaft und noch lange, nachdem sich dieser bedeutende kleine Mann entfernt hatte, und in ihr stilles Boudoir zurückgekehrt war, saß sie in tiefen Gedanken und konnte den Eindruck seiner so stark markirten Erscheinung aus ihrer Seele nicht entfernen.

Die Massacre des 13. Vendemiaire war für Bonaparte von der glücklichen Folge gewesen, daß ihn das Directorium zum commandirenden General der Armee des Innern ernannt hatte, auf welche Würde Barras zu seinen Gunsten resignirt hatte.

Man sieht, der kleine Unterlieutenant von Brienne und Toulon hatte schon einen bedeutenden Schritt gemacht, alle Hindernisse zu durchbrechen, um nach Verlauf

von wenigen Monaten Europa in Erstaunen zu setzen. Allein sein brennender Ehrgeiz war mit diesem Posten, der ihn vom Ruhm Frankreichs gleichsam abschnitt, sehr unzufrieden; die Waffen der Franzosen waren überall siegreich, und gern hätte der junge Ehrgeizige seinen Oberbefehl über die Armee des Innern gegen das Commando über eine Brigade an den Gränzen ausgetauscht.

Einige Tage nach seiner Ernennung zu jenem Ehrenposten erschien bei ihm ein schöner Knabe von etwa zwölf Jahren, der sich mit der bescheidnen Anmuth, welche eine gute Erziehung verräth, ihm vorstellte als der junge Eugen von Beauharnais, indem er die Bitte wagte, ihm den Degen seines unglücklichen Vaters, der mit einer so würdigen Haltung auf dem Schafot geendet hatte, zurückzugeben.

Die Bitte dieses Kindes war so rührend, sein ganzes Wesen dabei so liebenswürdig und bewegt, daß Bonaparte für ihn das lebhafteste Interesse hegte, und ihm gern seine Bitte gewährte.

Beim Anblick der geliebten Waffe seines Vaters zerfloß der liebliche Knabe in Thränen der edelsten Rührung, er drückte den theuren Degen ans Herz, küßte ihn hundertmal und schwor der Ehre würdig zu werden, ihn einst tragen zu dürfen. Bonaparte wurde davon bewegt, und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen.

Einige Tage später kam der Knabe wieder zu ihm, begleitet von seiner Mutter. Bonaparte erkannte augenblicklich die anmuthige Frau wieder, die ihm in der Gesellschaft bei der Frau von Chateau-Regnault so tüchtig, wie er sich selbst ausdrückte, den Kopf gewaschen hatte. Wenn schon damals ihr entschiedenes Wesen und ihre gemüthreiche Opposition gegen seine Thaten Eindruck auf ihn gemacht hatten, so betrachtete er sie jetzt, wo sie mit aller Anmuth der dankbaren Mutter und Gattin zu ihm eintrat, mit Blicken der Bewunderung und erwachenden Leidenschaft.

Sie erschien ihm, wie er selbst später einmal diesen Eindruck geschildert hatte, als eine höchst liebenswürdige Frau von der Figur eines Engels, anziehend und voll unbeschreiblicher Herzensgüte; sie hatte eine nicht zu feine Taille, war aber mit einer reizenden Vollendung modellirt; dabei eine Geschmeidigkeit und leichte Anmuth in allen ihren Bewegungen, einen so schwebenden Gang und doch wieder eine Würde und Majestät, daß man sich versucht fühlte, sie für eine geborene Königin zu halten. Ihre Gesichtszüge waren ausdrucksvoll und sprechend, doch nicht ohne jenen Charakter einer herzgewinnenden Sanftmuth. Schön in der Freude, wie im Schmerz, waren ihre Blicke seelenvoll; ihre dunkelblauen Augen, halb geschlossen durch lange Wimpern von den schönen, leicht gebogenen Augenbrauen überwölbt, waren mit einem

Worte unwiderstehlich. Obgleich ihre Erscheinung etwas Imposantes hatte, so schien es doch, daß der strenge Ernst ihr eine Unmöglichkeit sei. Sie hatte ein langes, schönes, seidenweiches Haar von einer hellen kastanienbraunen Farbe; ihr Teint war südlich dunkel, aber glänzend von Feinheit und Frische, und der Ton ihrer Stimme war so entzückend, daß es an sich schon ein Vergnügen war, sie nur reden zu hören.

Von diesem Augenblick an beschäftigte sich seine Seele lebhaft mit dieser interessanten Wittwe des General Beauharnais. Er machte ihr in ihrer eleganten Wohnung seinen Gegenbesuch und, angezogen von ihrer Liebenswürdigkeit, wiederholte er seine Besuche so oft, daß man ihn fast alle Abende in ihrem Salon sah.

In der That war auch dort, wie er sich selbst ausdrückte, die angenehmste Vereinigung der feinern Gesellschaft in Paris. Man sah daselbst den alten Marquis von Montesquiou, den Herzog von Nivernais, und mehrere andre Ueberbleibsel des alten Hofes.

Nicht selten war dieser ganze aristokratische Zirkel so elektrisirt durch die Erinnerungen an die schöne Vergangenheit, daß man ausrief, indem man sich enger an einander schloß: „Allons! lassen Sie uns eine Tour nach Versailles machen!“ — diese wurde dann durch Wiederauffrischen von hundert halb vergessenen Hofanekdoten angetreten.

Napoleon konnte unmöglich in solchen Umgebungen sich gefallen. In der Regel stand er zurückgezogen mit untergeschlagenen Armen in irgend einer minder hellen Ecke des Salons und nahm am Gespräche keinen Theil; aber er machte den scharfen Beobachter, und vor allen war Josephinens Anmuth und geistvolle Liebenswürdigkeit Gegenstand seiner steten Beobachtung. Seinen marmorkalten Gesichtszügen sah man es nicht an, welche Bewunderung er dabei empfand für dieses seltene Wesen, das noch für höhere Dinge bestimmt zu sein schien.

Josephine selbst schien an eine solche höhere Bestimmung zu glauben. Wir wissen, daß sie die Weissagungen der alten Mulattin auf Isle de France noch nicht vergessen konnte; sie liebte es, diese Weissagungen in vertrauten Zirkeln zu erzählen, wenn auch mit dem Lächeln, das auf Unglauben deuten sollte, dabei aber verrieth die Aufregung ihres ganzen Wesens, daß sie selbst im Stillen an die Wahrheit solcher Prophezeiungen glaubte; mehr noch verriethen dieses ihre zahlreichen Besuche bei der Sibylle der Straße Tornon, der bekannten Demoiselle Lenormand, die gerade erst durch diese Consultationen Josephinens über ihre Zukunft den großen Ruf der Prophetengabe erhielt, der sich über ganz Europa verbreitete.

Noch öfter sah Napoleon Bonaparte die Mutter Eugen's bei Barras, der als Präsident des Directoriums

den ancien Grand-Seigneur der sterbenden Republik machte.

Dort in diesen liebenswürdigen Zirkeln entfaltete sie eben so sehr, als in ihrem eigenen Hause alle Anmuth des Geistes und jene Gabe zu gefallen, die ihr die Natur ohne alle Affectation der Kunst verliehen hatte.

Als Wittwe in der Blüthe der Jahre, Besitzerin eines beträchtlichen Vermögens, als interessante und geistreiche Frau, die sich leicht und anmuthig in allen Verhältnissen bewegte, war sie dem Neid und der Verläumdung mehr ausgesetzt als jede Andre; besonders traf diese letztere ihr Verhältniß zu Barras, indem die böse Welt ein noch intimeres sehen wollte, als Zuneigung der Freundschaft. Die Leichtsinnigkeit damaliger Sitten, die in unsern Tagen fast unglaubliche Freiheit des Umgangstons und selbst der Umstand, daß Josephine kein Bedenken getragen hatte, von Barras dessen schönes Landhaus Beaudreuil zur Sommerwohnung anzunehmen, dabei ihre zahlreichen Besuche bei dem unvermählten Präsidenten des Directoriums, der jedoch stets Damenbesuche annahm — und die vielen Begünstigungen, die sie durch ihn, theils für sich und ihre Kinder, und Freunde von der Regierung auswirkte, — das waren mehr als Gründe genug, um gewissen Verläumdungen Glauben zu verschaffen, ohne daß man deshalb, bei der laxen Moral jener

Zeit, in dem vorausgesetzten Verhältniß irgend wie Anstoß genommen hätte. — Josephine war indeß eine von den Frauen, die sich leicht über jeden Schein hinwegsetzen und es kaum für der Mühe werth halten, durch größere Vorsicht im Benehmen solche Gerüchte zu widerlegen, und wenn wir den Versicherungen jener Zeitgenossen glauben dürfen, welche sie und ihre damaligen Verhältnisse genau kannten, so genügte ihr das reine Bewußtsein, daß es nicht mehr als eine schuldlose Freundschaft war, die sie und Barras vereinigte.

Napoleon mochte in jener Zeit wohl zu denen gehören, die nicht diese günstigere Meinung theilten, sondern an die Wahrheit jener Gerüchte glaubten. So sehr ihre hinreißende Liebenswürdigkeit auf seine im Innern glühende Seele Eindruck gemacht hatte, so ist doch so viel gewiß, daß er damals noch nicht den Gedanken einer Vermählung mit dieser reichen und interessanten Creolin gefaßt hatte. Den strengern Forderungen seines corsischen Ehrgefühls mußte es kaum nur als möglich erscheinen, sich mit einer Person zu vermählen, deren Ruf nicht ohne Flecken damals war; auch befand er sich selbst erst auf der untersten Stufe seines Ruhms, und mußte es daher für äußerst unsinnig halten, das Haupt der Regierung, dessen Gunst er noch so sehr bedurfte, um höher zu steigen, durch Bewerbung um die Hand seiner Geliebten zu beleidigen. Daher kam denn auch

jener Zwiespalt in seinem Innern, der ihn mit der glühendsten Liebe für Josephinen erfüllte, und doch auch dem kalt berechnenden Verstande die Macht gab, entschiedenen Einspruch dagegen geltend zu machen. Napoleon aber war nicht der Mann, der sich durch sentimentale Betrachtungen sein fest ins Auge gefaßtes Lebensziel verrücken ließ; mit der Ruhe des Verstandsmenschen sah er sich um unter den schönen Frauen am Hofe des Luxemburg, um durch eine neue Passion ein Gegengift gegen die ihm gefährlich scheinende Liebe für die liebenswürdige Wittwe Beauharnais zu gewinnen, und wer war damals reizender in Paris, wer verführerischer als die bildschöne Madame Tallien. Kaum waren ihre schönen Augen ein paarmal den forschenden Blicken Napoleon's begegnet, als auch schon die an zahllose Siege über die ganze Männerwelt gewöhnte galante Frau alle Künste der feinsten Koketterie aufbot, um auch diesen Sohn des Ruhms an ihren Siegeswagen zu fesseln.

Napoleon verstand sich besser darauf, die strategischen Pläne eines Feindes im Felde zu errathen, als die Gedanken einer schönen Frau zu durchschauen. Er täuschte sich in sofern, als er annahm, daß eine Bewerbung um ihre Hand ein geneigtes Ohr finden werde. Ihre Verbindung mit Tallien war für einen Mann, der überall keine Hindernisse kannte, kein Bedenken, zumal bei der Leichtigkeit, womit die kirchlich nicht geweih-

ten Civilehen jener Zeit sich auflösen ließen. In dieser Voraussetzung wendete er sich mit der raschen Entschlossenheit, die alle seine Handlungen bezeichnete, eines Tages geradezu persönlich an Madame Tallien, die er allein in ihrem Boudoir überrascht hatte.

Die bildschöne Frau lag dort im reizenden Negligé auf dem Divan, so leicht gekleidet, daß ihre vollendeten Formen Felsenherzen hätten schmelzen können. Eine leichte Migraine gab ihr den Vorwand, die entzückende Kranke zu spielen. Bonaparte's Eintritt überraschte sie zwar, aber nicht unangenehm genug, um ihm die Thür zu weisen; ihre Eitelkeit fühlte sich damit geschmeichelt; sie sah in diesem Besuch einen neuen Triumph ihrer Schönheit, und beschloß in diesem Augenblick seine Leidenschaft aufs Höchste zu treiben, um ihn alsdann durch Versagung desto tiefer nieder zu schmettern. — Um desto größer mußte alsdann ihr Triumph vor der Welt sein.

Sie empfing ihn, ohne Ueberraschung zu zeigen, mit einem zweifelhaften Lächeln, das eben so gut für einen Vorwurf, wie für eine Aufforderung, sich nicht abschrecken zu lassen, gelten konnte.

„Der General Bonaparte," sprach sie, „scheint jedes Boudoir einer Dame für eine Festung zu halten, die man nur überraschen dürfe, um sie zu überrumpeln."

„Nicht jede, Bürgerin, denn bei den meisten

verlohnt es sich nicht der Mühe, den Eingang zu forciren, weil sie schon Chamade schlagen, sobald sich der Feind nur aus der Ferne sehen läßt."

„Hier möchten Sie leicht die Erfahrung vom Gegentheil machen, Bürger General!"

„Darauf bin ich gefaßt, schöne Bürgerin. Indeß habe ich beschlossen, meine Munition nicht nutzlos zu verschießen gegen die diamantnen Wälle einer unbesiegbaren Schönen; ich ziehe es daher vor, jenen blinden Parlamentair, der sich Cupido nennt, abzusenden, um eine Capitulation vorzuschlagen."

„Hahaha! jener Landstreicher Cupido hat schon lange keine Macht mehr über mich gehabt."

„Möglich, deshalb habe ich ihm als Aide de Camp Freund Hymen mitgegeben, einen Officier, dem es wenigstens nicht an Muth fehlt, sich in ein ungewisses Geschick zu stürzen, und der bei dem schönen Geschlecht beliebter sein soll, wenn er nahet, als wenn er dort sich einquartiert hat." —

„Wie soll ich das verstehen? Sie vergessen vielleicht, daß mein Gemahl — Tallien ....."

„Bereits anfängt," unterbrach sie Bonaparte mit unerschütterlicher Ruhe, „seinen Glücksstern erbleichen zu sehen, während der meinige im glanzvollen Aufgehen begriffen ist."

„Wie kann das hierher gehören?" —

„Ganz einfach, in großen Angelegenheiten des Lebens bleibe das Gefühl außer Frage. Also kurz und bündig, wie das meine Gewohnheit ist: Madame, der künftige Feldherr von Italien, der in weniger als zwei Jahren — darauf gebe ich Ihnen mein Wort — durch ganz Europa berühmt sein wird, bietet Ihnen seine Hand mit dem Vorschlag, sich von dem Bürger Tallien scheiden zu lassen." —

„Wie — habe ich recht gehört?" rief Madame Tallien im Tone der Entrüstung.

„Wie ich sprach, und ich habe nur noch eine schnelle, kurze und bündige Antwort zu wünschen."

„Nun so hören sie denn — Nein, nein und in Ewigkeit nein — und ich erlaube mir hinzuzufügen, daß nur ein herzloser unverschämter Mann einer ehrbaren Frau solche Anträge machen kann."

„Einer ehrbaren Frau — allerdings, das würde ich nicht gewagt haben, allein bei Ihnen, schöne Frau, glaubte ich in dieser Hinsicht nichts zu wagen. Ich gestehe daher offen, daß ich weniger mich selbst beklage als Sie, weil Sie nicht zu wissen scheinen, was Sie verlieren, indem Sie meine Hand ausschlagen."

Stolz und kalt verneigte sich Bonaparte, und indem er als Sieger aus diesem kühnen Kampfe hervorging, ließ er die schönste Frau von Paris in dem ungewohnten Gefühl der tiefsten Demüthigung zurück.

Und dennoch, aber so ist das weibliche Herz, gerade dieser unbeugsame Trotz, dieses stolze Selbstvertrauen hatte einen Eindruck auf sie gemacht, wie noch nie die zartesten Huldigungen, woran sie gewöhnt war. Immer wieder und wieder fuhr ihr der Gedanke durch den Sinn, daß sie an der Hand dieses Mannes, den ganz Paris schon anfing wie ein aufgehendes Meteor zu betrachten, weit länger ihre bisherige glänzende Rolle würde spielen können, wie an der Seite ihres kränklichen Gatten, der sich schon fast gänzlich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte und dessen Vermögen in der neuern Zeit große Verluste erlitten hatte.

Doch nun war es zu spät — das Geschick Josephinens nahm den Lauf, den ihre Freundin von sich abgelehnt hatte.

Wir haben leider hier noch, der Geschichte vorauseilend, hinzuzufügen, daß der junge Corse alles eher hätte vergeben können, als eine Kränkung seines Stolzes. Als ein ächt corsischer Charakter, konnte er der schönen Frau diese ihr so sehr zur Ehre gereichende Weigerung nie vergessen. Später, als er Kaiser geworden war, verbot er seiner Gemahlin unbedingt, ihre alte Freundin bei sich zu sehen. „Wenn diese Frau gewollt hätte," gestand er ihr offen, „so würde sie jetzt an Deiner Stelle den Thron mit mir theilen, und wir würden artige Kinder haben."

„Obgleich," fuhr er lächelnd fort, als er sah, daß sich Josephine dadurch verletzt sah, „ich es an ihr billigen muß, daß sie ihren Verpflichtungen treu blieb: so bleibt es doch immer verletzend für mich, daß sie weder für die Gegenwart noch für die Zukunft meinen Werth erkannte — glücklicher Weise," schloß er schmeichelnd, „bin ich für ihren Korb reichlich entschädigt worden, da diejenige, die sie in meinem Herzen ersetzte, sie in vieler Hinsicht noch weit übertrifft."

Tallien selbst starb in dieser Zeit, nach dem Verlust seines ganzen Vermögens im tiefsten Elende, und Madame Tallien, die sich bei der Unbeständigkeit ihres Charakters schon früher von ihm hatte scheiden lassen, heirathete einen Prinzen von Chimay — der Pariser Volkswitz nannte sie la Princesse Chimaire. — So viel, der Zeit vorauseilend, — nun zurück zu unserer Geschichte.

Die übrigen Directoren, außer Barras, liebten Bonaparte nicht, der bei jeder Gelegenheit so entschieden auftrat und manche ihrer Regierungsmaßregeln mit einer so energischen Kürze tadelte, daß jene Männer, die vielleicht ihre politische Unbedeutendheit fühlten, dadurch in Schreck gesetzt wurden.

Einer von ihnen — eben der Letourneur de la Manche, von dem Bonaparte später einmal sagte: „Er

ist ein guter Mann; ich habe nichts von ihm zu fürchten," — sprach scherzend: „Der kleine Mann mit den ledernen Hosen wäre wohl im Stande die zweite Edition von Cromwell zu liefern, wenn man ihn nicht im Zaume hielte. Man muß ihn schachmatt machen und ihn mit einer fortdauernden Aufsicht umgeben."

„Ich übernehme es, ihn zu leiten," entgegnete Barras, mit der von allen Uebrigen anerkannten Ueberlegenheit, die ihn beinahe zum unbeschränkten Dictator Frankreichs gemacht hatte, „und Niemand wird erleben, daß dieser Bonaparte seine Instruction überschreitet. Es ist etwas mit ihm anzufangen, und wenn Ihr nicht damit zufrieden seid, so wird er sich Euch zum Trotz durch seine eigne Kraft erheben."

In der That vergaß auch der Beschützer keinen Augenblick seinen Protégé. Er ergriff die nächste Gelegenheit, von Carnot das Portefeuille des Kriegsministeriums zu übernehmen, um in dieser Eigenschaft seinen Schützling zum Obergeneral der Armee von Italien ernennen zu können, und so war denn endlich der Augenblick gekommen, wo er ihm die Erfüllung dieser seiner sehnlichsten Wünsche ankündigen durfte. — Barras verband damit noch eine andre Sorge für sein Glück.

„Bonaparte," sprach er an demselben Tage, als

diese Ernennung beschlossen war, zu ihm, „Sie haben der Welt bewiesen, daß es Ihnen nicht an militairischen Talenten gebricht; aber das genügt noch nicht, mein Freund, um Glück zu machen. Sie bedürfen auch noch des Vermögens, um mit dem Glanz auftreten zu können, der auf die Menge imponirt und damit großen Erfolgen das blendende Relief giebt. Sie müssen eine reiche Parthie machen. Hören Sie, ich werde Ihnen eine Frau verschaffen, die einen ausgezeichneten Rang bekleidet, eine Frau von guter Familie, beinahe in Ihrem Alter, noch sehr schön und reich genug, um Ihnen die Mittel zu geben, es noch mehr zu werden — mit einem Wort, es ist die Vicomtesse von Beauharnais. Bis morgen gebe ich Ihnen Bedenkzeit. Nun gehen Sie, aber vergessen Sie nicht, daß der Oberbefehl über die Armee von Italien einen Theil ihrer Mitgift bildet."

Dieser Oberbefehl war, wie wir wissen, seit langer Zeit der Gegenstand des Ehrgeizes Bonaparte's. Er sah damit den Schauplatz eines glänzenden Feldzuges, die Vorhalle eines großen Ruhms für sich geöffnet. Die Armee von Italien besaß schon ausgezeichnete Generale, mit denen sich etwas anfangen ließ und über die den Oberbefehl zu führen, einem jungen Mann, wie Bonaparte, zur höchsten Ehre gereichen mußte. Wir erinnern nur an Massena, der den Beinamen empfangen hatte: „Der Lieblingssohn des Sieges!" — Aber eben die-

ser General hatte es nicht verstanden, weder in den Pyrenäen, noch in Italien sich einen so glänzenden Ruhm zu erwerben, wie die junge Republik bedurfte, um die Welt zu überraschen und zu blenden.

Bonaparte kannte auch die Bestandtheile jenes Heeres, dessen Führung er übernehmen sollte; er wußte, daß es aus den begeisterten Franzosen der mittäglichen Provinzen des Landes zusammen gesetzt war, die vor keiner Gefahr, keiner noch so tollkühnen Unternehmung zurückbebten. Napoleon hatte mit Eifer die Topographie und Sitten Italiens studirt; er war sich bewußt, daß sein Vertrauen auf den Erfolg dieser kühnen Unternehmung auf gutem Boden beruhte. Auch Barras Vertrauen auf den jungen Mann war eben so wohl begründet. Er hatte gesehen, wie er vor Toulon einen ganz neuen Angriffsplan entwickelt hatte; er war am 9. Vendemiaire Zeuge seiner Energie in Paris gewesen, und gerieth daher keinen Augenblick in Erstaunen, als ihm der junge General Bonaparte einen Feldzugsplan für die rapide Eroberung von Italien überreichte, der an Genialität alles übertraf, was bis jetzt die erfahrensten Feldherrn jemals gekannt hatten.

Es war übrigens keine Frage, daß Bonaparte sich für eine Vermählung entschied, welche den so ersehnten Oberbefehl als Brautgabe mitbrachte. Auch hatten genauere Beobachtungen ihn über Josephinens Verhältniß

zu Barras einigermaßen beruhigt, und die jetzt mit erneuter Kraft erwachte Leidenschaft für die liebenswürdige Josephine vollendete den Sieg eines Entschlusses, den unter allen Umständen sein Verstand billigen mußte. Seine Ungeduld war so groß, daß er kaum den folgenden Tag erwarten konnte, um seinem Gönner diesen Entschluß zu verkündigen, und ihm seinen wärmsten Dank zu sagen. Von da wollte er sich sogleich in das Hôtel der Frau von Beauharnais begeben, um mit soldatischer Raschheit und Freimüthigkeit seine Werbung um ihre Hand anzubringen. „Gemach, mein junger Freund," unterbrach ihn der Präsident des Directoriums, „diese Frau ist keine gewöhnliche Erscheinung; es bedarf dazu einer Vorbereitung und diese übernehme ich noch heute. Morgen um diese Zeit werden Sie erfahren, ob ich glücklich gewesen bin in meinen Bemühungen." —

Welche Nacht der Unruhe durchlebte Bonaparte? Wenn in der Nacht vor einer Schlacht sein Schlaf kurz, aber fest und ruhig war: so hatte er in dieser Nacht keinen Augenblick Schlummer. Die Stille und Einsamkeit, die sein Lager umgab, war geeignet, das Spiel seiner Phantasie ins Ungeheure zu vergrößern. Sowohl das Glück, das er an Josephinens Seite zu erleben hoffte, als auch die Furcht, daß sie gleich der Madame Tallien seinen Werth nicht erkennen würde, und seine Hand ausschlagen werde, steigerte sich mit

jeder Minute mehr und mehr ins Riesengroße, und peinigte den sonst in allen Fällen so entschlossenen Mann unaufhörlich.

Indeß hatte Barras schon Abends vorher über diesen delicaten Gegenstand mit Josephinen geredet; wir werden sehen, mit welchem Erfolge.

„Madame," sprach Barras zu Josephinen unter vier Augen, „ich erlaube mir, Ihnen einen äußerst vortheilhaften Vorschlag zu machen. Seit langer Zeit beschäftigen Sie sich blos mit den Angelegenheiten Andrer; es wird aber an der Zeit sein, daß Sie anfangen, sich mit den Ihrigen zu beschäftigen. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen den kleinen Bonaparte, den ich zum Obergeneral von Italien ernennen werde, zum Ehegemahl präsentiren würde? ich denke, er soll mir Italien erobern und Ihnen den Rang der ersten Dame von Frankreich." —

„Wo denken Sie hin?" rief Josephine entrüstet; „der Vorschlag ist rein aus der Luft gegriffen!" — Die Parthie war durchaus nicht nach ihrem Geschmack.

„Nun, überlegen Sie es," versetzte Barras mit seinem feinen, oft sarkastischen Lächeln; „Bonaparte ist gerade der Mann, der Ihnen ein schönes Land, das ich ihm zu erobern überlasse, zu Füßen legen wird. Er ist ein Corse von Geburt und Charakter,

und ist folglich ehrgeizig; er brennt vor Begierde, sich einen großen welthistorischen Ruhm als Eroberer zu gewinnen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß es ihm nach wenigen Jahren gelungen sein wird. Durch eine Verbindung mit Ihnen macht er sich einen Namen, und Sie werden eine Stütze an ihm finden; denken Sie an mich, Madame: der junge Corse wird weiter gehen, als menschliche Berechnungen nur für möglich halten, besonders wenn ihm das Glück zu Theil wird, sich mit einer so guten und liebenswürdigen Gefährtin zu vermählen. In Wahrheit, Madame, ich habe gefunden, daß dieser kleine Mann, der verspricht, gar bald ein großer zu werden, alle Eigenschaften besitzt, sowohl in Beziehung auf sein öffentliches, als auf sein häusliches Leben, um Ihrer würdig zu erscheinen. Er zeigt in der That keinen einzigen Fehler, der einen vernünftigen Einwand gegen eine solche Verbindung begründen könnte. Temperament, Manieren, Talente, guten Ruf, mit einem Wort, Alles besitzt er, was das Herz einer Frau nur wünschen kann." —

„Alles," unterbrach ihn Josephine, „was das Herz einer Frau nur fürchten kann."

„Fürchten? — und was denn?" — und damit begann Barras ein Gemälde von glänzenden Hoffnungen, die Bonaparte's Kriegsglück und Ruhm erwecken

sollten, aufzurollen; aber der Krieg ist es nicht, was die Phantasie einer Frau, die der Liebe bedarf, um sich glücklich zu fühlen, anziehen kann.

Eben der zuversichtliche Ton Bonaparte's, und seine übertriebenen Ansprüche, warfen in Josephinens Augen mehr als einen Schatten auf seinen Charakter. Je mehr sie sich aller Einzelheiten ihrer Gespräche mit ihm erinnerte, um so mehr Sonderbarkeiten glaubte sie in seinem Charakter zu entdecken; so glaubte sie endlich eine Abneigung gegen ihn zu empfinden, die sie bewog, Barras Anträge entschieden abzulehnen.

Wer war unglücklicher, als Bonaparte? Indeß hatte sich sein Verdruß über diesen Korb nicht in Haß aufgelöset, wie der über den, ihm von Madame Tallien ertheilten; im Gegentheil erwachte seine Liebe eben durch diese Hindernisse zu immer heißern Flammen. Er suchte Josephinen auf, wo es sich nur immer thun ließ, und setzte mit stummen, aber doch so beredten Huldigungen die Bewerbungen fort, in denen er beschlossen hatte, um jeden Preis zu siegen.

Allein Josephine vermied es von jetzt an, das Haus der Madame Chateau Regnault zu besuchen, Bonaparte aber schien es stets ausgekundschaftet zu haben, wohin sie sich begab, und fast überall traf sie ihn, wo sie ihn oft am wenigsten erwartete, so auch einigemal bei Madame

Tallien, deren Haus er nach jener Scene sicher gemieden haben würde, wenn er nicht gehofft hätte, dort den Gegenstand seiner Zuneigung zu finden.

Um seiner Zudringlichkeit zu entgehen, entschloß sich Josephine, ihre Freundin ins Vertrauen zu ziehen und sie erzählte ihr von Bonaparte's Bewerbung und Barras Verwendung dafür. — Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie von Madame Tallien folgende Antwort erhielt:

„Meine theure Josephine, hören Sie mein Geheimniß! Ich selbst hatte mich theils durch eine flüchtige Neigung, theils durch Dankbarkeit in der Wahl eines Gatten leiten lassen und seine Ergebenheit, so wie der Einfluß, den ich auf seine amtliche Wirksamkeit gewonnen hatte, würden mich in meinen eignen Augen herabsetzen, wenn ich der Stimme des Ehrgeizes hätte Gehör geben wollen. Indeß will ich es Ihnen nicht sagen, aus welcher Quelle mir Vorschläge zugegangen sind, welche diesen meinen Grundsätzen schroff entgegen traten; nur so viel mögen Sie wissen, daß Personen, welche Theilnahme für mich vorgeben, mir rathen, den Mann zu verlassen, an welchen mich das Schicksal knüpfte, um mich mit der aufgehenden Glückssonne jenes modernen Ehevert zu verbinden. Nehmen Sie es daher als einen Beweis meiner Freundschaft an, wenn ich Ihnen rathe, das Anerbieten, welches Ihnen gemacht wurde, nicht auszuschlagen. Hier sind nur zwei

Fälle möglich: entweder gewinnen Sie aufrichtige Zuneigung für den General, den Ihnen Barras bestimmte, und dann leidet Ihr Glück keinen Zweifel; oder ihre Verbindung bleibt eine conventionelle, ohne Neigung, und dann würde wenigstens die glänzende Laufbahn, die er beginnt, zum Glück Ihrer Kinder und folglich auch mittelbar zu dem Ihrigen beitragen. Die Empfindungen der Dankbarkeit würden dann in Ihrem Herzen das Gefühl der Liebe ersetzen."

Solche Vorstellungen von einer Frau, die bei manchen kleinen gegenseitigen Eifersüchteleien Ihrem Herzen doch immer noch so unendlich theuer war, mußten nothwendig ernsthafte Ueberlegungen von Josephinens Seite zur Folge haben. Noch immer besorgte zwar Josephine von der Verbindung mit einem Manne, dessen schroffes Wesen und unternehmender Charakter so offen zu Tage lag, eine traurige Zukunft; dachte sie aber an die Vortheile, die daraus für ihre geliebten Kinder hervorgehen konnten: so verschwanden sogleich alle persönlichen Rücksichten und Abneigungen. Es trat noch hinzu, daß Josephine es liebte, in glänzenden Verhältnissen zu leben; sie sah in dieser Verbindung sich umgeben von Huldigungen, die sie so lange entbehrt hatte: durch solche Betrachtungen konnte sie dahin kommen, auf Augenblicke bei diesen Aussichten sich glücklich zu fühlen.

Indeß fuhr sie noch eine Zeit lang fort, sich gegen

ihre Freundin zu vertheidigen; aber bald hatte diese alle ihre schwachen Einwürfe widerlegt und in eben dem Maße verminderte sich das Mißbehagen, das sie bei den Bewerbungen Bonaparte's empfunden hatte. Bald fing sie an, einen eigenthümlichen Reiz in seiner Unterhaltung zu finden, und nach und nach ließ sich ihr Herz überwältigen; sie willigte endlich ein in eine Verbindung mit dem Helden, der einst so viele Nationen unter seinen Zepter vereinigen sollte. —

Bonaparte erhielt aus ihrer theuren Hand das Decret des Directoriums, das ihm den Oberbefehl über die gegen Italien operirende Armee übertrug und die Verlobung zwischen beiden wurde in aller Stille abgeschlossen. Selbst ihre Heirath sollte vorerst noch ein Geheimniß bleiben, um die stolzen aristokratischen Verwandten der Braut nicht zu verletzen, die es ihr nie verziehen haben würden, sich mit einem Parvenü der Revolution verbunden zu haben, bis erst der Glanz seines Ruhms die vergelbten Pergamente des ältesten und höchsten Adels Frankreichs verdunkelt haben würde.

Indeß war die Neigung zwischen Beiden immer inniger geworden. Und wie dieser Heros unsres Jahrhunderts lieben konnte, bezeugen nachstehende beiden Briefe aus jener Periode.

Eines Abends hatte sich Josephine in einer trüben

Ahnung merken lassen, daß sie glaube, er liebe sie nicht um ihrer selbst willen, sondern aus andern Rücksichten, eine Besorgniß, die eben durch den Umstand, daß sie ihm Reichthümer und die ersehnte Stellung als Obergeneral zugebracht hatte, nur zu sehr gerechtfertigt erschien, da erhielt sie am nächsten Morgen von Bonaparte nachstehenden Brief „vom 24." (ohne Monat und Jahreszahl) „Morgens 9 Uhr" datirt.

„An Madame Bonaparte!

Ich habe Sie verlassen, eine peinliche Empfindung mit mir tragend. Sehr traurig habe ich mich nieder gelegt. Es scheint mir, daß die Achtung, die meinem Charakter gebührt, die schlimme Meinung von mir abwenden müßte, die Sie gestern nach ihrer letzten Aeußerung so aufgeregt hatte. Wenn in der That diese Meinung in Ihrem Geiste die herrschende bliebe, so würden Sie sehr ungerecht sein, Madame, und ich sehr unglücklich.

Sie haben also wirklich gemeint, daß ich Sie nicht um Ihrer selbst willen liebte? Um was sonst? Ah, Madame, dann müßte ich mich sehr verändert haben! Eine so niedre Gesinnung, würde sie Raum finden können in einer so reinen Seele? Noch bin ich darüber erstaunt; weniger noch über die Gefühle, die mich bei meinem Erwachen ohne Groll und ohne Willen zu Ihren Füßen zurückführten. — O gewiß, es ist unmöglich, sich schwächer und mehr herabgewürdigt zu sehen, als

ich es bin. Welche wunderbare Macht besitzest Du, unvergleichliche Josephine? Ein einziger Deiner Gedanken vergiftet mein Leben, zerreißt meine Seele durch den innern Zwiespalt meines Willens; aber ein stärkeres Gefühl, eine düstere Stimmung führt mich zurück und läßt mich dadurch nur noch schuldiger erscheinen. — O ich fühle es wohl, wenn wir Streit mit einander haben, so müßte ich zuvor mein Herz und mein Gewissen unfähig machen, darüber zu entscheiden. — Ah, Du hast beides verführt, denn beide gehören Dir zu eigen.

Du indeß, mio dolce amor, Du hast gut geruhet. — Hast Du wohl nur zweimal an mich gedacht? — Ich gebe Dir drei Küsse: einen auf Dein Herz, einen auf Deinen Mund und einen auf Deine Augen. —

Bonaparte."

Und als er kurz vor seiner Vermählung eine dreitägige Reise in Dienstangelegenheiten machen mußte, schrieb er ihr in der zärtlichsten Sehnsucht auf dieser Reise:

Canceau, den 24. Abends 6 Uhr.

„An die Bürgerin Beauharnais!

Ich habe Dir von Chatillon geschrieben und hatte Dir eine Vollmacht beigelegt, um gewisse Summen zu holen, die mir noch zukommen.

Jeder Augenblick entfernt mich weiter von Dir,

angebetete Freundin, und in jedem Augenblick finde ich weniger Kraft in mir, diese Entfernung von Dir zu ertragen. Du bist für immer der Gegenstand meiner Gedanken. Meine Einbildungskraft erschöpft sich in Vermuthungen, was Du wohl so eben vornehmen möchtest. Wenn ich in meinen Gedanken Dich traurig sehe, so fühlt sich mein Herz zerrissen und mein Schmerz gesteigert. — Bist Du heiter, treibst Du Scherz mit Deinen Freunden, so möchte ich Dir vorwerfen, den Schmerz einer dreitägigen Trennung vergessen zu haben. Du bist bisweilen so leichten Sinnes und dann wieder von einem so tiefen Gefühl durchdrungen. Wie Du siehst, bin ich nicht leicht zufrieden zu stellen; aber meine gute Freundin, es ist eine ganz andre Sache, wenn ich fürchte, daß Deine Gesundheit verletzt ist, oder wenn ich besorgen muß, daß Du Grund hättest, bekümmert zu sein, und ich könnte ihn nicht errathen; o dann möchte ich die Schnelligkeit beklagen, womit ich mich von Dir, mein Herz, entfernen mußte..... Wenn man mich jetzt fragte, ob ich wohl geschlafen habe, so fühle ich, daß ich, um antworten zu können, erst einen Courier von Dir erwarten müßte, der mir Nachricht bringt, wie Du geschlafen hast....... Möge mein Genius, der mich stets in den größesten Gefahren schützend umschwebt hat, sich nunmehr Dir zuwenden und mich dafür verlassen. — Ach! sei nicht heiter, aber ein wenig melancholisch. Und

dennoch wünsche ich, daß Deine Seele frei sei von Kummer, wie Dein Leib von Krankheit. Du weißt, was darüber unser guter Ossian singt.

Schreib mir wieder, meine gute Freundin, aber einen recht langen Brief, und empfange die tausend und einen Küsse der zärtlichsten und aufrichtigsten Liebe

Deines

Napoleon Bonaparte."

Nur wenige Tage noch waren dem Oberfeldherrn von Italien vergönnt, seine Vorbereitungen zur Reise zu treffen, und dadurch bedrängt mußten die Liebenden auch ihre Vermählung beschleunigen.

Der 2. März 1796 sollte der Tag sein, der Beide durch den Civilact, ohne kirchliche Einsegnung, die damals nicht stattfinden durfte, für Eheleute erklärte. — Es war ein solcher Civilact nichts als ein bürgerlicher Contract, vor dem Maire des Arrondissements und vier Zeugen aufgenommen, worin beide Theile erklärten, mit einander im Stande der Ehe leben zu wollen. In der Regel mußte dieser auf dem Stadthause aufgenommen werden, indeß um das Geheimniß dieser Verbindung noch einige Tage bewahren zu können, hatte Barras die Dispensation ertheilt, daß der Civilact in der Wohnung der Bürgerin Beauharnais aufgenommen werden solle. —

Es war verabredet, daß diese feierliche Handlung um sechs Uhr Abends stattfinde.

Schon einige Minuten früher hatte sich Josephine, von ihren beiden liebenswürdigen Kindern begleitet, in den kleinen runden Salon ihres Hôtels begeben, um die Zeugen, den Maire und vor allen den Bräutigam zu erwarten. Sie war einfach bräutlich geschmückt, wie es sich für eine junge Wittwe geziemt, die aus Liebe zu ihren Kindern eine zweite Ehe eingeht. — Alsbald erschienen die berufenen Zeugen: der Präsident Barras, in seinem phantastischen Directorialkostüm; der Hauptmann Commarries, Adjutant des neu ernannten Obergenerals, der gewandte Tallien, und der bereits bejahrte pedantische Camalat, der mit vieler Feierlichkeit die Ehestiftung entfaltete, die er zur Regulirung der Vermögensverhältnisse aufgesetzt hatte. — Endlich traf auch der Maire Leclerq ein, und nichts fehlte mehr, um den Act zu beginnen, als die Hauptperson dieses Dramas, der Obergeneral Bonaparte.

Schon im ganzen Verlauf dieses Tages hatte er sich nicht bei Josephinen sehen lassen, und diese wurde mit jeder Minute unruhiger. Eine Stunde nach der andern verging im vergeblichen Harren, ein Diener nach dem andern wurde fortgeschickt, um den Bräutigam zu beschwören, seine Ankunft zu beschleunigen, indeß jeder kehrte, ohne ihn gefunden zu haben, zurück.

In der That war Josephine einer Ohnmacht nahe. Sie glaubte, wie wir wissen, an Prophezeiungen; eben so sehr auch an böse Vorzeichen. Sie bedurfte aller ihrer Seelenstärke, um in dieser peinlichen Lage nur noch einigermaßen Fassung zu behalten.

Schon war 9 Uhr Abends vorüber. Es war der Thee servirt, aber alles Gespräch war längst einem düstern Schweigen gewichen. Einzelne Ausrufungen der Ungeduld waren kaum hörbar, weil Jeder fühlte, daß man doch die Sache um keine Minute damit beschleunigen werde.

„Welch ein Unglück!" rief Josephine endlich in Thränen ausbrechend; „ich habe es immer geahnet — er hat mehr Herz für seine Feinde als für seine Gattin!" —

„Verehrte Bürgerin," nahm jetzt der Notar das Wort, „ich gebe mir die Ehre zu bemerken: das Herz kommt bei solchen Ehecontracten durchaus nicht in Frage, es ist das Vermögen und die Erbschaft, die hier auf dem Spiel stehen. Setzen wir den Fall, was der Himmel in Gnaden abwenden wolle, die Alternation, in der Sie sich gegenwärtig im vollen Rechte befinden, zöge Ihnen in diesem Augenblick einen Schlagfluß zu, so würde der Bürger-General für eine Verspätung von vielleicht fünf Minuten den maritalischen Nießbrauch auf Ihr schönes Vermögen und die noch schönere Hoffnung, Sie einst zu beerben, verloren haben. — Was sagen Sie

zu diesem Raisonnement?“ fragte er am Schluß mit der Genugthuung eines Redners, der dafür eine Belobung erwartet.

„Daß Sie wo möglich noch herzloser sind, als Bonaparte,“ entgegnete Josephine, indem sie ihm den Rücken wendete.

Barras suchte sie zu trösten. „Die neuen Dienstverhältnisse eines Obergenerals der Armee von Italien,“ sprach er, „nehmen die Zeit dieses angehenden Feldherrn so sehr in Anspruch, daß es ihm Ehre macht, wenn er den Muth hat sein eignes Glück zu verzögern, um das der Republik zu fördern.

„Und,“ setzte Tallien mit galanter Delicatesse hinzu, „der nur den Ruhm liebt, um ihn einst seiner angebeteten Gattin zu Füßen legen zu können.“

„O leidiger Trost!“ rief Josephine; „eine Frau wird nie begreifen, daß es eine höhere Pflicht giebt für ihren Gatten, als ihr gefällig zu sein und einen höhern Ruhm, als diese Pflicht zu erfüllen. — Ich sehe voraus, er fängt früher an, mich zu vernachlässigen, was wird geschehen, ist er meines Besitzes erst gewiß! — Wenn er nicht binnen fünf Minuten hier erscheint und kniefällig Abbitte thut, so schwöre ich .....“

„Schwören Sie nicht, schöne Frau,“ unterbrach sie Barras mit seinem sarkastischen Tone, „den Schwur,

der Ehe zu entsagen, hat noch nie eine Frau gehalten."

„Sie sind ein Spötter," entgegnete Josephine; „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen Augenblick über zehn Minuten mehr warten werde."

„Ich eben so wenig," bemerkte der Maire Leclerq mit halblauter Stimme.

„Nun und dann ....?" lächelte Barras.

„Dann," entgegnete Josephine mit reizender Befangenheit, „werde ich den Herrn Maire bitten, noch etwas länger zu warten."

So verging die Zeit bis zehn Uhr Abends. Jede Minute schien die Länge einer Stunde zu haben. Endlich öffnete der Kammerdiener rasch beide Thürflügel und Bonaparte trat ein. —

Die Erscheinung dieses Mannes hatte damals schon etwas Imponirendes, obgleich seine Figur nicht groß war. Sein dunkles italienisches Gesicht mit dem classischen Profil war in der Regel kalt wie Eis; aber wenn es sich belebte, war sein Lächeln unwiderstehlich anziehend. Und mit diesem anmuthigen Lächeln trat er jetzt, nachdem er die Gesellschaft leicht gegrüßt hatte, auf Josephine zu.

„Ja Madame," redete er sie an, ohne sich mit einem Wort wegen seiner Verspätung zu entschuldigen, „ich schwöre Ihnen, ein zweiter Vater Ihrer

Kinder sein zu wollen. Sie sollen nie Ursache haben, Ihre Wahl zu bereuen. Dem Fluche der Nachwelt sei der von uns Beiden verfallen, der es versuchen könnte ein Band zu trennen, das durch Achtung, Freundschaft und Liebe geknüpft sein wird. — Ich verdanke Ihnen viel," fuhr er fort, indem er auf ihre Mitwirkung für seine Ernennung zum Obergeneral hindeutete, „aber ich will den Kopf dabei verlieren, oder man wird mich größer werden sehen, als man sich bis jetzt träumen lassen mag."

Er umarmte darauf den liebenswürdigen Eugen und die zarte Hortense, und hatte das Herz ihrer Mutter gewonnen. Ihre Versicherungen entsprachen den seinigen, und als Beide mit den Zeugen vor den Maire hintraten, um den Ehecontract abzuschließen, hielt sich Josephine für die glücklichste aller Frauen.

Barras hatte ihr noch eine angenehme Ueberraschung bereitet. Als der Advokat und Notar die entworfene Ehestiftung vorlas, nannte er auch unter den verschiedenen Vermögenstheilen, welche Josephine ihrem Gatten zubrachte, das Lustschloß Malmaison, welches das Directorium ihr als Entschädigung für die Güter ihres verstorbenen Gemahls, welche ihr noch nicht hatten zurückgegeben werden können, auf Barras Antrag zur Dotation geschenkt hatte.

Noch wurde Manches besprochen über die Maßre-

gel der Geheimhaltung, bis Bonaparte erst sich einen Namen gemacht haben würde, der höher stehe als jeder Adelsbrief.

„Das wird nur wenige Wochen dauern," versetzte Napoleon, und nachdem alle Formalitäten der eingegangenen Civilehe vollzogen waren, zog sich Bonaparte zurück an der Hand seiner geliebten Gemahlin.

Nur noch zwei Tage Frist war ihm gelassen, um die Rosentage der jungen Ehe zu genießen, alsdann aber mußte er zur Armee abgehen.

In dieser Zeit war Napoleon indeß so überhäuft mit den Vorbereitungen zu seinem italienischen Feldzuge, daß er seiner Gattin, so sehr er sie auch liebte, stets nur flüchtige Minuten schenken konnte.

Doch genügten ihm diese wenigen Augenblicke schon, um immer mehr die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Lebensgefährtin zu erkennen; sie war sanft, liebenswürdig, zuvorkommend, unterwürfig, hingebend, aufmerksam auf die noch so leise angedeuteten Wünsche ihres Gatten. Die Frische ihres Aussehens strafte ihr Alter Lügen. Aus einer unter solchen Umständen wohl verzeihlichen Eitelkeit hatte sie, um ihr wirkliches Alter noch mehr zu verbergen, der Municipalität den Taufschein einer fünf oder sechs Jahre jüngern Schwester, die längst verstorben war, für den ihrigen vorgelegt. Sie hatte

gefürchtet, die Liebe ihres jüngern Gatten zu verlieren, wenn er erfahren sollte, daß sie bereits drei und dreißig Jahre alt sei. Bonaparte war erst sieben und zwanzig Jahre, als er sich vermählte und die Bahn seines Ruhms betrat. Als er aber später diese kleine Kriegeslist der Eitelkeit seiner Gattin erfuhr, hat er sich darüber noch in seiner Verbannung auf St. Helena sehr stark ausgesprochen: „Es war," sagte er, „ein sehr schwerer Unterschleif, ein Betrug, der die Nichtigkeit der Ehe hätte zur Folge haben können!"*)

Am Abend vor seiner Abreise befand er sich wohl eine Stunde vor dem Schlafengehen bei seiner Gattin, wo sich eine Scene ereignete, die leicht den Frieden der jungen Ehe hätte stören können.

Um diese Zeit erhielt Napoleon einen Brief aus Josephinens Händen, der an sie abgegeben war, weil man ihren Gemahl, der in Geschäften abwesend war, nicht hatte finden können. Sie hatte gesehen an der Adresse, daß er von weiblicher Hand geschrieben war, und gezittert vor Eifersucht und Begierde, das Geheimniß zu ergründen. Indeß zu edel von Gesinnung, um in einem solchen Falle den Brief indiscret zu eröffnen,

---

*) Nach der Urkunde ihrer Heirath mit Napoleon war sie geboren am 25. Juni 1767, in Wahrheit aber schon am 24. Juni 1763; Napoleon aber erst am 15. Aug. 1769.

beschloß sie, ihr Geschick vertrauend in Napoleon's Hand zu legen. Sie übergab ihm den Brief uneröffnet, ohne ein Wort weiter zu sagen, als daß er durch ein Versehen in ihre Hände gekommen sei; indeß verrieth ihm ihre Niedergeschlagenheit und die fast zitternde Stimme, daß sie ein unglückseliges Geheimniß dahinter ahne.

Napoleon erkannte die Handschrift sogleich und verfärbte sich. Einige Augenblicke schien er zweifelhaft zu sein, ob er ihn lesen oder ohne Weiteres ins Feuer werfen solle. Endlich entschloß er sich, den angeregten Verdacht durch offnes Vertrauen zu entkräften. Er öffnete den Brief und übergab ihn ungelesen an seine überraschte Gattin.

„Da lies Du selbst, geliebte Josephine. Unter Gatten muß unbedingtes Vertrauen herrschen; die Vergangenheit muß mit dem Moment der Vermählung abgeschlossen werden. Es ist besser, Du empfängst damit eine Wunde, die durch meine Liebe und mein Vertrauen wieder heilen wird, als jene unheilbare Wunde des Mißtrauens und der Eifersucht, die Frauen so unglücklich macht. Lies, und ich werde Dir eine Geschichte aus meinem frühern Privatleben dazu erzählen."

Josephine las, wie folgt.

„Napoleon, meine einzige, erste und letzte Liebe! kaum erfuhr ich Deine Erhebung zum Obergeneral der Armee

von Italien, so eilte ich von Toulon nach Paris, um das Glück des Mannes zu theilen, dem ich im Unglück mich angeschlossen hatte. Wir waren geschieden, ohne uns ein ewiges Adieu zu sagen. Warum uns nicht wiedersehen, nachdem mich die Liebe aus Amerika nach Frankreich zurückgeführt hatte. Allein kaum in Paris angekommen, erfuhr ich Deine Vermählung! Ich mache Dir, der Du mir Treue geschworen hast, keine Vorwürfe kleinlicher Eifersucht. Im Gegentheil, ich billige Deinen Entschluß, weil ich Dich zu uneigennützig liebe, um dem Glanz Deiner Laufbahn entgegen treten zu wollen. Ziehe hin in Frieden, und die Gattin Deiner Wahl möge Dich beglücken und Deiner werth sein. — Fern bleibe mir der Gedanke, die Geliebte des Gatten einer andern Frau sein oder eine Ehe stören zu wollen, die mich unglücklich macht. Wenn Du diesen Brief empfängst, befinde ich mich schon auf der Reise nach Toulon, um nach der andern Hemisphäre zurückzukehren; Dein Ruhm wird auch in jene Welt hinüber schallen, und die letzte Freude sein Deiner armen Charlotte."

In einer Nachschrift sagte sie: „Ich kann nicht scheiden, ohne Dir noch den letzten guten Rath zu ertheilen." Der Brief selbst hatte ihn aufs tiefste bewegt. Die Nachschrift aber seinen Zorn aufgeregt. „Halt," rief Bonaparte, indem er Josephinen den Brief entriß, „daran erkenne ich sie, an dieser Bevormundung, der der Ober-

general der großen Armee längst entwachsen ist. Ich werde fortan keine andre Rathgeberin haben, als meine Josephine!"

Damit schleuderte er den zusammengeknitterten Brief auf den Boden, und warf sich in Josephinens Arme.

„Nur von Dir, meine Freundin, werde ich künftig Rath annehmen, denn Du bist eins mit mir; Deine Seele ist die meinige, und meine ist in die Deinige übergegangen. Nun aber wird es Zeit sein, daß ich Deine Neugier befriedige über dieses unglückselige Verhältniß meiner Vergangenheit. — Ich bin nicht Deine erste Liebe, und Du wirst nicht erwarten, daß Du meine erste seist. Hinweg mit Allem, was hinter uns liegt, und damit es ein für allemal abgethan sei, höre meine Beichte."

Und nun begann Napoleon seine Erzählung; er erzählte gern und gut, und dann war es seine Gewohnheit dabei, mit untergeschlagenen Armen im Zimmer auf und nieder zu gehen, und nur in entscheidenden Momenten stehen zu bleiben, und einen durchbringenden Blick auf seine Zuhörer zu werfen, um die Wirkung seiner Erzählung zu beobachten. — So auch hier. Josephine saß in halb liegender Stellung auf den schwellenden Polstern des Divans. Sie hörte mit der gespanntesten Aufregung zu, und immer mehr richtete sie sich auf. Als ihr Gatte seiner Liebe für diese Charlotte erwähnte,

klopfte ihr Herz hörbar. Ja es gab Augenblicke, wo sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Doch wenn Bonaparte eine Pause machte, so bat sie ihn fortzufahren, und er that es mit jener grausamen Ruhe, womit ein Feldherr jeden Sieg Schritt vor Schritt weiter verfolgt.

„Marseille," begann Napoleon zu erzählen, „war der Herd der Revolution, als ich mich dort befand, und diese hatte mir die Mittel geboten, mich bekannt zu machen, indem ich die Massen durchbrach. Ich warf mich in die politischen Klubbs, und zog dort Aller Blicke auf mich. Ich diente damals nicht mehr in der Artillerie, gehörte nicht einmal mehr zur Armee; ohne Vermögen, ohne Empfehlung, ohne Beschützer wünschte ich mir den Tod, indeß verzweifelte ich nicht.

In dieser Zeit war in Corsica Paoli zur Herrschaft der Insel gelangt. Meine Familie war von dort vertrieben, und wohnte in Marseille im Hause eines reichen Negocianten, Namens Clary. — Von Rache erfüllt gegen den Feind meines Hauses, entwarf ich ein Memoire über die Mittel und Wege, Paoli zu unterwerfen und den Aufstand in Corsica zu dämpfen. Ich sandte diesen Aufsatz ans Directorium. Er machte Aufsehen und hatte Erfolg. Ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, diesem stolzen Machthaber, der

mich und die Meinigen verfolgt hatte, wissen zu lassen, daß ich es war, der ihm damit den Untergang bereitet hatte.

Indeß das corsische Blut ist eben so stark in der Liebe, wie im Haß, und kaum den Jünglingsjahren entwachsen, bleibt das Herz eben so empfänglich für die süßesten Gefühle, wie für die stolzesten der Ehrsucht. — Genug der Reflexionen! — auf der Vorderseite des Hauses, worin meine Familie wohnte, hatte eine gewisse Charlotte M*** einige elegante Zimmer im Besitz. Sie war 26 Jahre alt, aus St. Domingo gebürtig, Tochter einer Französin, die schon seit vier Jahren todt war, und eines amerikanischen Schiffskapitains, der stets auf Seereisen ihr jene Freiheit ließ, aus welcher sich eine große Selbstständigkeit des Charakters zu entwickeln pflegt.

Charlotte hatte übrigens eine gute Erziehung erhalten; indeß verband sie damit Lebensansichten und Grundsätze, die nicht gewöhnlich zu sein pflegen in ihrem Geschlecht. — Ihr Wuchs war elegant und wohlgebildet. Sie war nicht gerade schön, aber hatte den Kopf einer Römerin; ihre Augen waren voll südlichen Feuers, und ihre Züge voll Leben und Beweglichkeit. Das erste Mal, als ich Sie bei Herrn Clary sah, fand ich sie entzückend und ich muß gestehen: hätte ich nicht das größere Glück empfangen, Dich zu besitzen, meine Jo-

sephine, so würde ich glauben, es sei unmöglich, zwei Charaktere zu finden, die sich einander besser hätten verstehen können, als Charlotte und ich.

Der Styl ihrer Rede war entschieden, dreist, blumenreich und sententiös, alles mit Metaphern und neugemachten Worten durchwebt. — So äußerte Sie einst gegen mich: „Sie sind ein Mann der Routine; aber ich habe zehnmal mehr Gedanken, als Ihre arme Sprache nur Worte besitzt. Wenn diese mir nicht genügen, so muß ich andre erfinden; was Sie mir heute als Sprachfehler vorwerfen, wird in einem Jahrhundert eine Schönheit sein."

Und wenn ich um Erlaubniß bat, sie besuchen zu dürfen, antwortete sie: „Wer hindert Sie daran?" — „Sie sind allein!" — Bedarf ich etwa der Aufsicht?" — „Aber das Publikum!" — „Das Publikum ist voll Thorheit. Fordern wir die öffentliche Meinung nicht heraus; aber sein wir auch nicht ihre Sclaven." —

Ich wagte es von Liebe mit ihr zu reden. Charlotte, dieses charakterfeste Mädchen kannte noch nicht die Entzückungen, welche diese Leidenschaft gewährt; indeß entzog sie sich der Zärtlichkeit ihres Freundes nicht, und bald hatte dieses Gefühl ihr ganzes Wesen durchdrungen. Aber Charlotte bedurfte eines Geliebten, der sich von allen andern Männern unterschied. Sie sprach zu mir vom Ehrgeiz und Ruhm und drang in mich, die

abgebrochene militairische Laufbahn wieder zu betreten. Sie schilderte mir den Zustand von Frankreich, wie er nicht günstiger sein kann für Leute, die ihr Glück in der Politik machen wollen. Ihre Ideen waren zu sehr aus meiner Seele gesprochen, um vieler Worte zu bedürfen sie mir verständlich zu machen; es waren meine eignen Pläne, die sie vor meinen Augen aufrollte.

Sie verschaffte mir die Bekanntschaft mit Salicetti, dem meine Familie und mein Ruf nicht unbekannt war, und dieser führte mich bei Barras ein, welcher damals en mission vom Convent sich in Marseille befand. Barras war damals gerade beschäftigt, ein Corps von 30,000 Mann allein im Departement de Var zu errichten, und dabei trat ich in die Artillerie wieder ein.

Meine Familie lebte in jener Periode zu Marseille in sehr beschränkten Umständen, und selbst meine Schwestern entgingen der Verläumdung nicht. Nur Caroline hatte es ihrer zarten Jugend zu danken, daß ihr Ruf unverletzt blieb. Lucian war Lehrer in einer Pensionsanstalt, Joseph nach seiner Rückkehr von Parma war als Clerc (Schreiber) bei einem Notar eingetreten, Jerôme besuchte noch die Schule und Louis machte Verse. — Lucian's Liebesgeschichten gehören hier nicht her; sie endeten mit der Heirath der Tochter eines Aubergisten, womit meine ganze Familie, wie ich selbst, unzufrieden war.

Der Ordonnateur Chauvet hatte das Vorgefühl meiner künftigen Größe. Als ich zur Armee abging, und mich bei ihm beurlaubte, sprach er im Ton eines Propheten:

„Reise glücklich, Napoleon! und welches auch Dein erster Grad in der Armee sei, wisse, daß eine hohe Bestimmung Dich erwartet. Du wirst einst das Geschick der Völker zu leiten haben!“ — Diese Aeußerung setzte mich nicht in das geringste Erstaunen. Ich selbst habe stets das entschiedene Vorgefühl einer solchen Bestimmung gehabt.

Charlotte erklärte, daß sie mir in den Feldzug folgen werde. Jeder Versuch, diesen Charakter voll Energie davon abzubringen, würde vergebens gewesen sein. Jedes gewöhnliche Frauenzimmer würde mir in solchen Verhältnissen lästig geworden sein; allein Charlotte war mehr als Weib; sie wurde mir ein Kriegscamerad und Freund voll Seelenstärke und Entschlossenheit. — Als die schöne Lavallière Ludwig XIV. auf dem Feldzuge nach Flandern begleitete, hatte sie nichts als Liebkosungen und Küsse für ihn; Charlotte hatte für ihren Freund die Rathschläge eines Helden und die kraftvollen Tröstungen eines Mannes.

Sobald ich mein Anstellungspatent erhalten hatte, eilte ich ins Hauptquartier des General Dütheil, der die Artillerie commandirte. Dieser wurde aber erst noch er-

wartet, und bis dahin durch den General Dommartin ersetzt.

Charlotte hatte indeß, um weder bei meiner Familie, noch bei Clary Verdacht zu erregen, angekündigt, daß sie sich nach Toulon begeben würde, wo ihr Vater sie erwarte, um sie nach Amerika zurückzuführen. Diese List war vollständig gelungen. Sie befand sich schon bei mir, als alle Welt glaubte, sie befinde sich auf dem Wege nach der andern Hemisphäre.

Darauf meldete ich dem General Dommartin, daß ein junger Mensch, einer meiner Freunde bei mir sei, der wünsche, um sich zu unterrichten, als Freiwilliger den Feldzug mitzumachen. — „Ihr Freund wird willkommen sein," antwortete der General, „und gern will ich genehmigen, daß er den ganzen Krieg hindurch Ihnen folge." Wer war glücklicher als Charlotte? Sie war in männlicher Kleidung angekommen und wußte sich darin so ungezwungen zu benehmen, daß ich es wagen durfte, sie dem Offiziercorps vorzustellen. Niemand hegte den geringsten Verdacht einer Täuschung. Seitdem verließ sie mich nicht wieder. Sie befand sich in allen Schlachten und Scharmützeln an meiner Seite und nie sah ich sie im heftigsten Kugelregen und Kanonendonner erbleichen, als nur das erste Mal.

Ich hatte Gelegenheit mich auszuzeichnen, indem ich einen Theil der Emigranten, von spanischen und

englischen Truppen unterstützt, niederschmetterte. Das Directorium ernannte darauf mich, den einfachen Kapitain, zum Bataillonschef der Artillerie. Niemand war darüber mehr erfreut, als Charlotte. „Er bringt schon durch!" rief sie aus, „o, er wird meine kühnsten Hoffnungen noch überflügeln!"

Auch vor Toulon verließ sie mich nicht. Sie gab mir den Rath, eine Batterie zu errichten auf einem Punkte, den sie mir als den geeignetsten bezeichnete. Napoleon war erstaunt durch diesen Rath eines Frauenzimmers; allein er fand ihn gut und folgte ihm. Als Barras und Fréron, sein College, sahen, daß man dort die Erde aufwühlte, fragten sie, was man mache? —

„Es ist eine neue Batterie, die man errichtet," antwortete ein Offizier. — Die Repräsentanten des Convents nahmen den Ort in Augenschein, und erklärten endlich, diese Batterie sei unnütz; man solle die Arbeiten einstellen.

„Sie wollen die Kenner machen," flüsterte mir Charlotte zu, „erhöre sie nicht, Napoleon, folge Deiner Eingebung und ich stehe ein für das Gelingen."

„Diese Batterie," rief ich nun den Deputirten mit Wärme zu, „wird ganz bestimmt errichtet werden. Ich hafte mit meinem Kopf für den Erfolg."

In der That übertraf dieser am folgenden Tage alle Erwartungen. Drei Forts von Toulon wurden durch

das Feuer dieser Kanonen demontirt, und die Folge für mich war meine Ernennung zum Chef der Artillerie-Brigade, die von denselben Männern ausging, welche ich Tages vorher so sehr brüsquirt hatte. Man berief mich in den Kriegsrath. Ich legte einen neuen Feldzugsplan vor, den Barras augenblicklich genehmigte. Toulon wurde genommen. Damals war ich erst vier und zwanzig Jahre alt.

Charlotte war die Schöpferin meines Glücks. Sie theilte es mit mir, und blieb durch ihren Verstand und ihre Besonnenheit meine Führerin auf dem rauhen Pfade des Ruhms. Aber diese Freude sollte nicht lange währen. Sie erhielt, als wir uns in Brest befanden, einen Brief aus Toulon von ihrem Vater, dem Seekapitain, der ihr befahl, sogleich zu ihm zu kommen, um sie nach Boston zu führen, wohin ihn selbst seine Bestimmung rief.

Wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel traf dieser Befehl das Glück der Liebenden. — Nichts war herzzerreißender als unser Abschied. Nur die große Seelenstärke Charlottens machte ihn möglich. Als ich endlich sie aus den Augen verloren hatte, befand ich mich in einer unermeßlichen Einöde, die Beute der traurigsten Betrachtungen eines verlassenen Daseins. —

In dieser unglücklichen Zeit verkündeten alle meine

Handlungen, Reden und Berichte die heißeste Liebe für die Freiheit. So befand ich mich eines Tages an der Tafel der Repräsentanten, als man über ungemessenen Ehrgeiz und Despotismus sprach. In der lebhaftesten Aufregung ergriff ich mein Messer, stieß es mit Heftigkeit durch das Tischtuch in den Tisch, und rief aus: „O diese Tyrannen! wenn es einer von ihnen wagen sollte, nach der Alleinherrschaft über Frankreich zu streben, so würde ich dieses Eisen in sein Herz stoßen." —

Wir müssen hier bemerken, daß dieser Ausruf in der That der Ausdruck seiner wahren Gesinnung war. Er ahnete damals noch nicht, wie sehr Umstände die festesten Vorsätze verändern könnten, wie verführerisch das Glück sei und wie ein erfüllter Wunsch immer den zweiten erzeugt.

„Was Charlotten betrifft," nahm Bonaparte wieder das Wort, „so habe ich sie seitdem nicht wieder gesehen. Wir hatten noch nicht für ewig von einander Abschied genommen. In Toulon, wohin sie aus Amerika zurückgekehrt war, scheint sie die Nachricht von meiner Erhebung erhalten zu haben. Auf den Flügeln der Liebe und voll Hoffnungen eilt sie hierher, und hier erst erfährt sie, daß ich vermählt sei. Groß, wie ihre Seele war, hat sie ihre Hoffnung zerbrochen,

ihre Leidenschaft bekämpft und ihr tragisches Geschick erfüllt. — Beklagen wir die Arme, meine Josephine, und beruhige Dich, sie war stolz und zu groß, um Dir noch gefährlich werden zu wollen."

Jede Frau von edler Gesinnung möge fühlen, was Josephine nach solchen Mittheilungen empfinden mußte. Ihre eigne Seelengröße erkannte vollkommen die ihrer Nebenbuhlerin, und ihr Verstand mußte ihr sagen, daß das offene Vertrauen auch das ihrige auf die Unerschütterlichkeit seiner Treue verdiene; allein ihre Weiblichkeit war unheilbar verwundet, sie hatte ihren Gatten empfänglich gesehen für die Reize eines andern Weibes und eine tiefe Stimme im Innern sagte ihr: wer einmal schwach war, wird es immer sein. —

Von dieser Zeit an datirten sich jene kleinen Eifersüchteleien, die sie nicht selten in ihrem Glück störten und die Quelle so mancher Scene in ihrem ehelichen Leben war.

Endlich war die Stunde gekommen, wo Bonaparte sie verlassen mußte, diese so geliebte Gattin; indeß es war sein Ruhm, der diese Trennung forderte. Uebrigens ließ er ihr ja einen hohen Rang in der Gesellschaft und noch größere Hoffnungen. — Josephine war ebenfalls bewegt über diese Trennung. Sie gab ihrem Gemahl

nützliche Winke über einige der Generale, die unter seinen Oberbefehl gestellt waren.

Bonaparte's Abreise von Paris war kein Ereigniß, das Aufmerksamkeit erregte. Die öffentliche Meinung sah darin nichts weiter, als eine gute Manier von Seiten eines schwachen Directoriums, um einen lästigen energischen Menschen, dem man Verpflichtungen schuldig war, los zu werden. Niemand glaubte an günstige Erfolge bei diesem mehr als gewagten Feldzuge. Man sah um so sicherer seinen Sturz vor Augen, je mehr sich von seiner Kühnheit erwarten ließ, daß er ein höchst gewagtes Spiel auf die Spitze treiben werde. —

Napoleon reisete ab, wie ein gewöhnlicher Reisender, obwohl er ging, das Vaterland Scipio's und den classischen Boden der Künste und des Ruhms zu erobern.

Eilfter Abschnitt.

Bonaparte's Liebe für Josephine, mitten in den Troubeln des Krieges. — Briefe Bonaparte's an Josephine. — Ihr Hang zum Vergnügen. — Interessante Charakterzüge beider Gatten. — Josephine und Madame Tallien protégiren Mürat. — Scene bei Barras. — Josephinens Reise nach Italien. — Bonaparte's Briefe an Josephine in Mailand. — Josephine in Genua. — Ihre Sehnsucht nach Paris und Schreiben an ihre Tochter Hortense. — Episode, die befreite Novize von Mailand. — Bonaparte's Brief an Josephine in Genua. — Bonaparte in Mailand. — Festlichkeiten. — Glückliches Zusammenleben. — Hochfliegende Pläne. — Nachrichten aus Paris. — Neue Siege und Eroberungen. — Josephinens Triumphe. — Sie gewinnt durch Milde und Liebenswürdigkeit Aller Herzen. — Auftrag, die geistliche Macht des Pabstes zu vernichten. — Beraubung der Kirchen; silberne Madonna von Loretto. — Bonaparte's Vorgefühl seiner Größe. — Eroberung der Republik Venedig. — Josephine in Padua. — Der Frieden von Campo-Formio. —

Wir haben nicht die Absicht, eine Geschichte dieses italienischen Feldzuges zu liefern. Wir haben es hier mehr mit den Herzen als mit den Völkern zu thun. — Was den Feldzug betrifft, so genüge es in Erinnerung zu brin-

gen, daß Napoleon in achtzehn Tagen sechs Schlachten gewonnen, Piemont erobert, zwei große Armeen zerstreut und die geschicktesten Generale der österreichischen Monarchie besiegt hatte, und dabei war er noch nicht älter, als sieben und zwanzig Jahre.

Indeß bei allen den großen Vorbereitungen und Bewegungen war seine Seele stets bei Josephinen, die er mit der glühenden Leidenschaft eines Corsen liebte.

Er schrieb an seine Gemahlin die zärtlichsten Briefe, aus denen wir Einiges mittheilen werden, um zu zeigen, wie die sanfte Macht der Liebe einen Herkules besiegte, und den Löwen in Rosenfesseln legte, auch diesen Heros seines Jahrhunderts besiegen konnte.

Die Liebe in der Brust eines Helden, der seinem Ruhme solche Hekatomben von Menschenopfern weihen muß, hat immer etwas Gewinnendes, sie giebt dem rauhen Krieger das versöhnende Element, und zeigt, daß auch Milde und Menschlichkeit in der Brust eines Feldherrn wohnen kann, dessen Machtwort viele Tausende blühender junger Männer niederschmettert. Und wenn die Furien der Verwüstung über Felder und Städte im Gefolge des Krieges dahin brausen, so ist es der Blick in ein Herz voll Liebe, der unsern Schmerz darüber mildert.

Die Briefe des viel beschäftigten Generals unter den Troubeln eines reißendschnellen Feldzuges waren kürzer

und flüchtiger gefaßt, als die frühern des Unbeschäftigten; allein in Flammenzügen sprach sich darin seine Liebe aus.

Von Genf aus schrieb er:

„An Madame Bonaparte.“

„Ich befinde mich in Genf, meine theure Freundin. Diese Nacht werde ich von hier abreisen.... Deinen Brief vom 27. habe ich erhalten. — Ich liebe Dich sehr — ich wünsche, daß Du mir oft schreiben mögest. — Sei überzeugt, daß meine Josephine mir unendlich theuer ist.“

„Tausend liebenswürdige Dinge der kleinen Cousine. Empfiehl ihr, daß sie hübsch artig sei; hörst Du?“ —

Von „Mailand am 4. Prairial“ schrieb er: „Josephine, seit dem 28. kein Brief von Dir! Ich erhielt einen Courier, der Paris am 27. verlassen hatte, aber keine Antwort, keine Nachricht von meiner geliebten Freundin! Sollte sie mich vergessen haben, oder will sie nicht wissen, daß es keine größere Qualen giebt, als keine Briefe zu empfangen von seiner dolce amor?“

„Man hat mir hier ein großes Fest gegeben. Fünf bis sechs hundert der elegantesten Figuren suchten mir zu gefallen, aber keine glich der Deinigen; keine hatte diese sanfte melodieuse Physiognomie, die sich so tief in mein Herz eingeprägt hat. Ich sah im Gedanken nur Dich, dachte nur an Dich; und dieser Gedanke machte mir

Alles unerträglich, und eine halbe Stunde, nachdem ich eingetreten war, lag ich schon im Bett. — Ach, rief ich aus, leer bleibt er dieser Platz neben mir, der meiner angebeteten kleinen Frau gehört!"

„Wirst Du kommen? wie steht's mit Deinen guten Hoffnungen, die mich so glücklich machen würden. — Ah, meine kleine Freundin, habe Sorge für Dich! — sei heiter; mache Dir oft Bewegung, mache Dir keinen Kummer; habe keine Unruhe wegen Deiner Reise; mache ja recht kleine Tagereisen, um Dich nicht zu ermüden. — Ich stelle mir immer vor de te voir avec ton petit ventre (wie es naiv im Original heißt), das muß Dich allerliebst kleiden. Aber dieses schreckliche Herzweh — hast Du es auch?"

„Adieu, schöne Freundin; denke bisweilen an den, der nie aufhören wird Deiner zu gedenken."

Napoleon war verliebt in seine schöne Frau, aber auch furchtbar eifersüchtig. — Welch ein Schauspiel für diejenigen, die gewohnt sind, in ihm nur den Krieger zu sehen, der Blitze vor sich her schleudert. Nein, sein Herz war nicht kalt und gefühllos. Er verrieth das in den Zeilen, die wir jetzt mittheilen werden.

Aus dem Hauptquartier zu Mailand schrieb er am 23. Prairial des Jahres IV. an Josephine nach Paris:

„Josephine, Du solltest abreisen am 5. von Paris;

dann wieder am 11. und Du bist es noch nicht am 12. — Meine Seele hatte sich der Freude geöffnet; nun ist sie von Schmerz erfüllt. Alle Couriere kamen an; aber keiner bringt mir ein Briefchen von Dir. Und wenn Du mir schreibst, so sind es nur wenige Worte. Dein Styl ist niemals der eines tiefen Gefühls. Ich muß glauben, daß es nur eine kleine Laune war, mich zu lieben. Du meinst ohne Zweifel, daß es Dich lächerlich machen würde, darin zu verharren. Ich muß glauben, daß Du schon eine andre Wahl getroffen hast, und daß Du weißt, an wen Du Dich zu wenden hast, um mich zu ersetzen. — Ich wünsche Dir Glück... wenn überhaupt Unbeständigkeit wahres Glück genießen kann. Ich rede nicht von Treulosigkeit — nein — Du hast nie geliebt."

„Ich habe meine Operationen beeilt. Ich glaubte am 13. Dich schon in Mailand und an diesem Tage warst Du noch in Paris. — Ich komme wieder zu mir; ich ersticke einen Gedanken, der meiner unwürdig sein würde. Und wenn der Ruhm nicht hinreicht, mein Glück zu begründen, so zeigt er wenigstens den Weg zum Tode und zur Unsterblichkeit. — Was Dich betrifft, so möge wenigstens mein Andenken Dir nicht ein verhaßtes sein! Mein Unglück ist es, Dich nicht genug gekannt zu haben — das Deinige: mich nach den Männern beurtheilt zu haben, die Dich umgeben."

„Die Gefühle meines Herzens gehören nie der Mittelmäßigkeit an. — Es hatte sich lange gegen die wahre Liebe gewehrt — Du hast ihm eine gränzenlose Leidenschaft eingeflößt – eine Trunkenheit, die es herabwürdigt. — Deine Gedanken hatten in meiner Seele den Vorrang vor der ganzen Natur; Deine Laune mich zu lieben, galt mir wie ein geheiligtes Gesetz. Dich nur sehen zu können, war für mich das höchste Glück. — Du bist schön, voll Anmuth, Deine himmlische sanfte Seele malt sich in Deinen schönen Gesichtszügen. Alles an Dir habe ich angebetet. Mehr naiv, mehr jugendlich hätte ich Dich weniger geliebt. Alles gefiel mir an Dir, selbst Deine Irrthümer, sogar die schmerzliche Scene, die unserer Heirath vierzehn Tage vorher ging.*) Als Tugend erschien mir Alles, was Dir werth war; als Ehre, was Dir gefiel; der Ruhm selbst zog mich nur an, weil er Dir angenehm war und Deiner Eigenliebe schmeichelte. Dein Bild ruhte stets auf meinem Herzen; nie hatte ich einen Gedanken an Dich, ohne es anzusehen; nie eine Stunde, ohne es zu betrachten und nie konnte ich es sehen, ohne es mit Küssen zu bedecken! —"

„Du dagegen hast mein Bild sechs Monate lang dem Maler gelassen, ohne es zurückzufordern — o! nichts entgeht meiner Beobachtung! —"

---

*) Bezieht sich auf den oben erwähnten Zweifel, ob er sie auch um ihrer selbst willen liebe?

„Josephine, Du würdest das Glück eines minder bizarren Mannes gemacht haben. Mein Unglück hast Du gemacht. Und ich verhehle es Dir nicht, ich hatte ein Vorgefühl davon, als meine Seele sich mit der Deinigen verband und als die Deinige täglich immer mehr eine gränzenlose Herrschaft über mich gewann, und alle meine Sinne gefangen nahm. Grausame! warum hast Du mich hoffen lassen, ein Gefühl in Dir geweckt zu haben, das Du mir nie bewiesen hast? —"

„Aber Vorwürfe sind meiner nicht würdig. Ich habe nie an Glück geglaubt. Täglich macht der Tod seine Sprünge um mich her. Das Leben — ist es wohl der Mühe werth, so viel Geräusch damit zu machen?"

„Adieu, Josephine! bleibe nur immer in Paris, schreibe mir nicht mehr und achte wenigstens mein Asyl. Tausend Dolche zerreißen mein Herz — bohre sie nicht noch tiefer hinein. Adieu, mein Glück — mein Leben — mein Alles was noch für mich auf der Welt existirt." —

Als Nachschrift fügte er noch an demselben Tage hinzu:

„Josephine! wo wirst Du diesen Brief erhalten? Ist es in Paris, so wird mein Unglück entschieden sein? Dann liebst Du mich nicht mehr — dann bleibt mir nichts übrig, als zu sterben. Wäre es möglich! — Alle Schlangen der Furien nagen an meinem Herzen und schon existire ich nur noch zur Hälfte. O — Du!....

Meine Thränen rinnen. Keine Ruhe, keine Hoffnung! ich ehre den mächtigen Willen und das unabänderliche Gesetz des Geschicks; ich überlade mich mit Ruhm, nur um mein Unglück in der Liebe desto herber zu empfinden. Ich kann mich an Alles gewöhnen in dieser neuen Ordnung der Dinge, aber nicht daran, Dich nicht mehr werth zu schätzen."

„Aber nein, es ist unmöglich, meine Josephine befindet sich auf der Reise. Sie liebt mich doch immer ein klein wenig noch; so viel verheißene Liebe kann nicht in zwei Monaten erlöschen."

„Ich verabscheue Paris, die Frauen, die Liebe. Dieser Zustand ist abscheulich, und Deine Aufführung..... Aber habe ich denn Grund zur Anklage? — Nein! Dein Benehmen ist Dein Geschick. — So liebenswürdig, so schön, so sanft mußtest Du das Werkzeug des Himmels werden, um mich zur Verzweiflung zu bringen? —"

„Adieu, meine Josephine! Deine Gedanken hatten mich einst glücklich gemacht. Alles hat sich verändert. Umarme Deine liebenswürdigen Kinder. Sie haben mir so liebliche Briefe geschrieben. Seitdem ich nicht mehr Dich lieben darf, liebe ich sie um desto mehr. Trotz dem Geschick und den Geboten der Ehre werde ich Dich lieben, so lange ich lebe."

„In dieser Nacht habe ich alle Deine Briefe wie-

der gelesen, selbst den Du mit Deinem Blute geschrieben hattest. Welche Gefühle haben sie in mir zurückgerufen!" —

Mehrere Briefe Napoleon's aus dieser Zeit verrathen diese unglückliche Stimmung. Aber auch eben so excentrisch, wie sein corsischer Charakter in der glühendsten Eifersucht, war er in der schwärmerischen Liebe.

Er glaubte endlich den Grund ihres Zögerns in den erfreulichen Umständen gefunden zu haben, welche ihm Mürat von Paris meldete, den er später als Júnot mit eroberten Trophäen und einem Brief an Josephine dorthin geschickt hatte. Und in der schwärmerischen Freude darüber schrieb er ihr aus dem Hauptquartier von Lodi, am 24. Floreal des Jahres IV. der Republik:

„Josephine, ist es wahr, daß Du guter Hoffnung bist? Mürat hat es mir geschrieben; aber auch, daß Dich dieser Zustand krank mache. Er glaubt nicht, daß es gerathen sei, Dich eine so lange Reise unternehmen zu lassen. So würde ich denn des Glücks mich beraubt sehen, Dich in meine Arme zu schließen; so würde ich denn noch mehrere Monate entfernt bleiben müssen von dem Wesen, das ich so unbeschreiblich liebe."

„Du schreibst mir, daß sich Dein Aeußeres sehr verändert habe. Dein Brief ist kurz, traurig und mit zitternder Hand geschrieben. Was fehlt Dir, meine anbe-

tungswürdige Freundin? — Was kann Dich beunruhigen? — Ach bleibe nicht auf dem Lande! geh' in die Stadt! suche Dich zu zerstreuen und vergnügen. Ich glaube, es giebt keine ärgern Qualen für meine Seele, als zu wissen, daß Du Kummer hast. Ich habe geglaubt, eifersüchtig zu sein; aber ich schwöre, es ist nichts damit. Ehe ich Dich melancholisch sehe, glaube ich, wäre ich im Stande, Dir selbst einen Geliebten zu geben. —"

„Sei doch heiter und zufrieden und wisse, daß mein Glück an das Deinige geknüpft ist u. s. w."

Wir könnten noch viele solche Zeugnisse geben von der leidenschaftlichen Schwärmerei, womit dieser junge Corse seine Gattin liebte, allein sie enthalten auch Anklagen ihrer Lieblosigkeit, und es wird Zeit sein, nach Paris zu Josephinen zurückzukehren.

Josephine hatte so viel innern Werth, daß wir ohne Besorgniß, sie herabzusetzen, eingestehen dürfen: sie war nicht ohne Schuld an jenen Zögerungen mit der Abreise nach Italien, die in so hohem Grade seine Eifersucht entflammen mußten. Auch ist es wohl möglich, daß sie ihn noch nicht so schwärmerisch liebte, als er sie. Schwere Schicksale hatten ihr heißes tropisches Blut abgekühlt. Ohnenhin, eine Frau, die geliebte Kinder besitzt, hat für den zweiten Gatten kaum mehr, als

ein halbes Herz. — Zu dem war Josephinens Charakter, wie sie Napoleon selbst ganz richtig geschildert hatte, eine glückliche Mischung von Gefühlstiefe und leichtem Sinn. Ihre Natur war die ächte Weiblichkeit in jeder Richtung hin. Wenn Shakespeare sagt: „Eitelkeit, dein Name ist Weib!" so hatte dieser Ausspruch auch Josephinen getroffen.

Bonaparte's Ruhm war fast zugleich mit der Nachricht von ihrer Vermählung mit ihm bekannt geworden. Die Acclamation der Menge übertönte das Mißvergnügen ihrer frühern Standesgenossen und ihre Familie auf Isle de France und die ihres ersten Gemahls in der Provence erhielten die Kunde von ihrer Verheirathung zugleich mit den Zeitungen, die den Ruhm ihres Gatten nach allen Weltgegenden hin ausposaunten. Bonaparte war das Gespräch des Tages, das Phänomen seines Jahrhunderts. Jeder Franzose war stolz auf die Siege, die er in Italien erfocht. Allen Dank, alle Ehre, die ihm dafür die Nation zollen zu müssen glaubte, nahm seine Gattin in Paris in Empfang. Erschien sie im Theater, so wendeten alle Blicke, alle Gläser sich nach ihrer Loge. Man stand auf, sobald sie vorn an die Brüstung trat und ein donnerndes: Vive Bonaparte! erschallte nicht selten, und wenn sie sich verneigte, hörte sie den Ruf: vive la Citoyenne Bonaparte! — Josephine, als Wittwe des hingerichteten Generals Beauhar-

nais, war wenig beachtet gewesen in Paris; höchstens erwies man ihr als Freundin des Directorial-Präsidenten einige Aufmerksamkeiten, wenn man bei der Regierung etwas zu suchen hatte. Jetzt war sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit; ihr Salon füllte sich mit den bedeutendsten Männern jener Zeit; Gelehrte, Künstler und Militairs bewarben sich um ihre Protection; die Stadt Paris, die Behörden und reiche Privatpersonen gaben ihr glänzende Feste. Sie liebte das Vergnügen, und besonders war sie eine leidenschaftliche Freundin vom Tanz; so lebte sie in einem beständigen Strudel von Festen und Gesellschaftskreisen, deren Krone sie war. Umschwärmt und angebetet von jungen und alten Roués gefiel sie sich darin, ihnen allen den Kopf zu verdrehen, ohne irgend Einem nur das geringste Zugeständniß zu machen. Natürlich ermangelten Neid und Medisance nicht, auf Kosten ihres Rufs ärgerliche Geschichten über ihr Privatleben in Umlauf zu bringen; allein Josephine erfuhr entweder dergleichen nicht, oder setzte sich zu leicht darüber hinweg mit dem Bewußtsein, daß sie selbst sich nichts vorzuwerfen habe. — Andre Frauen und zu andern Zeiten würden dadurch eben zu Grunde gegangen sein, damals aber waren die Sitten in Paris zu leichtfertig, um nicht gegen die vermeintlichen Schwächen einer so schönen liebenswürdigen Frau, die noch dazu die Gattin des Helden des Tages war, höchst nachsichtig zu

sein. — Josephine liebte zu dem Glanz und Putz. Durch Reichthum von Jugend auf daran gewöhnt, hatten sich jetzt die Quellen für den Luxus für sie verdoppelt; denn nicht nur flossen ihre Einkünfte vom eigenen Vermögen wieder reichlich, sondern auch Bonaparte, der Besieger von Italien, der ihre kostbaren Neigungen kannte, ließ es ihr an reichlichen Goldzuflüssen nicht fehlen. So gab es bald in Paris kein glänzenderes Haus als das der Generalin Bonaparte.

Wir sehen, daß Josephine damals in so brillanten Verhältnissen lebte, die ihr Paris zum liebsten Aufenthalt auf der Welt machen mußten. Wir glauben daher gern, daß ihr die Einladungen ihres Gemahls, ihm auf den Schauplatz seiner Siege zu folgen, nicht angenehm waren. Sie hielt es für unmöglich für eine gebildete Frau, vom Getümmel des Krieges umgeben nur leben zu können. Sie ahnete noch nicht, welche Triumphe Italien ihrer Eitelkeit bereiten würde und wir möchten sehr geneigt sein zu glauben, ob die Ausflüchte, womit sie ihre Zögerungen entschuldigen wollte, gegründet waren. Daß sie von den Fatiguen der täglichen und nächtlichen Festlichkeit ein wenig angegriffen war, läßt sich wohl annehmen; keineswegs aber war sie so kränklich und mißvergnügt, als ihre Freunde dem guten Napoleon glauben machen wollten; vielleicht war auch nicht einmal

die Hoffnung gegründet, womit man ihn zu trösten suchte. Sie selbst wenigstens erwähnt kein Wort davon in ihren Briefen und die Zeit hat auch keine Erfüllung derselben zu Tage gefördert.

Napoleon hatte Mürat, seinen Generaladjutanten, geschickt mit den Fahnen, die er den Oestreichern abgenommen hatte und zugleich ihm einen Brief mitgegeben, worin er schrieb, sie möge nicht mit Jünot abreisen, wie er früher geschrieben habe, sondern mit ihm. Jünot werde erst mit der nächsten Siegesnachricht eintreffen. Mürat mit seinen Trophäen wurde vom Directorium und der Municipalität auf das Glänzendste empfangen. Aber auch die Frauen von Paris interessirten sich lebhaft für diesen schönen, gewandten und auf sein phantastisches malerisches Kostüm sehr eitlen Mann, der mit der Sicherheit eines Helden die der feinsten Bildung verband. Er war ein ächter Sohn des Mars, welcher der Venus huldigte, wie den Waffen. —

Kaum hatte sich Mürat merken lassen, daß er die erledigte Stelle eines Divisionsgenerals zu erhalten wünschte, als auch schon die beiden Frauen Bonaparte und Tallien, diese liebenswürdigen Damen des Canapé im Luxemburg, ihn unter ihre Protection nahmen und ihm die gewünschte Stelle zu verschaffen suchten. Eine war auf die Andre eifersüchtig wegen

dieser Protection, und da Jede die Ehre haben wollte, einen so gefeierten und verdienten Offizier allein befördert zu haben, so suchte eine Jede ihre Freundin glauben zu machen, daß sie sich für Jünot wegen dieser Stelle bewerben würde; denn es war bekannt, daß dieser zweite Generaladjutant des Oberfeldherrn ebenfalls diese Beförderung wünschte. Beide waren derselben gleich würdig und der Obergeneral, um es mit keinem zu verderben, hatte dem Directorium die Entscheidung überlassen und sich jeder Empfehlung des Einen oder des Andern enthalten. Jünot kam erst vierzehn Tage später an, mit neuen Siegestrophäen, allein für seine Wünsche zu spät. Die Sache war schon entschieden. Erzählen wir indeß die Scene, wodurch diese herbeigeführt ward, mit dem komischen Quidproquo, das dabei zur Sprache kam.

Eines Morgens empfing Barras in seinem Cabinet, das wir schon kennen, eine eben so schöne als liebenswürdige Frau. Es war seine Freundin Madame Bonaparte, gewesene Vicomtesse von Beauharnais. Er führte sie auf das Canapé, auf welches sich niederlassen zu dürfen, für eine so große Auszeichnung galt, und setzte sich an ihre Seite.

„Ich finde," begann er die Unterhaltung, „Sie heute ungewöhnlich blaß, schöne Dame! — Es liegt

so etwas reizende Fatigue in diesen edlen Zügen, die von einer so classischen Schönheit sind. Ich möchte Ihnen wohl mehr sagen," fügte er mit einem feinen sarkastischen Lächeln hinzu, „denn ich bin Kenner der Sprache schöner Augen. Es scheint fast, daß...."

„Sie irren, Bürger Directeur!" unterbrach ihn Josephine mit einem Ernst, der jede Frivolität des Gedankens zurück wies; „ich darf Ihnen sagen, daß Ihr Irrthum wenig Verbindliches für mich enthält. — Es war diese Nacht ein Ball im Hôtel Telussin; der Colonel Mürat kannte noch nicht diese Redoute, und hatte mich gebeten, ihn dort zu präsentiren — — übrigens eine ganze Nacht auf einem Ball hingebracht, fatigulrt mich ungemein."

„Das läßt sich denken," entgegnete Barras mit einem Lächeln, in welchem sich eine kleine Malice abspiegelte, „der Obrist Mürat ist auf jeden Fall ein Offizier, der sich die größeste Pünktlichkeit zur Pflicht macht, wenn es gilt, eine Dame zum Ball zu führen. Irre ich nicht, so hat Rewbell gestern Nachmittag gegen drei Uhr das Glück gehabt, dem Herrn Mürat in den Elyséischen Feldern zu begegnen, indem er eine gewisse Dame am Arm führte, die Sie sehr genau kennen."

„Es ist wahr.... Sie wissen, daß dieser Offi-

zier mit Junot das ganze Vertrauen des Generals en chef der Armee von Italien besitzt."

„Das heißt, in Angelegenheiten des militairischen Dienstes, denn sonst ...." unterbrach sie der Präsident des Directoriums, immer noch bewaffnet mit demselben ironischen Lächeln, das bestimmt schien Josephinens Pläne, die er wohl durchschaute, zu durchkreuzen.

„Ganz recht, wie Sie sagen, Bürger Directeur," entgegnete Josephine mit anmuthiger Leichtigkeit, indem sie sich den Anschein gab, seine Absicht nicht zu errathen, „für militairische Angelegenheiten, viel zu ausschließlich; denn die beiden Adjutanten Bonaparte's, welche dem Directorium ein ganz hübsches Bouquet von österreichischen Fahnen überbrachten, haben von ihrem General noch nicht den Glücksstern empfangen, den sie so sehr verdienen."

„Ganz richtig," entgegnete Barras mit einiger Bitterkeit, „der Besieger von Italien hat für gewisse Dinge ein schwaches Gedächtniß; ich habe auch bisweilen Gelegenheit, darüber Erfahrungen zu sammeln. Indeß hätte er sich doch wenigstens erinnern sollen ...."

„Bürger Directeur, dieser Gegenstand ist zu delicat .... Bonaparte ist von gewissen Intentionen besser unterrichtet, als man glaubt ..... und ich bin

im Gegentheil überzeugt, daß er, was Sie betrifft, eher zu wenig zu vergessen weiß."

„Es ist ein wunderbarer Kopf, der dieses kleinen Mannes da," versetzte Barras, „denn einst sagte man in meinen Salons, daß er in allen Dingen, welche die Anwendung der Mußestunden seiner Frau betrifft, immer noch sehr viel zu erfahren wünscht."

„Lassen wir das auf sich beruhen," entgegnete Josephine, indem ihr Teint sich ein wenig belebte. „Ich bitte Sie, lassen Sie uns auf Mürat zurückkommen; ich glaube Bonaparte genug zu kennen, um überzeugt sein zu dürfen, daß er es dem Directorium Dank wissen würde, wenn es diesen seinen Adjutanten zum Brigade-General ernennen würde..... Ja ich darf noch hinzufügen, daß er sich schmeichelt, durch seine glänzenden Thaten das Recht erworben zu haben, zu erwarten, daß die Regierung seinen Wünschen entgegen kommen werde." —

„Indeß scheint es mir doch, daß der Oberst Jünot mit nicht weniger Auszeichnung gedient hat, als Mürat, und daß der General en chef Grund hatte, sich für ihn eben so zu interessiren, als für seinen Kameraden. Ich gestehe daher, nicht wenig überrascht zu sein, meine schöne Dame, daß, indem Sie Ihre Verwendung der des Obergenerals substituiren, daß Sie

nicht dem einen wie dem andern dieser Adjutanten Gehör geschenkt haben."

„Es hieße zu viel auf ihre Güte zählen, Bürger Directeur, wenn ich es hätte wagen wollen, Sie um zwei Gnadenbezeugungen auf einmal zu bitten; eine meiner Freundinnen, deren Credit bedeutend den meinigen übersteigt, weil sie diese Auszeichnung mehr verdient, hat es übernommen, Sie für den Obrist Jünot um den Grad eines Brigadegenerals zu bitten."

Die schöne Supplicantin hatte diese letzte Aeußerung nicht ohne eine bedeutende Anzüglichkeit ausgesprochen. Sie wußte sehr gut, daß die Freundin, die sich zur Protectrice von Jünot aufgeworfen hatte, noch immer bedeutend hoch in seiner Gunst stand unter den Damen des Canapé.

Barras begriff sogleich diese kleine Bosheit und antwortete:

„In Wahrheit, Madame, Bonaparte kann sich gänzlich der Sorge entschlagen, für das Avancement seiner Offiziere zu sorgen, die er nach Paris sendet. Sie finden hier immer Damen, die sich beeifern, die Dienste der Republik zu vergüten. Zweifeln Sie nicht daran, Madame, daß Ihre Empfehlung von großem Gewicht sein wird für das Directorium; und ohne irgend eine andre Prüfung als die Ihrige, wird man nicht zögern, Mürat zu dem Grade zu erheben, den Sie für ihn in

Anspruch nehmen. Carnot selbst, der Kriegsminister, darf sich nicht besser darauf verstehen, Generale zu machen, als Sie. . . . ."

Eine Stunde später, nachdem Josephine längst entlassen war, trat Madame Tallien ein in dasselbe Cabinet des Präsidenten des Directoriums.

„Gut," sprach er für sich selbst, „da erscheint endlich die Protectrice für Jünot . . . . indeß, sie wird nichts mehr erreichen können, diese niedliche Spitzbübin. Sehen wir zu, wie wir sie entschädigen."

Madame Tallien hatte die Einleitung für ihre Bitte ungefähr eben so eingerichtet, wie ihre Vorgängerin; auch sie bezog sich auf die Wünsche Bonaparte's für die Beförderung ihres Protégé.

„Die zweite Version über denselben Gegenstand," antwortete Barras mit einem ironischen Lächeln, „aber, meine Allerschönste, wenn ein Andrer schon unter ganz verschiedenen Umständen vorgeschlagen ist, wird nichts mehr zu erreichen sein."

„Wie? Bürger Präsident, Sie schlagen mir eine Bitte ab, ohne sie zu kennen? —"

„Ah, die ist nicht schwer zu errathen; aber wissen Sie, schönes Täubchen, daß, wenn man den Anflug genommen hat, den Käfig zu verlassen, man nicht wohl thut, an die Thür des Vogelfängers anzupicken."

„Ei die Vögel, deren Alter und Gefieder ausgesucht

schön sind, pflegen nicht zu warten bis man sie aufjagt, um davon zu fliegen."

„Sehr wohl; indeß nach ihrer Flucht hat man kein Futter mehr für sie."

„Waffenstillstand mit den Scherzen, lieber Präsident..... der mächtige Schiedsrichter über das Geschick der Republik darf der Großceremonienmeisterin seines Palastes die Bitte um ein Generalspatent nicht abschlagen."

„Ich verwillige es Ihnen, Madame, wenn Ihr Protégé das sechzigste Lebensjahr überschritten haben wird."

„Ha, das ist eine Verspottung! in meinem Alter verwendet man sich nicht für einen sechzigjährigen, wer es auch sei." —

„Und der Name Ihres Obristen ist.....?"

„Mürat...."

„Sie wollen sagen Jünot?" —

„Ach nein! ich liebe es nicht, in den Fußstapfen Andrer zu gehen.... am wenigsten in denen einer Freundin.... Man hat also heute sehr früh kommen müssen, um Sie für den Glücksstern von Jünot zu interessiren."

„Für Mürat."

„Das ist unglaublich!" —

„Im Gegentheil, alle Tausend! — dieser Umstand giebt mir ein neues Licht; es beweiset mir klar, daß Sie

und Ihre Freundin denselben Beweggrund hatten, sich für Mürat zu interessiren und Beide dieselben Gründe, die immer schwächer werdenden Ansprüche seines Kameraden zu beseitigen; daß die Eine der Andern weiß gemacht hat, daß sie sich für Junot verwenden wolle, um allein das Vergnügen zu haben, sich des Erfolges der Verwendung für Mürat rühmen zu können."

So wurde Mürat zum Brigadegeneral ernannt, ehe er zur Armee zurückkehrte und Junot mußte in diesem Augenblick zurückstehen, weil er zu spät die Gunst der Damen für sich in Anspruch genommen hatte. Doch unter den Fahnen des Generals Bonaparte fand dieser brave Offizier bald Gelegenheit, eine andre Protection zu finden, um den höchsten Glücksstern eines Soldaten zu erreichen, den Ruhm der Unsterblichkeit.

Mürat war krank nach Italien zurückgekehrt, ohne Josephinen bewegen zu können mit ihm abzureisen. Zahllose Couriere flogen fast täglich aus dem Hauptquartier des Obergenerals der italienischen Armeen nach Paris, und brachten ihr die leidenschaftlichsten Briefe voll Liebe, Eifersucht, Vorwürfe und Bitten. Nicht selten klagte er über ihre Kälte und die Kürze ihrer Briefe, dann wieder war er außer sich über die geringste Unpäßlichkeit, die ihr zugestoßen war. In jedem Wort erkannte man den leidenschaftlichen Corsen, den innerlich glühen-

den Vulkan, dessen versteinertes Aeußere keine Spur davon verrieth; und Josephine scheint in der That damals seine schwärmerische Liebe in dem Grade wenigstens nicht erwiedert zu haben.

Endlich, nach dem mörderischen Siege über den österreichischen General Beaulieu auf der Addabrücke bei Lodi am 10. Mai 1796, entsendete Bonaparte seinen zweiten Generaladjutanten, den Obristen Junot, mit den Trophäen dieses Sieges an das Directorium nach Paris und schrieb seiner Gemahlin, daß er nun fest darauf rechne, sie mit Junot nach Mailand kommen zu sehen.

Junot machte ihr so glänzende Schilderungen von den Freuden und Festlichkeiten, welche die Gemahlin des Oberfeldherrn in den unterjochten Ländern erwarten würden, von der leidenschaftlichen Liebe, womit sie ihr Gemahl erwarte und von der Annehmlichkeit des Reisens durch eins der schönsten Länder der Erde, daß sich Josephine endlich zu der so sehr gefürchteten Reise entschloß. Sie brachte ihre beiden geliebten Kinder in die berühmte Erziehungsanstalt der Madame Campan zu St. Germain en Laye.

Bonaparte hatte ihr schon in einem seiner frühern Briefe die Reiseroute vorgezeichnet und ihr eine Instruction gegeben, welche beweiset, daß ihr Hausstand damals noch nicht auf dem fürstlichen Fuß eingerichtet war,

den ihre glänzenden Verhältnisse in Italien später erforderten.

„Bring Deine Kammerfrau mit," schrieb er, „Deine Köchin und Deinen Kutscher, ich habe hier eine schöne Equipage für Deinen Dienst besorgt. Beschwere Dich mit keinen Gegenständen, die Dir nicht für Deine persönliche Bequemlichkeit unentbehrlich sind. Ich habe hier ein Silberservice und eins von Porzellan zu Deiner Verfügung."

Mit den nöthigen Geldsummen hatte er sie reichlich versehen und so stand ihrer Abreise nichts mehr entgegen. Die Anstalten dazu wurden beschleunigt und nun erst, nachdem der schwere Entschluß gefaßt war, hielt ihr die lebhafte Phantasie das lieblichste Bild von dem schönen Italien vor, das sie jetzt betreten sollte.

Ihre Reise war höchst angenehm. Sie durchlief eine Reihe bezaubernder Scenen. Als sie die lange Gebirgskette der Alpen überstieg, hob sich ihr Herz mit mächtigen Schlägen. Der Anblick einer für sie ganz neuen Natur, die Reinheit der Atmosphäre, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Landschaften, alle diese wunderbare Macht einer majestätischen Alpenwelt erweckte in ihrer Seele die erhabensten Ideen.

Endlich begrüßte sie jenes Land, welches der Schauplatz des Ruhms ihres Gemahls war, das aber in der Zukunft ihrem Sohne so viel Thränen kosten sollte.

Sie besuchte die borromäischen Inseln, deren paradiesische Schönheit im Lago-Maggiore sie entzückte. Endlich sah sie den weißen Marmordom von Mailand. Er erschien ihr wie der prächtigste Tempel der Welt. Feurige Gebete stiegen aus ihrem Herzen empor für das Wohl ihrer Kinder und ihres Gemahls.

Der siegreiche Gemahl empfing sie mit Begeisterung. Der Glanz seines Ruhms in der Lombardei war so groß, daß die Reflexe davon nothwendig auf seine Gemahlin zurückfallen mußten. Bonaparte und Josephine lebten in einem Nimbus von Vergötterung. Feste reihten sich an Feste und Josephine fühlte sich geschmeichelt durch diese öffentlichen Huldigungen, die ihren Gemahl um so höher stellten in ihren Augen.

Josephine verlebte einige Wochen mit ihrem Gatten in dem prachtvollen Palast Montebello, einige Lieues von Mailand entfernt. Damen vom höchsten Range, und die ausgezeichnetsten an Geist und Schönheit fuhren täglich hinaus, um ihr zu huldigen. Josephine empfing sie mit dem Anstande und der anmuthigen Würde einer gebornen Königin. Der glänzende Hof, der sich dort ungesucht um sie versammelte, trug ganz das Gepräge einer französischen Gesellschaft vom feinsten Ton. Josephine beherrschte in der That in Mailand nicht nur alle Herzen, sondern auch alle Verhältnisse. Napoleon erklärte später, daß diese Zeit die glücklichste seines Lebens

gewesen sei. Indeß bald rief ihn die Pflicht aufs neue zum Kriegsschauplatz ab.

Mit dieser Zeit beginnt die Reihe interessanter Briefe, welche ihre Tochter später bekannt gemacht hat, um ihre Mutter gegen gewisse Verläumdungen zu sichern.

Da sie bekannt genug sind, so geben wir hier nur einige Auszüge daraus, die in der That beweisen, wie schwärmerisch zärtlich Bonaparte seine Gemahlin liebte, wie er aber auch zugleich Josephinen, die von Vergnügen und Ehrenbezeugungen sich hinreißen ließ, ihre Vergnügungssucht und Mangel an Liebe vorwarf. Wir sehen in diesem Briefwechsel den innigst fühlenden Mann in dem Helden, der die Welt in Erstaunen setzte durch seine Thaten, — die Milde der Liebe mitten unter dem Geschützdonner eines rauhen blutigen Krieges. Wundersam mischen sich oft in wenigen Zeilen beide Extreme der menschlichen Natur.

So schrieb er von Roverbello am 18. Messidor IV. (6. Juli 1796) an Josephine zu Mailand:

„Ich habe den Feind geschlagen. Kilmaine wird Dir die Abschrift des Berichts überbringen. Ich sterbe bald vor Abspannung. Ich bitte Dich, sogleich nach Verona abzureisen; ich bedarf Deiner, denn ich glaube, ich werde krank werden.“

„Ich gebe Dir tausend Küsse. Ich liege im Bett.

Bonaparte."

Josephine aber blieb, durch Umstände gehindert, in Mailand und erhielt nachstehenden Brief von 23. Messidor IV. (11 Juli 1796):

„Kaum von Roverbello abgegangen, erfuhr ich, daß der Feind sich zu Verona zeige. Massena traf Anordnungen, welche glückliche Erfolge hatten. Sechshundert Gefangene, drei Stück Geschütz sind gewonnen. Dem General Brüne sind sieben Kugeln durch seine Kleidung gegangen, ohne ihn zu verletzen. Das heißt glücklich spielen."

„Ich gebe Dir tausend Küsse. Ich befinde mich sehr wohl. Wir haben nur zehn Todte und hundert Verwundete gehabt."

„Bonaparte."

Noch zärtlicher lautete der Brief aus Marmirolo vom 29. Messidor, Abends 9 Uhr (17. Juli 1796.)

„Ich erhalte Deinen Brief, meine anbetungswürdige Freundin. Er hat mein Herz mit Freude erfüllt. Ich bin Dir verbunden für Deine Bemühungen, mir Nachricht von Dir zu geben, Deine Gesundheit muß heute besser sein; ich bin gewiß, daß Du hergestellt bist. Ich bitte Dich dringend, zu reiten. Das kann nicht fehlen, Dir wohl zu thun."

„Seit ich Dich verlassen habe, bin ich immer trau-

rig gewesen. Es ist mein Glück, bei Dir zu sein. Ohne Unterlaß rufe ich mir Deine Küsse, Deine Thränen, Deine liebenswürdige Eifersucht zurück; die Reize der unvergleichlichen Josephine entzünden unaufhörlich eine lebendig brennende Flamme in meinem Herzen und in meinen Sinnen. — Wann werde ich doch frei von jeder Unruhe, von jedem Geschäft, alle meine Augenblicke bei Dir zubringen können, nichts zu thun haben als Dich zu lieben und nur an das Glück zu denken, Dir es zu sagen und zu beweisen? — Ich will Dir Dein Pferd schicken; aber ich hoffe, daß Du bald zu mir wirst kommen können. Ich glaubte Dich früher schon geliebt zu haben; aber seitdem ich Dich wieder sah, fühle ich, daß ich Dich noch tausendmal mehr liebe. — Seitdem ich Dich kenne, bete ich Dich täglich mehr an und das beweiset mir, wie falsch Labrüyère's Behauptung ist: „die Liebe kommt plötzlich!" — Alles in der Natur hat einen gewissen Gang und verschiedene Grade des Wachsthums. — Ach, ich bitte Dich, laß mich einige Deiner Fehler sehen; sei weniger schön, weniger anmuthig, weniger zärtlich, vorzüglich weniger gut; hauptsächlich sei weniger eifersüchtig und weine nie; Deine Thränen rauben mir die Vernunft und glühen in meinem Blute. Glaube fest, daß es nicht in meiner Macht steht, einen Gedanken zu haben, der nicht Dir gehört oder eine Vorstellung, die nicht Dir unterworfen wäre."

„Ruhe gut aus. Sorge für Deine Gesundheit. Komm zu mir, damit wir, ehe wir sterben, doch sagen können: So viele Tage waren wir glücklich! —"

„Millionen Küsse, sogar an Fortüne*) trotz ihrer Bosheit."

„Bonaparte."

Der folgende Brief an Josephinen, die sich immer noch zu Mailand befand, aus Marmiolo vom 1. Thermidor (19. Juli 1796) datirt, giebt zugleich in wenigen Zügen ein Kriegsbild, durch welches immer wieder, gleich einer schönen Morgenröthe durch zerreißende Gewitterwolken, die unaussprechliche Liebe Napoleon's für seine liebenswürdige Gemahlin hindurchleuchtete.

„Seit zwei Tagen," schrieb er, „bin ich ohne Briefe von Dir. Schon dreißig Mal habe ich diese Bemerkung mir selbst gemacht. Du siehst wohl ein, wie traurig das ist; dennoch kannst Du nicht an der zärtlichen, innigen Sorgfalt zweifeln, die ich für Dich hege."

„Wir haben gestern Mantua angegriffen. Wir heizten aus zwei Batterien mit glühenden Kugeln und mit Bomben tüchtig ein. Die unglückliche Stadt hat die ganze Nacht hindurch gebrannt. Das Schauspiel war zu gleicher Zeit schrecklich und imposant. Wir ha-

*) Schmeichelnd nannte Bonaparte die kleine Hand Josephinens: ma Fortune (mein Glück).

ben uns mehrerer Außenwerke bemächtigt und eröffnen noch in dieser Nacht die Laufgräben. Ich gehe morgen mit dem Hauptquartier nach Castiglione ab, wo ich zu übernachten gedenke."

„Es ist ein Courier von Paris bei mir eingetroffen. Er hatte zwei Briefe an Dich, ich habe sie gelesen. Ob mir nun gleich das ganz natürlich scheint und Du mir auch neulich die Erlaubniß dazu gegeben hast, so fürchte ich doch, daß es Dich unwillig mache und das betrübt mich sehr. Ich hätte die Briefe wieder zusiegeln mögen; aber nein, das wäre mir etwas Schreckliches gewesen! Ich bin strafbar, ich bitte Dich um Verzeihung; ich schwöre Dir, daß es nicht aus Eifersucht geschehen ist, nein gewiß nicht; denn dazu habe ich eine zu hohe Meinung von meiner anbetungswürdigen Freundin. Ich wünschte, daß Du mir gänzliche Erlaubniß gäbest, Deine Briefe zu lesen, denn dadurch würden alle Gewissensbisse und alle Befürchtungen verscheucht werden."

„Eben kommt Achilles mit Courierpferden von Mailand; aber keinen Brief von meiner angebeteten Freundin! Lebe wohl, mein einziges Gut! Wann wirst Du zu mir kommen können? Ich selbst will Dich von Mailand abholen."

„Tausend Küsse, die eben so glühend sind, als mein Herz und eben so rein, als das Deinige."

„Ich lasse den Courier rufen; er sagt mir, daß er

bei Dir gewesen ist und daß Du ihm gesagt hast, Du hättest ihm nichts aufzutragen. O, fi donc! Du böse, häßliche, grausame Tyrannin, Du niedliches, kleines Ungeheuer! Du lachst meiner Thorheiten. Ach Du weißt es wohl, wenn ich Dich in mein Herz schließen könnte, so würde ich Dich da in ein Gefängniß setzen."

Gieb mir Nachricht, daß Du heiter, ganz gesund und sehr zärtlich bist."

„Bonaparte."

Briefen von dieser Zartheit und Innigkeit folgten wieder andre voll glühender Leidenschaft mit flüchtigen Hindeutungen auf das Kriegstheater; mit Spuren von Eifersucht Josephinens. Doch scheint Josephine eine stete Scheu gehabt zu haben, sich dem Kriegsschauplatz zu sehr zu nähern. Oft waren seine dringendsten Einladungen vergebens. Josephine lebte in Mailand wie eine Königin, umgeben von Glanz und Huldigung aller Art. Sie befand sich zu wohl in diesen überaus glänzenden Verhältnissen, die ihr gleichsam als Vorschule dienten für die Rolle, welche sie wenige Jahre später auf dem Welttheater spielen sollte.

Einmal war Bonaparte so glücklich, seine geliebte Gattin wieder zu sehen. Freilich nicht in Brescia, wohin er sie dringend eingeladen hatte; dazu hatte er mit der zartesten Aufmerksamkeit mitten im lebhaftesten Kriegestroubel für ihre Bedürfnisse gesorgt.

„Ich schicke noch in dieser Stunde," schrieb er aus Castiglione, am 4. Thermidor IV. (22. Juli 1796.) „Mürat dahin, um Dir in der Stadt eine Wohnung zu besorgen, wie Du sie gern hast."

„Ich glaube, Du wirst wohlthun, am 6. von Mailand abzugehen, in Cassano zu übernachten und am 7. nach Brescia zu kommen, wo der zärtlichste Liebhaber Dich erwartet. — Ich habe zu Mailand einen Wagen, der zugleich für Stadt und Land eingerichtet ist; Du magst Dich seiner bedienen. Bringe Dein Silberzeug und einen Theil der Sachen, die Dir nothwendig sind, mit. Mache kleine Tagereisen während der kühlen Stunden, um Dich nicht anzustrengen. Die Truppen brauchen nur drei Tage, um nach Brescia zu kommen. Mit der Post sind es vierzehn Stunden. Ich bitte Dich, am 6. in Cassano zu bleiben, und werde Dir am 7. so weit als möglich entgegen kommen."

Daß Josephine nicht frei von Eifersucht war, bezeugt eine Stelle in diesem Briefe:

„Ich bin in Verzweiflung, meine Freundin, daß Du zu glauben vermagst, mein Herz könne sich Andern, als Dir öffnen; es gehört Dir durch das Recht der Eroberung und diese Eroberung soll fest und ewig sein. Ich weiß nicht, warum Du von Frau von Te.... redest, um die ich mich so wenig bekümmere, wie um alle Frauen von Brescia." —

Die Eröffnung der Briefe, welche ihr Gemahl wiederholt zu haben scheint, war Josephinen allerdings unangenehm gewesen. Auf ihre Andeutung darüber schrieb Bonaparte:

„Was Deine Briefe betrifft, deren Eröffnung von meiner Seite Dir mißfällt, so soll dies der letzte sein; Dein Brief war noch nicht angekommen."

„Gesundheit, Liebe und schnelle Ankunft in Brescia!" schrieb er weiter voll Begeisterung und schloß mit den Worten: „Lebe wohl, Josephine. Tausend zärtliche Küsse!"

„Bonaparte."

Allein Josephine kam nicht nach Brescia. Unwohlsein hatte sie abgehalten. Bonaparte voll zärtlicher Ungeduld durcheilte den Raum mit Courierpferden, und überraschte sie auf ihrem schönen Landhause Montebello. — Einige Stunden entflohen den beiden Glücklichen wie Minuten. Dann rief der Drang der Umstände den Feldherrn wieder zurück auf den Kriegsschauplatz. In Brescia war jetzt sein Hauptquartier, und von dort aus schrieb er am 13. Fructidor IV. (10. August 1796) in voller Bedrängniß nachstehende Zeilen:

„Ich komme hier an, meine anbetungswürdige Freundin, und mein erster Gedanke ist, Dir zu schreiben. Deine Gesundheit und Dein Bild sind während des ganzen Weges nicht einen Augenblick aus meinem Gedächtniß gewichen. Ich werde nicht eher ruhig sein, als

bis ich Briefe von Dir bekommen habe. Unmöglich kannst Du Dir meine Unruhe vorstellen. Ich habe Dich traurig, verstimmt und halb krank verlassen. Wenn die innigste, zärtlichste Liebe Dich glücklich machen könnte, so müßtest Du es sein..... Ich bin mit Geschäften überhäuft."

„Leb' wohl, meine süße Josephine; liebe mich, sei gesund und denke oft an mich."

„Bonaparte."

Josephine gehörte dem Leben mehr an als der Phantasie; ihre Gefühle waren aufrichtig, zärtlich und hingebend, aber nicht lyrisch schwärmend, wie es die Liebe Bonaparte's in jener Periode war. Sie schrieb ihm daher seltner als es ihm lieb war; und in vielen Briefen beschwert er sich darüber. So im folgenden:

Brescia, den 14. Fructidor IV. (31. Aug. 1796.)

„Ich gehe in diesem Augenblick nach Verona ab. Ich hatte gehofft, von Dir einen Brief zu erhalten; das versetzt mich in schreckliche Unruhe. Du hattest mir größere Pünktlichkeit versprochen, und Deine Rede war damals doch wohl in Uebereinstimmung mit Deinem Herzen..... Du, welcher die Natur Sanftmuth, Annehmlichkeit und Alles gegeben hat, was gefällt, wie kannst Du den vergessen, der Dich so heiß liebt? Drei Tage ohne Briefe von Dir; und doch habe ich Dich gebeten, mir öfter zu schreiben. Die Abwesenheit ist schreck-

lich; die Nächte dauern ewig; sie sind langweilig und abgeschmackt; der Tag ist eintönig."

„Heute da ich allein bin mit meinen Gedanken, den Schreibereien, den Menschen mit ihren prunkhaften Plänen, habe ich nicht einmal ein Billet von Dir, um es an mein Herz drücken zu können."

„Das Hauptquartier ist abgegangen und ich folge in einer Stunde. Ich habe diese Nacht einen Courier von Paris erhalten. Er hatte für Dich nichts, als beiliegenden Brief, der Dir Vergnügen machen wird."

„Denk an mich, lebe für mich, sei oft bei Deinem Geliebten und glaube, daß es nur ein einziges Unglück für ihn giebt, welches ihn in Schrecken setzt, nämlich: nicht mehr von seiner Josephine geliebt zu werden. Tausend recht süße, zärtliche und ausdrucksvolle Küsse!" —

„Bonaparte."

Wiederholte Klagen dieser Art, erneute Zärtlichkeitsbeweise, kurze Kriegsnachrichten, Kriegsereignisse, oder kleine Eifersüchteleien von seiner Seite, die aber immer den liebenswürdigsten Charakter tragen, erfüllen die folgenden Briefe.

Von Ronco den 26. Fructidor IV., 10 Uhr Morgens (12. Septbr. 1796.) schreibt er:

„Seit zwei Tagen, meine theure Josephine, bin ich hier; ich habe ein schlechtes Lager, schlechte Nahrung

und bin sehr verstimmt darüber, daß ich so fern von Dir leben muß."

„Wurmser ist eingeschlossen; er hat 3000 Mann Cavalerie und 5000 Mann Infanterie bei sich. Er steht zu Porto Legnago und sucht sich nach Mantua zurückzuziehen; das wird ihm aber nun unmöglich werden. Sobald die Sache beendigt ist, eile ich in Deine Arme."

„Ich umarme Dich Millionen Mal."

„Bonaparte."

Das Kriegsglück war ihm günstiger als das der Liebe. Von Verona aus, am 1. Ergänzungstage IV. (17. Septb. 1796.) klagte er:

„Ich schreibe Dir sehr oft, meine liebe Freundin; Du aber schreibst mir wenig. Du bist böse, häßlich, sehr häßlich; eben so sehr, als Du leichtsinnig bist. Das ist treulos, einen armen Ehemann, einen zärtlichen Liebhaber zu betrügen! Soll er denn seine Rechte verlieren, weil er entfernt ist und von Arbeit, Kummer und Anstrengung niedergedrückt wird? Was bleibt ihm auf der Erde, ohne seine Josephine, ohne die Versicherung ihrer Liebe?"

„Wir haben gestern ein sehr blutiges Gefecht gehabt; der Feind hat viele Leute verloren und ist gänzlich geschlagen. Wir haben ihm die Vorstadt von Mantua abgenommen."

„Leb' wohl, angebetete Josephine; in einer dieser

Nächte werden die Thüren mit Geräusch sich öffnen, wie vor einem Eifersüchtigen, und ich werde in Deinen Armen liegen. Tausend liebevolle Küsse."

„Bonaparte."

Jeder Brief bringt neue Variationen der zärtlichsten Klagen über ihre Kaltherzigkeit und Vergnügungssucht und selbst bittere Vorwürfe, die oft nur mit Mühe in einen scherzhaften Ton gehüllt waren.

„Ich habe vorgestern," schrieb er aus Modena (vom 17. Octbr. 1796.) den ganzen Tag im offnen Felde zugebracht, und gestern das Bett gehütet. Fieber und Kopfschmerz haben mich abgehalten, an meine beste Freundin zu schreiben; allein ich habe ihre Briefe erhalten; habe sie an mein Herz, an meine Lippen gedrückt und aller Schmerz der Trennung, das Gefühl von tausend Meilen Entfernung sind gänzlich verschwunden. — Aber Deine Briefe sind wie funfzig Jahre; sie gleichen einer funfzigjährigen Ehe. Man sieht in ihnen die Freundschaft und die Gefühle des Lebenswinters. Fi-donc, Josephine, das ist von Ihnen sehr boshaft, sehr schlimm, sehr verrätherisch. Was bleibt Ihnen noch übrig, um mich sehr beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr zu lieben? Ach das ist schon der Fall! Mich zu hassen? Nun, ich wünsche es, denn Alles außer dem Hasse erniedrigt; aber die Gleichgültigkeit mit dem Marmorpuls, dem starren Auge und dem einförmigen Gange!...."

„Tausend, tausend Küsse, so zärtlich wie mein Herz."

„Ich befinde mich etwas besser und reise morgen ab. Die Engländer räumen das mittelländische Meer. Corsica ist unser. Gute Nachricht für Frankreich und für die Armee."

„Bonaparte."

Auf einen kurzen Brief aus Verona voll leidenschaftlicher Liebesversicherungen, erließ er eben daher an Josephine in Mailand (am 23. Nov. 1796.) nachstehende Vorwürfe in den Mantel des Scherzes gehüllt.

„Ich liebe Dich gar nicht mehr; im Gegentheil, ich verabscheue Dich. Du bist häßlich, sehr ungeschickt, sehr dumm, Du bist ein Aschenbrödel. Du schreibst mir gar nicht, Du liebst Deinen Mann gar nicht; Du weißt, welches Vergnügen ihm Deine Briefe machen und Du schreibst ihm nicht sechs zufällig hingeworfene Zeilen."

„Was machen Sie den ganzen Tag, Madame? Welches so wichtige Geschäft raubt Ihnen die Zeit, an Ihren sehr gütigen Liebhaber zu schreiben? — Welche Neigung erstickt und verdrängt diese Liebe, die zärtlichste und standhafteste Liebe, die Sie ihm versprochen haben? Wer mag der wunderbare neue Liebhaber sein, der alle Ihre Augenblicke in Anspruch nimmt, Ihre Tage tyrannisirt und Sie abhält, sich mit Ihrem Gatten zu beschäftigen?"

„Im Ernst, meine Freundin, ich bin unruhig, keine

Nachrichten von Dir zu erhalten; schreibe mir geschwind vier Seiten und zwar von jenen angenehmen Dingen, die mein Herz mit Empfindung und Vergnügen erfüllen.

Ich hoffe Dich in kurzem in meine Arme zu drücken; dann will ich Dich mit einer Million Küsse bedecken, die so glühend sind, wie unter dem Aequator."

„Bonaparte."

Diese Hoffnung, sie wieder zu sehen, steigerte sich mit jedem Tage. Von Verona aus am 4. Frimaire V. (14. Nov. 1797) schrieb er ihr voll Freude:

„Bald hoffe ich, Dich in meine Arme zu schließen, meine süße Freundin. Ich liebe Dich bis zum Rasendwerden. Ich schreibe mit diesem Courier nach Paris. Alles geht gut. Wurmser*) ist gestern unter den Mauern von Mantua geschlagen worden. Deinem Gatten fehlt weiter nichts zu seinem Glück, als die Liebe Josephinens.'

„Bonaparte."

Bonaparte eilte voll Liebe und Sehnsucht nach Mailand; aber wie schrecklich sah er sich getäuscht.

„Ich komme nach Mailand," schrieb er von dort aus an seine Gemahlin, die indeß einer Einladung nach Genua gefolgt war, „ich stürze in Dein Zimmer, ich habe Alles verlassen, um Dich zu sehen, Dich in meine Arme zu drücken .... Du bist nicht da, Du ziehst in

*) Bekanntlich der k. k. österreichische Feldherr.

den Städten umher nach Festen, Du entfernst Dich, wenn ich komme, Du kümmerst Dich nicht mehr um Deinen guten Napoleon. Aus Laune hast Du ihn geliebt, die Unbeständigkeit macht ihn Dir gleichgültig."

„Der Gefahren gewohnt, kenne ich das Mittel gegen den Verdruß und die Leiden des Lebens. Das Unglück, welches ich erfahre, ist nicht zu berechnen; ich hatte ein Recht, nicht darauf zählen zu dürfen."

„Ich werde bis zum 9. hier sein; laß Dich aber nicht stören; geh' Deinem Vergnügen nach, denn Dir gehört das Glück. Die ganze Welt ist zu glücklich, wenn sie Dir gefällt, und Dein Gatte allein ist sehr unglücklich."

„Bonaparte."

Nicht ahnend, daß ihr Gemahl sich vom Kriegsschauplatz entfernen würde, um sie mit seinem Besuche zu überraschen, hatte Josephine eine Einladung von der Stadt Genua angenommen, wo sie auf das prächtigste mit öffentlichen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Man gab ihr zu Ehren ein Ballfest, das Alles an Glanz und Reichthum übertraf, was man bis jetzt im reichen Genua gesehen hatte. Der Tanz dauerte bis zum folgenden Morgen, der zum Unglück ein Freitag war. Darauf folgte an demselben Tage ein Banket, wobei es an Poularden, Pasteten und andern Fleischspeisen nicht fehlte

zum großen Aergerniß der katholischen Geistlichkeit, die darin eine Entweihung des Fasttages sah.

Bei allen diesen Zerstreuungen sehnte sich doch Josephine nach ihrem schönen Frankreich zurück, wo sie das Liebste auf Erden, ihre Kinder zurückgelassen hatte. Sie stand mit ihrer Tochter Hortense, die von der berühmtesten Erzieherin Frankreichs eine treffliche Erziehung erhalten, im lebhaften Briefwechsel. Von Mailand aus schrieb sie ihr am 16. Ventose des Jahres V. (6. März 1797.):

„Ich befinde mich wohl, meine theure Hortense; seit sechs Tagen habe ich kein Fieber mehr. In Bologna war ich ein wenig krank; übrigens habe ich in Italien Langeweile, ungeachtet aller Feste, die man mir giebt und der schmeichelhaften Aufnahme, die ich bei den Einwohnern dieses schönen Landes finde. Ich kann mich auch nicht gewöhnen, so lange von meinen Kindern entfernt zu sein. Ich muß sie an mein Herz drücken. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß dieser Augenblick nicht mehr fern sein wird, und das trägt viel dazu bei, mich von der Unpäßlichkeit, die ich gehabt habe, wieder herzustellen."

„Liebe Deine Mutter, so wie sie Dich liebt; dann mußt Du sie anbeten. Lebe wohl, meine gute kleine Hor-

tense. Deine Mutter umarmt Dich von ganzem Herzen."

„Josephine."

Mehr als alles Andre beweiset nachstehende Episode, daß Napoleon Josephinen mit voller Seele liebte; denn wahre Liebe macht unempfänglich gegen jede andre Neigung und früher war Bonaparte nicht unempfänglich gewesen für die Reize des schönen Geschlechts; jetzt war er ein Cato. —

Bei dem Angriff auf Mantua drangen die Grenadiere der Garde in ein offenstehendes Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen die Flucht ergriffen hatten. Plötzlich hörten sie Klagetöne aus einem Kreuzgange her erschallen. Sie erbrachen mit Gewalt die verschlossene Thür einer einsamen Zelle und erblickten, nicht ohne Erstaunen, ein junges Mädchen auf einer Bank sitzend, mit Ketten gefesselt.

Die Unglückliche flehte um ihr Leben. Ein junger schöner Offizier, der diese Abtheilung befehligte, ließ es sich nicht nehmen, ihr die Ketten abzunehmen. Ein Blick der Geretteten, in dem sich eine Seele voll Dankgefühl aussprach, machte ihn glücklich, denn Cäcilie war eine der lieblichsten Erscheinungen, die man sich nur denken kann. Ihre grausamen Eltern hatten sie hier einsperren lassen, um sie zu zwingen Gelübde auszusprechen, die ihrem gefühlvollen Herzen widerstrebten.

Ihre Befreier hegten für diese Unglückliche alle nur mögliche Sorgfalt. Sie schien für diesen Augenblick von allen diesen bärtigen Grenadieren als Tochter adoptirt zu sein. Als sie aber bat, diesen Aufenthalt des Schreckens verlassen zu dürfen, stellte man ihr vor, daß sie mit dem ersten Schritt ins Freie in einen Hagel von Kugeln gerathen würde. Der Donner der Geschütze, das Krachen des Gewehrfeuers, das man in jedem Augenblick hörte, bekräftigte diese Warnung.

„Ach," rief sie aus, „hier müßte ich doch sterben!"

Das Commando wurde abgerufen und die Gerettete folgte den Soldaten mitten in das Getümmel der Schlacht. Wenn hier und dort einer dieser Braven niederstürzte, so suchte sie zu helfen so viel als möglich war. Sie kannte keine Furcht; pfeifende Kugeln und in den Boden wühlende Bomben erregten ihr keine Schrecken. Sie hatte schon größere erduldet. Mehr als den Tod fürchtete sie die Rückkehr zu den geistlichen Frauen, die im Namen der Religion sie so entsetzlich gemißhandelt hatten.

Abends wurde sie dem Obergeneral Bonaparte vorgestellt. Sie nannte sich Cäcilie, Tochter einer adligen Familie aus den Umgebungen von Mantua. Der Ausdruck von Leiden hatte ihren Zügen etwas Herzergreifendes gegeben. Sie vereinigten die Wärme des Südens mit der Schwermuth des Unglücks. Obgleich sie erst achtzehn Jahre alt war, so hatten doch vierjährige Ker-

kerleiden sie schon um einige Jahre gealtert. Dennoch war sie von seltner Schönheit und hatte die interessanteste Physiognomie, die sich nur denken läßt.

Um sie gegen die Galanterien seiner Offiziere zu schützen, ließ ihr Bonaparte ein Zimmer in der Nähe des seinigen anweisen. Sie war reizend, die Gelegenheit günstig; allein der Oberherr betrachtete sie als seine Schutzbefohlene, und ihre Nähe war ihm heilig. Cäcilie war nicht zu bewegen, zu den Ihrigen zurückzukehren; selbst Bonaparte's Machtwort hätte sie für die Dauer nicht schützen können. Liebe und Dankbarkeit hatten sie ganz zur Französin gemacht. Einmal aus der Bahn des stillen häuslichen Lebens herausgerissen, wollte sie der Armee folgen, wohin es auch gehe. — Neue Verlegenheiten! — Napoleon ließ anfragen, ob keiner der Offiziere geneigt sei, diesen Findling der Grenadiere von der Garde zu heirathen? — Zwanzig bis dreißig meldeten sich im Augenblick; sie wurden alle der Geretteten vorgestellt; aber Keiner fand Erhörung. Endlich meldete sich unter den Freiern dieser schönen Penelope ein bescheidener junger Mann, der kaum wagte die Augen aufzuschlagen, als er schüchtern und erröthend um die Hand der Geretteten bat. Cäcilie warf sich weinend in seine Arme. Es war ihr Retter. Sie hatte ihn geliebt seit dem Augenblick, als er ihr die Fesseln abnahm. Napoleon war einer der Zeugen ihrer Vermählung. Er hatte ihre

Familie gezwungen, der Verstoßenen eine Ausstattung zu geben und ihren Gatten zu einem höhern Rang befördert.

Unter andern Umständen hätte vielleicht Bonaparte weniger sich geneigt finden lassen, das Beispiel des Scipio nachzuahmen; denn er war früher und später kein Verächter weiblicher Schönheit; allein jetzt hatte die Liebe für Josephinen, die eben durch die Sehnsucht, welche Trennungen erwecken, stets neue Nahrung empfing, sein Herz und seine Sinne unempfänglich gemacht für jeden andern Eindruck dieser Art.

Ueber die Natur dieser seiner Sittenstrenge täuschte er sich selbst. In dem Memoire von St. Helena sprach er sich später nach seinem Fall darüber aus:

„Meine ungemeine Jugend forderte von mir als Oberfeldherrn eine große Zurückhaltung und äußerste Sittenstrenge. Sie war nothwendig, unerläßlich, um Männer zu befehligen, die weit älter waren als ich. So war denn aus Grundsatz meine Aufführung ohne Tadel, exemplarisch; ich zeigte mich wie eine Art von Cato. Ich mußte so vor allen Augen erscheinen, die so zahlreich auf mich gerichtet waren. Ich war in der That ein Philosoph — ein Weiser.“ —

Josephine blieb noch einige Tage in Genua; es war dort zu reizend, zu himmlisch, als daß die dort von allen Lockungen des glänzendsten Lebens, der Huldigung

und Anbetungen, hingerissene Frau dem Taumel solcher Vergnügungen so leicht hätte entsagen können. Josephine war, wie schon gesagt, der reine Typus der Weiblichkeit, einer Weiblichkeit mit allen ihren Fehlern und Tugenden. Sie liebte aufrichtig den armen Bonaparte, aber sie schwärmte nicht in dieser Liebe; sie liebte auch den Glanz und das Vergnügen, das sie fortriß aus einem Taumel in den andern. Sie liebte den Tanz leidenschaftlich wie alle Creolinnen und tanzte mit einer Leichtigkeit und Grazie, die ihr allgemeine Bewunderung erregte. Indem sie Nächte hindurch tanzte, bis in den Mittag hinein im Bette lag, dann Besuche empfing oder gab, und nie einsam war, als wenn sie sich zu abgespannt fühlte oder Migraine hatte, fehlte es ihr in der That an Zeit, ihrem Gatten zu schreiben; geschah es einmal, so verriethen ihre Briefe Flüchtigkeit oder Zerstreutheit. Nie glaubte sie, daß die Klagen ihres Napoleon so ernstlich gemeint waren, und deshalb setzte sie sich leichter darüber hinweg.

Aber der zweite Brief, den sie in Genua von Bonaparte erhielt, verrieth eine so tiefe Bitterkeit des Seelenschmerzes, eine Ironie mit durchblickender leidenschaftlicher Liebe, daß ihr zum ersten Male ängstlich und wehmüthig dabei wurde.

Bonaparte schrieb an Josephinen in Genua, am 5. Frimaire V. Abends 8 Uhr (28. Nov. 1796.) in der düstersten Stimmung.

„Ich erhalte den Courier, den Berthier nach Genua geschickt hatte; Du hast nicht Zeit gehabt, mir zu schreiben; das sehe ich wohl ein. Umgeben von Spiel und Freude hättest Du ja Unrecht, mir das geringste Opfer zu bringen."

„Berthier ist so gütig gewesen, mir den Brief zu zeigen, den Du an ihn geschrieben hattest. Es ist nicht mein Wille, daß Du etwas in Deinen Zeitberechnungen, oder in den Belustigungen abänderst, welche man Dir geboten hat; ich bin dieser Mühe nicht werth, und das Glück oder Unglück eines Mannes, welchen Du nicht liebst, hat kein Recht auf Deine Theilnahme."

„Was mich betrifft, so ist das Geschick und der Zweck meines Lebens, Dich allein zu lieben, Dich glücklich zu machen und nichts zu thun, was Dir zuwider sein könnte."

„Sei glücklich, wirf mir nichts vor, kümmere Dich nicht um die Glückseligkeit des Menschen, der nur in Deinem Leben lebt, nur Deine Freude und Dein Glück genießt. Ich habe Unrecht, wenn ich von Dir eine Liebe fordere, die der meinigen gleicht. Warum soll man verlangen, daß die brüsseler Spitze so schwer sei als Gold? — Wenn ich Dir alle meine Wünsche, alle meine Gedanken, alle Augenblicke des Lebens opfere, dann gehorche ich blos dem Uebergewicht, welches Deine Reize, Dein Charakter und Deine ganze Persönlichkeit über mein unglück-

liches Herz zu erringen gewußt haben. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir nicht hinreichende Reize gegeben hat, um Dich zu fesseln; aber Rücksichten und Achtung verdiene ich von Seiten Josephinens, die ich so glühend und gränzenlos liebe."

„Leb' wohl, anbetungswerthes Weib, leb' wohl, meine Josephine. Möge das Schicksal auf mein Herz alle Leiden und allen Kummer legen und meiner Josephine nur schöne und glückliche Tage schenken. Wer verdient das mehr als sie? Wenn es sich bestätigt, daß sie nicht mehr lieben kann, dann will ich meinen tiefen Schmerz in dem eigenen Busen verschließen und mich damit begnügen, ihr einigermaßen nützlich sein zu können."

„Ich öffne meinen Brief wieder, um Dir einen Kuß zu geben... Ach, Josephine!... Josephine!"

„Bonaparte."

Die elegischen Wendungen dieses Schreibens ließen ihr kaum noch einen Zweifel, daß die bittere Ironie in eine edle Resignation übergegangen war, und der Schluß voll Liebe und Schmerz stimmte sie milde. Sie schrieb ihm wenige Zeilen der Versöhnung, aber aus der ganzen Fülle ihres reichen Gemüthes, und Napoleon war glücklich. Er gestattete ihr die Reise nach Bologna, wo sie eben so glänzend empfangen und mit Festen und Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Ihn selbst rissen

die Kriegsereignisse fort. Rasch ging es von Siegen zu Siegen.

Bonaparte hatte trotz seiner Liebesleiden Wunder gethan, Italien und Oesterreich besiegt, Regierungen abgesetzt und Republiken organisirt.

Nach der Schlacht von Roveredo begab er sich nach Mailand, um dort den Jahrestag der Begründung der cisalpinischen Republik festlich zu begehen. Hier lebte er wieder einige glückliche Wochen mit seiner geliebten Gattin zusammen. Der Prunk dieses Triumphs ging über alle Vorstellung; die schönen Mailänderinnen drängten sich um die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Einst bemerkte er in der großen Loge des Casino di Recreatione eine schöne Bologneserin, welche sich mit den drei Farben der französischen Republik geschmückt hatte. Sie stand neben Josephinen, und dieser entging die Aufmerksamkeit ihres Gemahls auf die schöne Fremde nicht. Um ihm zu gefallen, stimmte Josephine in die Lobeserhebung mit ein, die er an diese anziehende Frau verwendete. Ihr Gatte war einer der Senatoren, die als Mitglieder der Regierung ein Opfer der in Modena vorgefallenen Ereignisse geworden waren. Die Dame hatte nicht ohne Absicht die Aufmerksamkeit des Besiegers von Italien auf sich zu ziehen gesucht; sie bat jetzt Josephinen, sich bei ihrem Gemahl um die Freilassung ihres Gatten zu verwenden. Bonaparte gewährte diese sogleich;

jedoch unter der Bedingung, daß sofort auf der Citadelle von Bologna die dreifarbige Standarte aufgepflanzt, und eine Republik nach dem Muster der mailändischen begründet werde.

Solche Erfolge und das glückliche Zusammenleben im schönen Schlosse von Montebello stimmten ihn zur liebenswürdigsten Heiterkeit. Mit Aufmerksamkeit empfing er die jungen Mädchen von Mailand, die ihm einen artigen Korb, mit schmeichelhaften Devisen und Sinnbildern geziert, darbrachten. Allein die Göttin der Freiheit, die auf einem Triumphwagen unter dem Zuruf: „Evviva la republica Franzese“ durch die Stadt gezogen wurde, ließ er nicht vor sich; er bemerkte dabei: „Die Freiheit darf ihre Tempel nicht verlassen.“

So wußte der siegreiche General die Stunden seiner Ruhe zu versüßen. Indeß nannte er die Zeit seines Aufenthalts in Mailand eine Unthätigkeit, die ihm bald bei allen Reizen Josephinens unerträglich wurde.

Er kehrte nach dem Lager seiner Soldaten zurück; begeisterte durch seine Gegenwart alle Krieger, und brach auf, um sich zu neuen Thaten zu rüsten.

In Ferrara und Bologna waren neue Aufstände entstanden. Bonaparte erscheint wie ein Blitz; unterdrückt die Volksbewegung und begründet dort republikanische Verfassungen.

Die Oesterreicher waren besiegt, als Bonaparte Nach-

richt erhielt, das Directorium sei mit ihm unzufrieden, weil er gleich einem Souverain von Frankreich mit Völkern und Fürsten unterhandle. — „Wenn ich wollte," äußerte er sich darüber gegen Josephinen, „so würde ich die Mehrzahl der Franzosen gegen sie haben. Ein Fürstenthum ist mir angeboten; das Haus Oesterreich möchte gern die Last erleichtert sehen, die ich der Lombardei auflege; es würde seinem Interesse vortheilhaft sein, sich mit mir zu verbinden; aber meine Absichten gehen höher — h kann mich nicht damit begnügen, Italien zu regieren."

Josephine hatte durch einen gewissen Botot, der arras Secretair war, und den sie für ihre Interessen geheim gewonnen hatte, nun die bestimmte Nachricht s Paris erhalten, daß das Directorium, eifersüchtig die Macht und das Ansehen des Obergenerals, sei- Sturz beschlossen habe.

In demselben Moment erhielt sie von Bonaparte Nachricht:

„Ich bin im Begriff, über den General Alvinzy riumphiren; bald werde ich Herr von ganz Italien Die letzte Vormauer der Oesterreicher wird fallen — bleiben mir doch noch einige Besorgnisse; aber: Do- ı virtus, quis in hoste requirat?"

Josephine setzte ihren Gemahl von den geheimen chten, die sie aus Paris erhalten hatte, ohne die

Quelle derselben zu nennen, in Kenntniß, und munterte ihn auf, den großen Schlag zu wagen, um durch den Glanz des Sieges seine Feinde zu entwaffnen. So gedrängt, sah sich Bonaparte genöthigt, List und Verrath anzuwenden, um den großen Sieg über die Oesterreicher bei Rivoli zu erkämpfen. Wurmser war in Mantua eingeschlossen. Hungersnoth und Epidemien wütheten in der Festung; der Nestor der österreichischen Armee, Feldmarschall Wurmser, capitulirte unter ehrenvollen Bedingungen, und Bonaparte, der wohl wußte, daß eine Menge compromittirter französischer Emigranten sich in Mantua befanden, gab ihnen absichtlich Gelegenheit zu entkommen, indem er dem österreichischen Feldherrn [illegible] hundert bedeckte Wagen zugestand, die nicht visitirt werden sollten.

In Mantua fand Bonaparte unermeßliche Reichthümer. Das Directorium bekam den besten Theil davon, und die nach Paris übersandten Kriegstrophäen gaben Veranlassung zu den glänzendsten Volksfesten. — So war noch einmal der Sturm beschworen, der ihn stürzen sollte; bei dem Volke wie im Heer gleich vergöttert stand er zu fest, um ohne eigne Gefahr gestürzt werden zu können. Statt gegen ihn zu declamiren, erschöpften sich die Deputirten in Vorschlägen zu Ehrenbezeugungen für Bonaparte. Unter diesen Vorschlägen war auch der: ihm den Titel: „Bonaparte der Italische" zu decretiren.

Während der Zeit dieser Bewegungen und Siege hielt sich Josephine abwechselnd in Pavia, Cremona, und Piacenza auf, wo sie überall festlich empfangen, nicht wenig dazu beitrug durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihrem Gemahl überall Freunde zu erwerben oder Gegner zu versöhnen. Sie war es auch, die durch solche Mittel der unwiderstehlichen Ueberredung den Eifer seiner Freunde belebte, als es darauf ankam, ein tyroler Streifcorps zurückzutreiben, das schon kühn bis vor die Thore von Mailand vorgedrungen war.

Als er sich nach so viel glücklichen Erfolgen auf einige Tage bei Josephinen befand, dankte er ihr auf das zärtlichste für ihre Thätigkeit und Wachsamkeit in seinem Interesse und schloß mit den merkwürdigen Worten: „Ein andermal, Madame, kann ich Ihnen die Zügel eines Staats anvertrauen. Beten Sie nur, daß Ihr Gemahl zum höchsten Range emporsteige; dann, Josephine," fügte er lachend hinzu, „werde ich Ihnen eine berathende Stimme in meinem Staatsrath anvertrauen; aber was die Schlüssel zu meiner Chatouille anbetrifft, die wird meine liebenswürdige Josephine niemals bekommen."

Josephine wußte in der That kein Geld zu schonen; sie verschwendete in der Wohlthätigkeit ohne Gränzen, wie im Luxus.

„Unsre gegenwärtige Lage," erklärte sie ihrem Gemahl, wenn dieser sie zu einiger Oekonomie in ihren

Ausgaben bewegen wollte, „macht einen Aufwand nöthig, welcher den Glanz der mit der französischen Republik im Krieg begriffenen Fürsten verdunkelt."

Obgleich Bonaparte in diese Ansicht einging, so fuhr er doch fort, ihre zu große Sorglosigkeit im Geldausgeben zu tadeln. Es half ihm nichts, wenn er ihre Mittel anfing zu beschränken; denn Josephine erhielt von allen Fürsten, Gesandten und Republiken, die sich ihr gefällig machen wollten, so reiche Geschenke und hatte so manche andre einträgliche Einnahmen, die ihr Bonaparte zugewiesen hatte, z. B. vom Paßwesen, daß es ihr für den glanzvollsten fürstlichen Aufwand niemals an Mitteln fehlte.

Bald nachher erhielt Bonaparte vom Directorium den unangenehmen Auftrag, die päbstliche Macht gänzlich zu vernichten. — Josephine, als gute Katholikin und vermöge ihres edlen Herzens, war darüber außer sich. Sie beschwor mit Thränen ihren Gemahl, wenigstens diesen Befehl, der die ganze Christenheit empören würde, nicht zu vollziehen.

„Es kostet mich viel," entgegnete Bonaparte, „Pius VI. zu beunruhigen; ich habe durchaus keine Lust, im Capitol die Statüen der Mörder Cäsars wieder aufzurichten; indeß muß ich gehorchen, wenigstens einen Theil meiner Aufträge ausführen."

Schon hatte der französische General Victor sich

auf den wehrlosen Kirchenstaat geworfen. Bonaparte folgte ihm auf dem Fuße nach. Josephine begleitete ihn nach Imola, wo der Oberfeldherr an der Spitze seines siegreichen Heers, umringt von einem glänzenden Generalstabe, seinen Einzug hielt.

Der Anblick des Cardinals Chiaramonti, nachmaligen Pabstes Pius VII. erfüllte Josephinen mit Ehrfurcht. Dieser ehrwürdige Prälat sank vor Bonaparte' im Uebermaß des Schmerzes über die Entheiligung der Kirche, auf die Kniee. Der Obergeneral hob ihn sogleich auf und ließ ihn dann mit seiner Wache umgeben. Der hochwürdige Erzbischof stellte seinen Palast zu Verfügung des Eroberers und bat nur, die unglückliche Stadt zu schonen.

„Alles steht zu Ihrem Befehl," ließ ihm der Pabst sagen, „ein Diener Gottes muß sich des irdischen Gutes zu entäußern wissen, wenn es darauf ankommt, damit die Freiheit seiner Brüder in Jesu zu erkaufen."

Josephine bat ihren Gemahl, großmüthig zu sein und vor Allem die Stadt zu schonen. Bonaparte wurde gerührt und versprach Alles, was sie wünschte. Indeß trug er doch kein Bedenken, die reichen Gold- und Silbergeräthe, alle Kostbarkeiten, Diamanten und reichen Kirchengefäße zu nehmen, die der erzbischöfliche Palast enthielt.

„Der gute Cardinal," sprach er zu Josephine, die ihm darüber Vorstellung machte, „wird es mir Dank wissen, daß ich es übernommen habe, ihn auf die Einfachheit der Apostel zurückzubringen."

Marmont hatte die Madonna von Loretto aufgehoben und übergab sie an Bonaparte. Der Obergeneral sandte sie dem Directorium ein, behielt jedoch einige Juwelen derselben und Reliquien für sich zurück.

Als das wunderthätige Madonnenbild von Loretto in Paris angekommen war, gab der Präsident des Directoriums ihr zu Ehren ein großes Gastmahl. Das Gnadenbild der Jungfrau von gediegenem Silber wurde auf einen Tisch gesetzt und Barras sagte lachend: „Der General hat uns zwar das wunderthätige Bild geschickt, aber die Kleider desselben sorgfältig für sich behalten."

Für Josephinen war dieser Kirchenraub äußerst schmerzlich. „Das heißt Gott und Menschen wider uns aufbringen," rief sie aus, und nicht selten erlangten ihre Bitten und Thränen von ihrem Gemahl, der der geliebten Gattin nichts abschlagen konnte, die Wiedererstattung des geraubten Kirchengutes.

Bald war Bonaparte Herr der Romagna, des Herzogthums Urbino und der Mark Ancona. In Rom herrschte die größeste Bestürzung. Der Pabst Pius VI. stand verlassen. Die Cardinäle waren nach

Neapel entflohen. Das ehrwürdige Haupt der katholischen Kirche bringt sich selbst zum Opfer; er überläßt sich der Großmuth des Siegers, der im Anzuge ist, um seine Staaten zu erobern; nur die Völker will er retten, welche die Vorsehung ihm anvertraut hat.

Die Unterhandlungen begannen. Auf Josephinens Rath zeigte er sich nachsichtig und ließ seine Truppen nicht einziehen in das heilige Rom, eine Mäßigung, die ihm indeß vom Directorium bedeutende Vorwürfe zuzog. Bald konnte er seiner Gattin melden:

„Der Friede mit Rom ist unterzeichnet. Bologna, Ferrara und die Romagna sind der Republik abgetreten. Der Pabst erlegt uns in kurzer Zeit dreißig Millionen und überläßt uns viele Gegenstände der Kunst.“

Schon damals hatte Bonaparte ein bestimmtes Vorgefühl seiner künftigen Größe und ohne Zweifel auch schon sehr hochfliegende Pläne aufgefaßt.

„Ich will,“ sprach er in einer vertrauten Stunde zu Josephinen, „der große Regierer des Schicksals von Europa werden, ja zum Ersten der Erdenbürger bin ich berufen; ich fühle die Kraft in mir, selbst eine neue Welt zu erobern und umzukehren, und bald soll das erstaunte Universum sich unter meine Gesetze fügen. Dann werde ich die Niederträchtigen züch-

tigen, die mich gern aus dem Vaterlande verdrängt hätten."

Das war nicht die Sprache des Uebermuths, noch weniger einer leeren Großsprecherei, sondern eines unermeßlichen Kraftgefühls und starken Selbstbewußtseins. Josephine, mit der er einige glückliche Wochen in Bologna zusammen lebte, gewann täglich mehr das Vertrauen ihres Gemahls auf ihre Einsicht. Ihre Meinung erschien ihr nur das Ergebniß der seinigen zu sein, und doch war sie das einzige Wesen auf der Welt, das auf den Willen seines Riesengeistes einen unbewußten Einfluß übte.

Nie gab es ein übereinstimmenderes Paar als Napoleon und Josephine. Gefühle, Geschmack und Neigungen begegneten sich fast immer. Beide Wesen schienen nur von Einer Seele belebt zu sein.

So nahe dem schönen Florenz entstand in Josephinens Seele der lebhafte Wunsch, diese Wiege der Kunst und Poesie kennen zu lernen.

Ihr Wunsch wurde erfüllt. Die Kette der Apenninen war überschritten, und Florenz breitete sich aus vor ihren Blicken. Sie fand sich nicht getäuscht in den Vorstellungen, die sie sich von der Pracht und Schönheit dieser einst so reichen Residenz der Medizäer gemacht hatte. Mit Bewunderung betrachtete sie unter Andern den Palast Strozzi, dessen Vor-

derseite die ganze Geschichte der Guelfen und Ghibellinen darstellte. Die Wohlhabenheit der Bewohner, die lachende Gegend, die erfrischende Heiterkeit der Promenaden am Ufer des Arno, wo einst Tasso seine Gedichte recitirte, und Boccaz der sich lagernden Gesellschaft seine Novellen erzählte, kurz Alles bezauberte die glückliche Josephine in diesem Götterlande.

„Es wird," sprach Bonaparte, als er mit seiner geliebten Gattin auf dem Balkon des Palastes der Großherzöge stehend die Pracht der Stadt und die Herrlichkeit der Gegend überschaute, „eine Zeit kommen, wo ich aus diesem schönen Lande ein Leibgedinge machen werde; ich will, daß eine meiner Schwestern regiere, wo einst die Medizäer geherrscht haben."

Ueberall wurde Bonaparte als Befreier der Lombardei begrüßt. Josephine kam selten von seiner Seite, und indem sie seinen Ruhm theilte, wußte sie dem Gepränge seiner Triumphe jene Anmuth zu verleihen, welche die Völker bezaubert, indem sie ihrem Herrscher huldigen.

Auf die Nachricht von ausgebrochenen Unruhen in den obern Provinzen ging Bonaparte sogleich dorthin ab, und Josephine verlegte ihren Hof nach Mailand, wo sich damals viele compromittirte italienische Große mit Sicherheitscharten aufhielten.

Schon glaubte Josephine, das Ende des italieni-

schen Feldzuges sei gekommen und sie werde endlich so glücklich sein, ihre geliebte Hortensie wieder zu sehen, die sie in der Erziehungsanstalt von St. Germain en Laye zurückgelassen hatte, als Bonaparte ihr schrieb:

„Um meinen Waffenthaten die Krone aufzusetzen, wird es nothwendig sein, noch die Staaten von Venedig zu erobern. Der Anfang dazu ist schon gemacht."

In dieser Zeit erhielt Josephine von ihrem Vertrauten in Barras Cabinet, dem Secretair Botot, die Nachricht: „Unsre fünf Herrn haben die Absetzung des Obergenerals beschlossen; sie fürchten seine Rückkehr nach Frankreich."

„Wo werden sie," rief Josephine aus, „Helfershelfer finden, die kühn und verwegen genug sind, ihm diesen Beschluß mitten in seinem Lager und an der Spitze seines ihm ergebenen Heeres einzuhändigen? Die Soldaten nennen ihn Vater und betrachten ihn wie ein höheres Wesen; es hängt nur von seinem Willen ab, diese schwache Directorialregierung in einen Schatten zu verwandeln; aber man muß Zeit gewinnen, um diesen Entwurf erst reif werden zu lassen."

Der Vorwand zum Angriff auf Venedig war leicht gefunden und am 16. Mai 1797 war die stolze Republik, die nur noch ein Schatten ihrer vormaligen Größe war, unterworfen. Bald sah man die dreifarbige Fahne

auf dem Palast des Dogen wehen, und der Löwe von St. Markus beugte sich unter ihre Macht.

Bonaparte nahm seine Residenz im Dogenpalast. Hier wie überall wurde dem Sieger gehuldigt. — „Madame," schrieb er Josephinen im stolzen Selbstgefühl, „um die Begeisterung zu sehen, mit welcher man auf mich hinblickt, kommen Sie, das Glück eines Franzosen zu theilen, der zuerst seit Pipin seine Fahnen auf die Denkmäler der berühmtesten aller Republiken gepflanzt hat."

Josephine begab sich von Padua nach Venedig, auf dem Canale der Brenta, der mit den Lagunen in Verbindung steht. Ihre Anwesenheit schien den Bürgern dieses eroberten Freistaats sehr angenehm zu sein. Ueberall in den eroberten Städten und Staaten war Josephine die Bürgschaft der Milde gewesen, den Bedrückten war sie stets ein rettender Engel; ihre Herzensgüte hatte einen Ruf vor sie hergesendet, der ihr die Herzen und die Hoffnungen aller Italiener entgegen führte. Die erlauchten, ernsthaften Senatoren, deren Vorfahren nach einer alten Tradition unmittelbar aus dem Meere entsprossen sein sollten, machten ihr täglich ihre Aufwartung, und erhöhten damit den Glanz ihres Hofes. Im üppigen Venedig wie im glänzenden Mailand folgten Feste auf Feste.

Alle Autoritäten der cispadanischen und transpa-

banischen Republiken eilten nach Venedig, um dem Stifter ihrer Republiken ihre Huldigungen darzubringen.

Da Josephine das Italienische mit Fertigkeit sprach, so war sie im Stande, auf die Complimente und sehr langweiligen Reden, womit man sie, als erste Bürgerin der französischen Republik, begrüßte, passend zu antworten. — Nun trat auch die Zeit des Carnevals ein, der in Venedig einen poetischen Zauber gewinnt, wie an keinem andern Ort in der Welt. Josephine war entzückt von diesem ewig neuen Schauspiel wechselnder Gestalten voll italienischer Heiterkeit, Lebendigkeit und Grazie; und während sie mit voller Lebenslust sich dem Strom der Carnevalsfreuden hingab, beschäftigte sich Bonaparte ernstlich mit den Vorbereitungen zu dem diplomatischen Ball, den er den Genuesern zu geben gedachte. So nannte er den Angriff, den er auf das prächtige Genua mit diplomatischer Schlauheit vorbereitet hatte. Diese berühmte Stadt zeigte zu viel Reichthümer, um der Aufmerksamkeit des französischen Eroberers zu entgehen. Einer der Adjutanten des Obergenerals mußte dem Dogen eine Depesche übergeben. Sie enthielt die Forderungen Bonaparte's, die sogleich durch Unterschrift genehmigt werden sollten. Die Bedenklichkeiten des Senats dagegen kamen zu spät. — „Um Euer Land zu retten," erklärte Bonaparte den edlen Genuesern, „muß es auf italienische Weise republikanisirt werden. Ihr seid nicht länger

würdig, jene Freiheit zu genießen, zu welcher der berühmte Andreas Doria den Grund gelegt hat; denn Ihr habt die Statüe des großen Mannes umzustürzen gewagt und steht im Begriff, in jene Anarchie zurückzufallen, aus welcher er Euch gezogen hatte. Ich will ein müßiger Zuschauer Eurer bürgerlichen Unruhen bleiben; aber Ihr müßt eine Regierung haben. Ihr sollt das Recht genießen, sie selbst zu wählen, doch werde ich Euch nicht eher verlassen, als bis sie gehörig befestigt sein wird."

In der That waren solche Drohungen und eine imponirende Stellung nöthig, um die uralte aristokratische Verfassung dieses Staats zu stürzen und eine demokratische einzuführen.

Endlich dictirte er die Friedensbedingungen. Der Vertrag von Campo-Formio (vom 18. April 1797) war fast gänzlich sein Werk. Sein eiserner Wille organisirte nun die eroberten Staaten und stellte ganz Italien unter Abhängigkeit von der französischen Regierung.

Zwölfter Abschnitt.

Bonaparte beim Congreß in Rastadt. — Der schwedische Gesandte. — Bonaparte brüsquirt die Fürsten. — Revolution vom 18. Fructidor und Folgen derselben. — Bonaparte steht hoch in der Volksgunst. — Eifersucht und Scene. — Die Friedensstifterin. — Die Expedition von Boulogne. — Bonaparte's Sendung dorthin. — Rückkehr. — Er macht dem Directorium Vorwürfe. — Phrase. — Project der Eroberung von Egypten. — Scene im Theater Feydau. — Napoleon's Abreise nach Egypten. — Absicht derselben ihn zu stürzen. — Josephinens Stimmung. — Ihre Anfrage bei den Directoren und verletzende Antwort. — Sie entschließt sich, Barras Salon zu besuchen. —

Bonaparte, gewissermaßen Herr von Italien, flößte dem Directorium keine geringe Besorgnisse ein. Man hatte weder den Muth noch die Macht, ihn zu stürzen. Aber es zeigte sich bald eine günstige Gelegenheit, diesen gefürchteten Mann wenigstens aus Italien zu entfernen und in einen Wirkungskreis zu versetzen, wo er weniger gefährlich werden konnte.

Der große Friedenscongreß zu Rastadt sollte eröffnet werden.

Bonaparte wurde zum ersten Bevollmächtigten der französischen Republik ernannt mit dem schmeichelhaften Beisatz: „um ihm Gelegenheit zu geben, am Glück der Nationen mit zu arbeiten," in der That aber, in der Hoffnung, daß die Umständlichkeit der Verhandlungen eines Congresses von Abgeordneten des deutschen Kaisers, der deutschen Reichsfürsten und vieler fremden Monarchen ihn eine halbe Ewigkeit dort fest halten werde.

Bonaparte und Josephine hatten Mailand verlassen, nachdem die Stadt ihm zu Ehren eine Medaille hatte schlagen lassen. In Rastadt angekommen, steigt er im Schlosse ab. Seine Umgebungen waren die eines Privatmanns. Durch Einfachheit contrastirte seine Erscheinung gewaltig gegen den Glanz der kaiserlichen bevollmächtigten Minister und andrer Diplomaten jener Zeit. Er allein schien nicht zu bemerken, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war. Die Minister der verschiedenen Mächte wurden ihm vorgestellt, und er nahm sie auf mit dem Uebergewicht eines gebornen Souverains und der Einfachheit eines Privatmanns. Indeß bald gab Josephine Soiréen, die alle Diplomaten sich beeiferten durch ihre Anwesenheit zu beleben. Keine Fürstin hatte jemals eine schönere Rolle gespielt als ihr zu Theil wurde. Alle Huldigungen der ausgesuchtesten Höflichkeit, die an den scharf markirten, marmorkalten Gesichtszügen ihres Gemahls abglitten, fanden

bei ihr die anmuthigste Aufnahme. Setzte Bonaparte's imponirende Ruhe und Entschiedenheit Alles in Schrecken, so war es Josephinens Liebenswürdigkeit, die mildernd und versöhnend Alles wieder ausglich. Sie war gleichsam die Königin dieser diplomatischen Zirkel, die durch einen Blick oder ein freundliches Wort Gaben der Huld austheilte, welche denen, die dadurch beglückt wurden, unvergeßlich blieben.

Unter Andern wurde ihr ein Graf Fersen vorgestellt. Er war aber nicht mehr jener schöne Schwede, den sie einst als die Zierde des Hofes von Versailles dort gesehen hatte. Sie war nicht wenig überrascht, wie sie ihn als einen schwachen Diplomaten wieder fand, der nicht einmal Gegenwart des Geistes genug hatte, um angemessen zu antworten, als Bonaparte ihn nicht ohne scharfe Beziehung fragte: „Herr Graf, Sie werden mir wohl sagen können, wer gegenwärtig als Gesandter ihres Königs in Paris accreditirt ist?"

Es war nämlich bekannt, daß König Gustav, ein Feind jeder revolutionairen Bewegung (außer der, die von ihm selbst ausgegangen war, um die ständische Verfassung Schwedens zu stürzen), die französische Republik noch nicht anerkannt hatte und in Paris keinen Gesandten hielt. Die Frage war also sehr ironisch gestellt, und der betroffene Gesandte wußte nichts darauf zu entgeg-

nen, als: „Ich werde mir die Ehre geben, meinen Hof von dieser Bemerkung in Kenntniß zu setzen.“

„Sagen Sie Ihrem Herrn,“ nahm darauf Bonaparte mit gewohnter Ueberlegenheit das Wort, „daß, wenn er die alten Räder einer abgenutzten Politik nicht ändert, so werde ich ihm einen Gascogner zusenden, der zugleich ein guter Diplomat sein wird, und es versteht, die Staatsmaschine zu vereinfachen und sie in den Gang zu bringen. Der König Gustav wird vielleicht zu spät und auf seine Kosten erkennen, daß man mit der einen Hand die Zügel des Staats festhalten, und mit der andern den Degen ziehen muß, wenn es noch Zeit ist.“

Auf diese Art gab Bonaparte selbst unabhängigen Fürsten seine Lehren, und die Diplomaten ließen sich diesen Ton mit jener Furcht, die ihnen der Sieger von Italien einflößte, gefallen: Er behauptete stets, selbst den einflußreichsten Ministern der bedeutendsten Mächte gegenüber, jenen unbeugsamen Stolz und jene Unabänderlichkeit der entschiedensten Sprache, daß er damit Alles einschüchterte, was an die glatten Umwege und Arrières-pensées der Diplomatie von der alten Schule gewöhnt war.

„Uebrigens,“ sprach er offen in der Versammlung der Abgeordneten aller Staaten, „zwingen Sie mich nicht wieder, in die Schranken zu treten. Der Kampf würde sehr unglücklich sein zwischen einem Volke, welches die

Freiheit errungen hat und den Herrn der Völker, die ihnen dieses Gut nie gewähren würden. Wenn Sie heute die Mittel der Ausführung verwerfen, so werde ich morgen noch andre Bedingungen machen und wehe dem, der meine Vermittelung nicht annehmen wird. Ich würde das ganze Gerüste einer falschen Politik umstürzen, und damit würde sicher jeder Thron fallen, der sich darauf stützte."

Mit einer solchen nie erhörten Sprache, die auf alle die greisen Diplomaten imponirte, leitete er die Unterhandlungen ein, und als das Directorium noch wähnte, nun sei der Gefürchtete noch auf lange Zeit hingebannt in das kleine badensche Städtchen am Ufer der Murg, erschien er schon wieder in Paris.

Das Directorium hatte durch die Revolution vom 18. Fructidor (4. September 1797.) keine andre Früchte geerntet als unpopulair zu werden. Vergebens hatte die Mehrzahl der Directoren: Barras, Rewbel und Lareveillère-Lepaux, in Folge von Streitigkeiten mit dem gesetzgebenden Körper und selbst mit den andern Mitgliedern des Directoriums, durch Mitwirkung des General Augereau den Director Barthélemy und ihre Gegner im gesetzgebenden Körper verhaften, und fünf und sechzig angesehene Personen als geheime Royalisten nach Cayenne deportiren lassen, wobei Carnot sich durch die Flucht ge-

rettet hatte; eben so vergebens hatte man unter dem Vorwande der Ungültigkeit der Wahlen hundert und fünf Mitglieder aus dem Rathe der Fünfhundert, und vier und vierzig aus dem Rathe der Alten gestoßen, auch an die Stelle der Ausgeschiedenen unbekannte Namen, Merlin und François, ins Directorium berufen; die Regierung hatte nur Haß geerntet, wo sie Despotismus auszusäen gewagt hatte.

Bonaparte dagegen erschien dem Volke wie ein höherer Genius, der allein im Stande sei, die Wunden zu heilen, welche dem schönen Frankreich eine Reihe blutiger Revolutionen und zuletzt noch eine schwache despotische Regierung geschlagen hatte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, wie auf den Retter und Erlöser aus der höchsten Erdennoth. Die besten Staatsmänner waren verbannt, alle Partheien wieder aufgeregt; die Republik befand sich am Rande des Abgrundes. — Bonaparte war der Mann, den jede Parthei für sich zu gewinnen wußte. Ihn vergötterte das Heer, und das Volk war auf seiner Seite. Ihn zum Führer haben, hieß siegen ohne Widerrede. Von allen Seiten wurden dem gewesenen Obergeneral geheime Anträge gemacht, sich an die Spitze der Gewalt zu stellen; selbst Josephine glaubte, es könne nicht fehl schlagen. Aber Bonaparte war anderer Meinung.

„Ich will nicht," sprach er, „mich zum Werkzeug

der Partheien machen. Wenn ich mich erhebe, so geschehe es durch eigene Kraft und die sollen mir gehorchen, die mich jetzt zum Organ ihres Willens machen wollen."

Indeß war er klug genug, diese Rolle, die er einst zu spielen beabsichtigte, geheim zu halten. Er schien nur allein begeistert zu sein durch Patriotismus und republikanische Gesinnungen. Selbst seine vertrautesten Anhänger zweifelten nicht an seiner Ergebenheit für das Directorium. Nur allein Josephine durfte in das Innere seiner Seele blicken, und theilte seine geheimsten Pläne. Sie war einige Tage früher in Paris eingetroffen als er, und in ihrer bisherigen Wohnung in der Straße Chanteraine abgestiegen. Diese war anständig und selbst glänzend genug für ein reiches Privatleben eingerichtet; allein seit Italien war es Madame Bonaparte gewohnt gewesen, nur in Palästen und Schlössern zu residiren; allerdings kam es ihr hier gegen ihren damaligen fürstlichen Glanz etwas eng und still vor, und als sie scherzend Bonaparte nach seiner Ankunft in Paris darauf aufmerksam machte, entgegnete er lächelnd: „Meine Josephine, denk an mich, der glückliche Bonaparte wird sich nicht eher befriedigt fühlen, als bis er mit Dir ein, dem Glanze seines Ruhms entsprechendes Gebäude bewohnt. Dieses kleine Haus schickt sich nicht mehr für den Eroberer von Italien. Er bedarf eines

Palastes, um ihn mit den vom Feinde eroberten Fahnen schmücken zu können."

Um indeß solche Pläne zu verbergen, suchte Bonaparte während seines Aufenthalts in Paris allen Glanz und allen Aufwand zu vermeiden und empfahl auch Josephinen diese Vorsichtsmaßregel. Aber eben durch diese Einfachheit und Zurückgezogenheit gewann er die öffentliche Meinung immer mehr für sich. „Er verdiente ein Cäsar zu sein," sprach man, „und lebt wie ein Cato; er ist das Muster eines ächten Republikaners!"

Unterdeß mußte die schwache Regierung mit ihrem theatralischen Flitterglanz, den man schon anfing zu belächeln, aus der Hand des Siegers von Italien den Vertrag von Campo-Formio in Empfang nehmen. Sie sieht sich sogar genöthigt, ihm öffentlich Ehrenbezeigungen zu bereiten und den Gehaßten und Gefürchteten als den Retter des Vaterlandes zu proclamiren. Doch heimlich verschwören sich die Directoren zu seinem Untergange, und um ihn desto gewisser ins Verderben zu stürzen, ersinnen sie Verläumdungen, die sie heimlich verbreiten lassen, die aber im begeisterten Volke keinen Glauben oder Anklang finden; und als dieses Mittel nicht helfen will, die pomphaft angekündigte Landung in England, und Bonaparte erhielt den Oberbefehl über diese abentheuerliche Unternehmung.

Die Directoren hielten ein Gelingen dieses Projects

für unmöglich; allein um die Armee zu beschäftigen und Bonaparte zu stürzen, war ihnen kein Opfer zu groß.

Bonaparte indeß that, als sehe er die Falle nicht, die man ihm damit gestellt zu haben glaubte. Barras legte ihm mehrere Operationspläne vor, welche er zu billigen schien, ohne jedoch einen davon anzunehmen. Er selbst betrachtete die gigantische Unternehmung als unausführbar; indeß ihm galt sie als ein Mittel, seine Zwecke zu fördern. Je weniger er sich Erfolg von der Sache versprach, um so mehr Ostentation legte er hinein. Er machte sich auf den Weg, um die Küsten zu besehen. Vorher aber war eine unglückliche Mißhelligkeit zwischen ihm und Josephinen ausgebrochen, die sehr üble Folgen hätte haben können, wenn nicht eine Freundin vermittelnd eingetreten wäre.

Erzählen wir diesen Zug aus ihrem Privatleben als einen Beweis, wie arglos Josephine seine Eifersucht reizte, und welche Energie Bonaparte selbst als Gatte zu entfalten begann, nachdem seine Briefe in Italien so viel Hingebung und Unterwürfigkeit verrathen hatten.

Im Innern fühlte sich Bonaparte nach seiner Rückkehr von Paris sehr unglücklich. Er war eifersüchtig auf eine geliebte Gattin, die im Bewußtsein, die eheliche Treue nie zu verletzen, Alles für erlaubt hielt, was innerhalb der Gränzen dieser Pflicht und der damals sehr freien

Sitten lag, wenn sie auch dadurch leichtsinnig sich dem ärgsten Verdacht blosstellt. Es ist aber nicht genug, daß eine Frau die Gränzen der Sittlichkeit nie überschreitet, sie muß auch den Schein davon meiden. Josephine aber war zu naiv, zu unbefangen, fand zu viel Vergnügen an jenen kleinen Kokettrien, deren Eroberungen der Eitelkeit schmeicheln, ohne das Geringste dem Begünstigten zuzugestehen. Gemeine Seelen schöpfen in der Regel am ersten Verdacht, und so war es denn auch Bonaparte's Kutscher, der die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß dessen Gemahlin mit einem gewissen Karl Botot, geheimer Secretair des Präsident Barras, im unerlaubten Verhältnisse stehe. Da Bonaparte alle seine Leute freundlich behandelte, so glaubte jener Kutscher es wagen zu dürfen, seinem Herrn diese Entdeckung mit allen Details mitzutheilen.

Es war allerdings richtig, daß Josephine mit diesem Herrn Botot, der ohnehin ein schöner und insinuanter junger Mann war, einigemal geheime Zusammenkünfte gehabt hatte; allein Josephine benutzte ihn nur, um die geheimen Pläne und Absichten des Directoriums zu erfahren und wurde dadurch in den Stand gesetzt, ihrem Gemahl manche nützliche Winke zu ertheilen. Indeß nie hatte sie die Quelle angeben wollen, woraus sie diese Nachrichten empfing, und das war eine große Unvorsichtigkeit, ohne welche Bonaparte gewiß nie auf die Einflü-

ſterungen ſeines Kutſchers gehört haben würde. Indeß wo Thatſachen reden, ſchweigt die Reflexion. So erfuhr er denn eines Tages, daß Joſephine, unter dem Vorwande die Reitbahn zu beſuchen, ſich zu Madame Tallien begeben, deren Umgang er ihr verboten hatte. Darüber kam es zu einer Scene. Er machte ihr Abends vor Schlafengehen die heftigſten Vorwürfe über ihre Treuloſigkeit. Joſephine vertheidigte ſich eben ſo lebhaft. Die corſiſche Wuth des Generals und das heiße Blut der Creolin geriethen hart aneinander. Joſephine, im Gefühl ihrer Schuldloſigkeit gab ihm jeden Vorwurf mit gleicher Energie zurück; endlich kam es ſo weit, daß Bonaparte ſich vergaß, aufſprang und ſeine Frau noch Abends um eilf Uhr, in Nachtkleidern, wie ſie war, ohne weiteres aus dem Hauſe führte. — Er gab ſeinen Leuten die gemeſſenſten Befehle, ſie unter keiner Bedingung wieder einzulaſſen.

Joſephine war in Verzweiflung, ſich um Mitternacht auf die Straße verſetzt zu ſehen. Anfangs war ſie ſo betroffen, daß ſie nicht wußte, wohin ſie ſich wenden ſollte. Endlich fiel ihr zum Glück noch ein, daß eine ihrer Freundinnen, die Frau von Chateau-Regnault in der Nähe wohne. Sie ſchlüpfte wie eine Griſette, ſchimmernd im weißen Nachtkleide an den Häuſern dahin, mehrmals angehalten durch Nachtwächter oder vor betrunkenen Nachtſchwärmern ſich verbergend. Endlich

war das Haus der Freundin gefunden, sie schellte heftig, ehe man öffnete. Es war eine kalte Herbstnacht. Ein scharfer Wind von feinem Strichregen untermischt durchkältete ihre Glieder. Aengstlich drückte sie sich in die Tiefe der Thür. Endlich ließ der schlaftrunkene Portier, der ein kleines Fenster öffnete, sie ein langes Examen bestehen. Ihre Angabe, sie würde sich seiner Gebieterin nennen, fand kein Gehör. Der Hausmeister hielt es für seine Pflicht, einer Abentheuerin, wofür er sie hielt, anzudeuten, daß er deshalb seine Dame nicht wecken lassen dürfe und wenn sie nicht sogleich sich fortmache, so würde er die nächste Patrouille anrufen und sie als eine Landstreicherin auf die Wache führen lassen.

Man denke sich, welcher Scandal daraus entstanden wäre — die hochgefeierte und mit fürstlichen Ehren überhäufte Gemahlin des Eroberers von Italien — die erste Bürgerin Frankreichs, in Nachtkleidern auf der Straße aufgegriffen und in der Wachtstube der Soldaten für die Nacht untergebracht; indeß Leidenschaft berechnet keine Folgen, und Eifersucht ist die Leidenschaft, die unter allen dem Wahnsinn am nächsten steht.

Der Portier hatte schon die Fensterklappe zugeschlagen; von der Straße herauf schallte der Lärm heimkehrender Trinkgäste; die Vertiefung der Thür gewährte der Zitternden keinen Schutz; da ergriff Josephine mit der Kraft der Verzweiflung den Klopfer an der Hausthür,

und lärmte so heftig damit, ohne sich durch das Schelten des Portiers irre machen zu lassen, daß endlich ihre genannte Freundin erwachte und ihre Kammerfrau hinunterschickte, um sich zu erkundigen, wer da noch so unsinnig lärme.

Dieser entdeckte sich Josephine und bald lag sie gerettet in den Armen ihrer Freundin. Josephine erzählte mit reichlich strömenden Thränen, während Frau von Chateau-Regnault und ihre Kammerfrau ihr warme Kleidung anlegten, das Kaminfeuer wieder anzündeten und heißen Thee bereiteten, den unglücklichen Streit mit ihrem Gemahl. „Und," schloß sie, „was mich noch am tiefsten schmerzt, ist, daß ich völlig unschuldig bin. Selbst in diesem Falle hatte ich sein Verbot nur übertreten und Madame Tallien nur besucht, um einem armen Teufel von Familienvater, der morgen früh erschossen werden sollte, das Leben zu retten."

„Und das sagten Sie ihm nicht? Ein Wort der Entschuldigung würde ihn besänftigt haben."

„Ha," rief Josephine, „ist etwa die Frau des Mannes Sclavin? Bedarf es der Rechtfertigung, wenn man unschuldig ist? Kann man Böses glauben von dem Wesen, das man liebt? — Nein, er liebt mich nicht mehr, nichts ist gewisser! Ich werde mich nie herablassen, mich nur mit einem Wort zu vertheidigen gegen Anschuldigungen, die mein Gefühl empören."

„Lassen Sie uns später dieses Thema weiter besprechen; ich hoffe Sie noch zu überzeugen, daß Sie besser gethan hätten, diesem Grundsatz zu entsagen. Er beruhet auf einer Ueberspannung, die für das Leben nicht paßt. Für jetzt," schloß Josephinens Freundin, „thut Ihnen nichts nöthiger als Ruhe und Erholung. Bleiben Sie hier, und lassen Sie mich handeln. Vor allem aber muß ich bitten, das tiefste Stillschweigen über den unangenehmen Vorfall zu beobachten; ich wünschte nicht, daß Jemand die Mühe übernähme, bekannt zu machen, daß der General Bonaparte seine Frau fortgejagt hat."

Die Nacht beruhigte die Aufregung Josephinens. Sie fing an sich zu überzeugen, daß sie selbst einen großen Theil der Schuld trage, indem sie ihren Gemahl durch Widerspruch aufs Aeußerste getrieben habe. Sie liebte ihn aufrichtig. Ihre Gutmüthigkeit kannte keinen Groll mehr. Sie wünschte nichts sehnlicher als Versöhnung, und Frau von Chateau-Regnault übernahm es, sie früh Morgens in ihre Wohnung zurückzuführen. — Der Schweizer wollte sie nicht einlassen, gehorsam den Befehlen, die er empfangen hatte. Doch einige Goldstücke beschwichtigten sein Bedenken. Nach wenigen Minuten befand sich Josephine wieder in ihrem Boudoir, ohne daß Jemand, außer ihre Kammerfrau, ihre Ankunft bemerkt hatte.

Nach einigen Stunden kam Frau von Chateau-Regnault wieder, als wenn nichts vorgefallen wäre. Sie stieg die kleine Treppe hinauf, die nach Josephinens Zimmern führte und hier begegnete ihr plötzlich der General Bonaparte.

„Wohin Madame?“ fragte er kurz und scharf.

„Zu Ihrer Gemahlin.“

„Sie ist nicht zu sprechen.“

„Für mich ist sie es immer.“

Bei diesen Worten der Frau von Chateau-Regnault fixirte sie Bonaparte mit einem seiner durchbohrenden Blicke. „Sie sind,“ sprach er, „die Geschäftige, welche Josephinen bei sich aufgenommen und ihr dadurch einen großen Dienst erwiesen hat.“

Frau von Chateau-Regnault stellte sich, als ob ihr alles fremd sei, was hier vorgegangen war, und ohne sich an Bonaparte's Unwillen und Drohungen zu kehren, ging sie an ihm vorüber und trat in Josephinens Schlafgemach, die noch im Bett lag und weinte über ihr Mißgeschick.

„Ei guten Morgen, liebe Freundin!“ rief sie aus, „Sie sind doch nicht krank? es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen?“

„O nein, nicht das Mindeste ist vorgefallen,“ entgegnete Josephine, welche die Absicht ihrer Freundin errieth, indem sie in einem Wandspiegel sah, daß Bonaparte ihrer Freundin gefolgt war und in der

halboffnen Thür stand. Dieser aber fing jetzt an, zu bemerken, daß beide Frauen unter einer Decke spielten.

„Ehe ichs vergesse, General," wendete sich Frau von Chateau-Regnault an Bonaparte, „es ist heute gutes Wetter geworden nach der stürmischen Nacht, Sie müssen durchaus sich mit Ihrer Gemahlin heute im Boulogner Hölzchen zeigen, und ich erbiete mich, Sie zu begleiten."

Bonaparte durchschaute augenblicklich die Absicht der klugen Frau, das Gerede über die Scene der Nacht noch im Entstehen zu ersticken; er begriff, daß irgend etwas geschehen müsse, um diese nächtlichen Irrungen wieder gut zu machen, und so willigte er ein.

Der General fuhr im offenen Wagen mit seiner Gemahlin aus, an ihrer Seite saß ihre kluge Freundin; das Gerede hörte auf und die Verläumdung gerieth selbst in Verlegenheit, sich so schlagend widerlegt zu sehen.

Josephine war klug genug, da ihr Gemahl zur Erkenntniß seines Fehlers gekommen war, ihm mit keinem Wort einen Vorwurf darüber zu machen, auch nicht einmal zu schmollen. Ihre Augen füllten sich indeß bisweilen mit Thränen, wenn sie zu lächeln suchte. So hatte sie mit ächt weiblichem Tact das sicherste Mittel gewählt, um ihn Reue über seinen Jähzorn fühlen zu lassen und ihm neue Liebe einzuflößen. Als er nun so auf der Spazierfahrt seiner schönen Gattin gegenüber saß, sagte er im ärgerlichen Ton: „Sie müssen doch ge-

stehen, meine Damen, daß Sie mich da eine sonderbare Rolle spielen lassen. Sie aber," fuhr er gegen Frau von Chateau-Regnault gewendet fort, „Sie sind die verführerischste, die boshafteste, kurz die liebenswürdigste, die abscheulichste Frau von der Welt, vor der ich künftig besser auf meiner Hut sein werde." Damit reichte er mit einem zärtlichen Blick Josephinen die Hand, und der Frieden war stillschweigend geschlossen.

Josephine hatte von ihrem Gemahl nicht die Erlaubniß erhalten können, ihn nach Brest begleiten zu dürfen, wo die große Expedition nach England ausgerüstet werden sollte. Gern hätte sie an seinen Triumphen Theil genommen. Und in der That einem wahren Triumphzuge glich diese Reise. Er war mit einem großen Gefolge abgegangen. Einfach gekleidet, im Glanze der Uniformen zahlreicher Rangoffiziere, die ihn umgaben, war der Sieger von Italien Gegenstand der allgemeinsten Huldigung und lebhaftesten Begeisterung. Kein regierender Fürst kann so empfangen werden. In allen Departements hatte man ihm Feste bereitet. In jeder Stadt wurde er durch Deputationen des Munizipalraths empfangen, Ehrenpforten waren gebaut, junge Mädchen streuten ihm Blumen, die Häuser waren mit Festons und Teppichen verziert, Balkons und Fenster mit der reichgeschmückten Damenwelt besetzt; Hüte und Tücher

und daß ihn nichts mehr aufbringen könne, als demokratische Grundsätze zu verrathen. Lucian gelobte sich selbst, sein politisches Glaubensbekenntniß, wenn auch nur zum Schein, seiner Liebe zu opfern."

„Bei dem Alten machte Lucian Glück. Er wußte sich bei dem gutherzigen Alten so einzuschmeicheln, daß die funfzig tausend Livres Renten, die er besaß, bald kein Hinderniß mehr waren, um dem mittellosen jungen Manne die Hand seiner Tochter zuzusagen. Alles wäre gut gegangen, die Liebe hätte ihn in glänzende Glücksumstände gebracht, sechzig tausend Franken Mitgift und die Aussicht auf eine reiche Erbschaft würde ihn der Dürftigkeit überhoben haben, die ihn jetzt nöthigte, eine Heerde kleiner Knaben im Lesen zu unterrichten; da machte ihm sein ungezügeltes Temperament einen Querstrich, und eine Trivialität endigte das so viel versprechende Verhältniß. Lucian hatte sich mit seinen Zuneigungen an die colossale Köchin des Hauses gewendet; diese hatte keinen andern Reiz als die frische Gesundheit grober Züge und massiver Formen, und war indiscret genug, sich bei ihrer jungen Gebieterin über die Unarten ihres Verlobten zu beschweren. Man kann denken, welche Scenen folgten; welche Thränen, welcher Kummer; — mit einem Wort: Lucian durfte das Haus mit einer Braut von 60,000 Livres Mitgift nicht wieder betreten. Der alte Herr mit seiner Tochter bezogen

ein andres Quartier, und die colossale Köchin heirathete einen Gensdarmen, der sie weniger spröde gefunden hatte, als der feine junge Herr, welcher sich jetzt doppelt geprellt sah zur gerechten Strafe für seine Etourderie."

„Indeß ein Charakter, wie der meines Herrn Schwagers, läßt sich durch Unglück in der Liebe weder belehren noch niederschlagen. Er tröstete sich damit, daß sich der vacante Platz in seinem Herzen leicht würde ersetzen lassen; indeß ärgerlicher waren ihm die ewigen Vorwürfe seiner Mutter und seiner Schwestern. Es kam noch dazu, daß der Inhaber der Erziehungsanstalt Anstoß genommen hatte an dieser bekannt gewordenen Geschichte, und ihm die Lehrerstelle aufgekündigt hatte; so doppelt und dreifach gepeinigt, ohne Aussicht und ohne Mittel machte er Spaziergänge in der Stadt, um seinen Aerger und seinen Hunger zu verlaufen."

„In dieser desperaten Lage machte er die Bekanntschaft eines gewissen Boyer, eines kleinen Bürgers, der ein Speisehaus hielt, wo man für wenige Sous zu Mittag essen konnte. Diesem Manne entdeckte Lucian seine üble Lage und Boyer bot ihm den Tisch in seinem Hause an und Credit für die Zahlung. Das war nicht übel und Lucian befand sich in der Lage, dieses Mittel zu subsistiren noch als ein Geschenk des Himmels anerkennen zu müssen, obgleich dieses Speisehaus auch von Gästen besucht wurde, die in Hinsicht des Ranges und

der Bildung weit unter ihm standen. Um Beschämungen und Verlegenheiten dieser Art aus dem Wege zu gehen, bat er Herrn Boyer um Erlaubniß, mit ihm en famille soupiren zu dürfen, was ihm auch gern gewährt wurde."

„Nun aber hatte Vater Boyer eine hübsche Tochter und unser junger Etourdi bekanntlich die Passion, wovon er heute noch nicht ablassen kann, jedem hübschen Mädchen die Cour zu machen. Theils aus diesem Grunde, theils aber auch um sich bei dem alten Herrn beliebt zu machen, erwies er dem jungen Mädchen alle nur mögliche Aufmerksamkeit. So ein unschuldiges armes Kind ist leicht bethört und Louise zweifelte bald keinen Augenblick, daß der höfliche junge Mann ernstliche Absichten hege. Vater Boyer aber war ein schlichter Bürger von strengen Sitten, der eine andre Absicht bei einer so geflissentlichen Bewerbung um die Gunst seiner Tochter unmöglich voraussetzen konnte. Doch dauerten ihm die Präliminarien zu lange und er fürchtete, daß der Ruf seiner Tochter darunter leiden werde; er trug also kein Bedenken, den galanten jungen Herrn zur Erklärung zu drängen, indem er ihn geradezu fragte, was er denn eigentlich für Absichten habe, indem er seiner Louise so geflissentlich den Hof mache?"

„Lucian gerieth bei dieser Frage in eine nicht geringe Verlegenheit. Es war ihm nicht im entferntesten

eingefallen, hier eine ernstliche Verbindung anzuknüpfen; allein auf der andern Seite stand sein Mittagstisch auf dem Spiele und dieser war, seitdem er den Anbeter spielte, durch manche Delikatesse, von Louisens Hand bereitet, schmackhafter und reichlicher geworden. Er fürchtete die Rückkehr jenes Wolfshungers, den er sich einige Tage durch Spazierengehen zu vertreiben gesucht hatte und trug kein Bedenken, die Erklärung abzugeben: „Wie können Sie zweifeln, Vater Boyer, daß meine Absichten auf Louisens Hand und Liebe die rechtlichsten sind."

„Eh bien!" rief Vater Boyer heiter, „feiern wir die Verlobung. Louise, ziere Dich nicht, umarme Deinen Bräutigam; mein Segen sei Euch hiermit ertheilt und Marion," so hieß die aufwartende Magd, „wird sogleich eine Flasche Champagner holen, um auf die Gesundheit des Bräutigams trinken zu können." — So wurden denn auch die Ringe gewechselt, Hausgenossen und Nachbarn herbeigerufen und ihnen die Verlobten vorgestellt und Lucian, der glückliche Bräutigam wünschte sich tausend Meilen von hier, dahin, wo der Pfeffer wächst."

„Allein die Sache war einmal geschehen, und nicht mehr zu redressiren. Il faut faire bonne mine à mauvais jeu, dachte er, sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Male, daß seine junge Braut sehr hübsch und reizend

war in ihrer unschuldigen Hingebung, im bräutlichen Erröthen und mit den schönen Augen, die in schwärmerischer Liebe in die seinigen sich versenkten. In der That Lucian wurde seit diesem Augenblick ernstlich verliebt in seine Braut; doch immer hielt er es für eine Unmöglichkeit, eine Person ihres Standes, noch dazu ohne Vermögen zu heirathen, und rechnete auf die Zeit, die schon öfter in seinem Leben solche Verhältnisse gelöset hatte. Dabei aber nahm er sich vor, den Vortheil dieser Stellung und Berechtigung zu benutzen, so viel als nur immer möglich, das heißt das liebliche Mädchen zu küssen, so viel es nur dem ungenügsamsten Liebhaber belieben konnte und nebenbei sich von ihr mit seinen Lieblingsspeisen bewirthen zu lassen; dem Vater Boyer aber eine Flasche Champagner nach der andern abzuschmeicheln."

„Indeß vermied er sorglich jeden Schritt, der zum Abschluß der Verbindung führen konnte. Vater Boyer hatte ihm wieder eine Lehrerstelle verschafft, die bei bescheidenen Ansprüchen wohl eine kleine Familie hätte ernähren können; allein Lucian war unerschöpflich in Ausflüchten, die Sache nur noch hinzuziehen, da sie sich nicht so plötzlich abbrechen ließ."

„Der alte Boyer aber hatte bei allem Mangel an Bildung doch seinen practischen Hausverstand. Er durchschaute die Absichten des jungen Windbeutels sehr gut, wollte ihn aber doch nicht aus den Scheeren lassen, um

seine Tochter nicht ins Gerede zu bringen und benutzte endlich eine Gelegenheit, wo man sie am wenigsten erwartete, um die Sache zur Entscheidung zu bringen."

„Lucian war ein trefflicher Redner; als solcher besuchte er die Volksversammlungen, um sich dadurch vielleicht zu einer republikanischen Stelle empor zu schwingen. Eines Abends hatte er im Jacobinerklubb eine Rede gehalten „über die Gleichheit der Stände," die alle Anwesenden begeisterte. Man spendete ihm rauschenden Beifall und mitten im Getümmel erhob sich ein alter Mann und forderte das Wort, indem er die Rednerbühne bestieg."

„Das war Vater Boyer, was Lucian nicht wenig überraschte. Doch eine größere Ueberraschung war ihm noch vorbehalten."

„Bürger Lucian Bonaparte," rief er mit einer Stentorstimme, die den ganzen Saal durchdrang, „Du hast geredet wie ein Engel; aber um die Wahrheit von dem zu beweisen, was Du sprachest, zeige es, daß Du selbst Dich über das Vorurtheil der Stände erhaben fühlst. Meine Tochter hat Deine Schwüre empfangen; beginne damit, mein Schwiegersohn zu werden."

„Diese Aufforderung war dringend genug. Ohne die Popularität zu verlieren, die ihm den Weg zum Glück bahnen sollte, durfte er jetzt nicht zurücktreten. Er erklärte sich also bereit, Louisens Hand zu empfangen. „Bon," rief der Alte, „was zögern wir noch, begeben wir uns

auf die Mairie! meine Freunde und Nachbarn sind als Zeugen eingeladen und meine Tochter wird geholt werden."

„Ihr macht mich glücklich," rief Lucian, in der höchsten Angst nach einem Vorwande suchend, um noch Frist zu erlangen, „indeß wißt Ihr selbst, bedarf ich dazu meines Taufscheins, und einige Tage werden vergehen, ehe ich ihn mir verschaffen kann."

„Nun wohl, also in drei Tagen werden wir Hochzeit haben."

„Ganz bestimmt, indeß ...."

„Keine Ausflucht, entweder Du erscheinst vor dieser achtbaren Bürgerversammlung als ein ehrloser Heuchler, der anders redet als er denkt; oder Du schwörst hier vor allen Zeugen, am dritten Tage von heute an die Heirathsacte mit meiner Tochter zu unterzeichnen."

„Ich schwöre!" rief Lucian, „um durch einen schnellen Entschluß den ungünstigen Eindruck dieser Rede wieder auszulöschen."

„Am dritten Tage wurde die Heirath geschlossen, die er bis dahin seiner Familie möglichst geheim gehalten hatte. Desto größer aber war deren Entrüstung, als sie erfuhren, was unabänderlich geschehen war. Seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern überhäuften ihn mit den bittersten Vorwürfen. Lucian setzte ihnen festen Gleichmuth entgegen. „Ich habe geheirathet," sprach er, „für mich und nicht für Andre." „Aber sie darf uns nicht vor

die Augen treten," drohte Madame Lätitia. „Um desto schöner wird sie vor den Augen ihres Gatten sein," versetzte Lucian."

„Indeß muß es ihr der größeste Widerwillen gegen diese Parthie zugestehen, daß diese junge Frau sich wunderbar schnell für die große Welt ausgebildet hat. Durch ihren Gatten unterrichtet, hat sie seltene Kenntnisse erworben und in ihrem Benehmen ist sie allerliebst. Sie würde sehr glücklich mit ihm leben, wenn nicht seine unglückliche Flatterhaftigkeit ihn oft in irgend eine andre Liebesintrigue verwickelte. Eine solche war es auch, die in Italien eine völlige Zerwürfniß der beiden Brüder herbeiführte. Napoleon hatte ihm eine Entführte entrissen und Lucian, der damals den einträglichen Posten eines Armee-Commissairs bekleidete, warf ihm sein Patent vor die Füße. Später versöhnte er sich wieder mit meinem Gemahl; mir aber konnte er es nie verzeihen, daß ich es war, der Napoleon Anzeige gemacht hatte von seinem Frevel und ihn dadurch hinderte, eine Abscheulichkeit gegen eine schöne unschuldige Person zu begehen."

Wir müssen hier, der Zeit vorgreifend, berichten, daß Louise ihren Gatten aufrichtig liebte, mit der vollen Hingebung eines unschuldigen, jugendlichen Gemüths; allein der Gram über seinen Wankelmuth verzehrte ihre Lebenskeime, noch ehe das Glück ihrem Gatten die Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte.

„Inzwischen," nahm Siéyes das Wort, „ist es zu beklagen, daß diese Spannung zwischen Ihnen und Lucian eingetreten ist; ich bin überzeugt, daß Sie Beide an demselben großen Werke arbeiten und es würde sehr gut sein, wenn Sie sich darüber verständigten."

„Ich mich versöhnen mit ihm?" rief Josephine; „niemals, ich verachte ihn, schon seiner Aufführung wegen gegen diese allerliebste Frau, die ich gern als Schwester aufnehmen würde."

„Bei alle dem," sprach Cambacérès mit Nachdruck, „hat dieser Lucian trotz seines Leichtsinns und seiner Verirrungen in der Liebe einen sehr edlen Charakter. Er ist human und gefühlvoll. Man erzählt sich treffliche Züge von seiner Menschlichkeit und Wohlthätigkeit. Er ist ein trefflicher Redner, denn durch feurige Beredtsamkeit weiß er oft die ganze Versammlung hinzureißen. Er ist ein Patriot von großer Strenge und als solcher dem Directorium eben so bedeutend und noch gefährlicher als Napoleon Bonaparte. Sie sehen da, mit welcher Aufmerksamkeit ihn Barras empfangen hat und mit welcher Freundlichkeit er ihn zu gewinnen sucht; das ist aber Alles Maske, ich wette, der Director wünscht ihn in dem Augenblick, da er ihm die Hand drückt, zehn tausend Meilen unter die Erde."

„Auch gegen meinen Gemahl ist er nicht günstig gestimmt," versetzte Josephine. „Er hat ihm öfter frei-

müthig ins Gesicht gesagt, wie er es für unmöglich halte, daß er noch höher steigen könne, und daß er jeden Schritt, der dahin führen würde, als unsinnig verdamme."

„Und dennoch wette ich," nahm Siëyes das Wort, „daß, wenn der entscheidende Augenblick kommen sollte, er der Erste sein würde, der sein Leben wagte, sich in Gefahr stürzte und für die Erhebung seines Bruders mit aller Energie seines Charakters kämpfte. Doch still! jetzt wendet sich Lucian gegen Frau von Staël."

„Guten Abend, mein junger Tribun," redete sie ihn mit einem ihrer anmuthigsten Blicke an, denn sie schätzte sehr sein Rednertalent, da seine öffentlichen Reden voll Feuer und Seele waren. „Nun wie gehen die Geschäfte? ich muß mich wohl an Sie wenden, denn Barras, der meine Frage fürchtet, hat sich von Madame Tallien und Frau von Chateau-Regnault eine doppelte Scheidewand errichtet, eine Art von Verschanzung."

„Entschuldigen Sie," versetzte Lucian, um ihre Aufmerksamkeit von der Frage, die sie beabsichtigen mochte, abzulenken, „ich dächte, das wäre eher ein Mittel anzuziehen, als abzuschrecken; in der That, ich finde, Madame Tallien ist heute Abend schöner als jemals."

„Sie wollen ausweichen, Bürger Tribun," entgegnete Frau von Staël und leiser fuhr sie fort: „Ich habe mich schon bei Barras erkundigen wollen nach Neuigkeiten aus Egypten; aber man erfährt nichts, als was

es dem Directorium beliebt, der Welt im Moniteur zur Befriedigung der Neugier hinzuwerfen."

„Und ich, Madame, habe die Ehre Sie zu versichern, daß ein guter Bürger nichts weiß und nichts glaubt, als eben was ihm der Moniteur befiehlt und erlaubt zu wissen und glauben."

„Eh bien, changeons de manière," entgegnete Frau von Staël lächelnd, und führte ihn in eine Fenstervertiefung, wo sie leiser fortfuhr: „Es giebt Könige ohne Kopf; aber die Republik hat einen König mit fünf Häuptern."

„Aber auch ohne einen einzigen Kopf unter Allen," fiel Lucian ein.

„Wenn der gute Kopf, der ihnen noch zur Verfügung steht, so denke ich, aus Afrika zurückkehren wird, so werden sie mindestens die Krone der Republik von ihren Häuptern verlieren."

„Sie erinnern sich," nahm Lucian das Wort, als wollte er ablenken, „des beißenden Calembourgs, das auf das Directorium gemünzt erschien. Es war nichts, als die Abbildung einer Lanzette, eines Lattich und einer Ratte (lancette, laitue, rat), und das Volk las: „l'an sept les tuera!" (das Jahr sieben wird sie tödten).

Mit diesen Worten zog sich Lucian zurück und vermied damit jede Erläuterung dieses Calembourgs.

Als er mit seiner Gemahlin durch eine andre Thür sich entfernt hatte, trat Josephine mit klopfendem Herzen ein, denn es war ihr unangenehm mit Barras zu sprechen, der über ihren Gemahl so hart geurtheilt hatte. Gauthier, der wieder an ihre Seite getreten war, hatte ihr den Arm geboten. Indeß kaum erblickte sie Barras, so stand er auf vom Spieltisch, eilte ihr entgegen und indem er ihre Hand ergriff, führte er sie mit vielen Freundschaftsversicherungen zu einem Lehnstuhle; Madame Tallien, nachdem sie ihren Einsatz verloren hatte, hörte auf zu spielen und setzte sich an ihre Seite unter Versicherungen ihrer Freude, sie endlich einmal wieder hier zu sehen. Schnell folgte auch Madame Chateau-Regnault ihrem Beispiele und bald sah sich Josephine von ihren liebsten Freundinnen umringt. Auch Barras trat zu ihnen.

„Haben Sie Nachrichten von auswärts?" fragte ihn Josephine.

„Nein," entgegnete er; „und nichts berechtigt zu glauben, daß England willens sei uns Nachrichten zukommen zu lassen," fügte er leiser hinzu, indem er sich näher zu ihr neigte. „Aber reden wir hier nicht von dergleichen. Kommen Sie. Nehmen Sie gefälligst meinen Arm. Wir wollen Bourbon aufsuchen und mit ihm überlegen, was wohl in der Hinsicht zu thun steht."

„Wie, meine Schöne?" rief die Tallien, „Sie hätten den Muth, ihm den Arm zu reichen in diesem gräß-

lichen Kostüm? warum fordern Sie nicht, daß er es erst ablegt? An Ihrer Stelle stände ich nicht vom Stuhle auf, bis er so menschlich aussähe, wie alle Andern. Ich glaube gewiß, einzig weil ich den fatalen rothen Rock den ganzen Abend vor Augen haben mußte, habe ich mein Geld verloren."

„Weshalb haben Sie mir das nicht früher gesagt?" entgegnete Barras, indem er sie mit dem Ausdruck eines zärtlichen Vorwurfs anblickte. „Ihre Befehle sind mir Gesetze, denen ich niemals den Gehorsam verweigern darf."

„Sagte ich Ihnen nicht gleich Anfangs, daß es etwas Schreckliches ist mit diesem geschmacklosen Kostüm?"

Barras entfernte sich schleunig; binnen wenigen Minuten kam er in seiner einfachen alltäglichen Kleidung zurück.

„Einen so zuvorkommenden und überaus artigen Gehorsam lobe ich mir," entgegnete Madame Bonaparte verbindlichst. „Nun aber, liebe Therese, erlauben Sie mir seinen Arm in Anspruch zu nehmen, um Bourbon aufzusuchen; oder besser, Sie kommen selbst mit uns; denn sind nicht meine Geheimnisse stets die Ihrigen?"

Damit ergriff sie Madame Talliens Arm und Beide folgten Barras durch das Getümmel eines so eng gedrängten Menschenschwarms, sämmtlich in den glanzvollsten Anzügen, daß sie ohne seine Hülfe nicht hindurch gelangt wären; doch Barras erfüllte hier persönlich das

Amt eines Kammerherrn und rief unablässig: „Platz, Platz, meine Herrn, für diese Damen!“

Allein überall in Anspruch genommen theilte Barras nach allen Seiten gleich einem Fürsten, der die Cour empfängt, die höflichsten Redensarten aus.

„Ah, Bürger Savary,“ rief er diesem zu, der damals einer der einflußreichsten Deputirten bei dem Rath der 500 war, „ich bin innig erfreut, Sie hier zu sehen. Erweisen Sie mir die Ehre, morgen bei mir zu frühstücken; ich hätte etwas mit Ihnen zu besprechen.“ — „Wie gehts, mein lieber Reubel?“ mit diesen Worten drückte er seinem ehemaligen Collegen im Directorium die Hand, dessen offene aber ernste Physiognomie den Nichtfranzosen verrieth. „Weshalb sehe ich Sie denn nicht mehr? seitdem das Schicksal uns getrennt hat, wissen Sie nicht mehr den Weg zum Palast Luxemburg zu finden.“

Jetzt erblickte er den ihm schon früher angemeldet gewesenen Justizminister.

„Bürger Cambacérès, diesen Morgen habe ich eine Stunde lang auf Sie gewartet; ich hatte gewünscht, in Betreff des unglücklichen Schleier mit Ihnen zu reden, der der abscheulichsten Unterschlagungen angeklagt ist. Alles donnert gegen ihn los. Was thun wir?“

„Bürger Director,“ entgegnete Cambacérès, ernst und gemessen, „ich hatte schon früher die Ehre Ihnen

anzudeuten, daß die Sache des Generals von Schleier keineswegs in mein Departement gehört. Es kostet Mühe genug, alle die öffentlichen Diebe vom Civilstande zu bestrafen; ich brauche mir nicht die Geschäfte des Kriegsministers noch aufzubürden."

„Aber, mein theurer Minister, wie könnte ich je Ihrer Einsicht in die Jurisprudenz entbehren? Sie sind meine Fackel, mein Leitstern in dieser dunklen Nacht der Staatsgeschäfte, die mich fast zu Boden drücken."

„Nun wohl, weil Sie es wünschen, so stehe ich in diesem Augenblick zu Befehl; ich habe ohnehin noch eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit und Eile ...."

„Ah! verschieben wir die Geschäfte auf morgen!" rief Barras mit seiner leichtsinnigen Heiterkeit; „Sie sehen mich in zu angenehmer Gesellschaft," fuhr er fort, mit einer verbindlichen Verneigung auf die Damen deutend, „um jetzt Vergnügen daran zu finden, mich mit Galgenvögeln zu befassen."

„Nun wohl, weil Sie denn so wollen, Bürger Director, werde ich morgen früh zu Ihren Diensten sein, um sieben Uhr zum Beispiel."

„Um sieben Uhr," rief Barras aus, „ist das Ihr Ernst?"

„Um sieben Uhr?" fragte Madame Tallien mit dem Ausdruck des Erstaunens, „aber, Bürger Minister, wollen Sie uns denn unsern Barras morden?"

„Und ohne dem eines so schrecklichen Todes, an der Schlaflosigkeit," fiel Josephine ein.

„Schon gut," entgegnete Cambacérès, der Mühe hatte, seinen Unwillen zu verbergen, „schon gut, ich werde warten, bis es Ihnen gefällig sein wird, mich rufen zu lassen, und wenn Sie gütigst erlauben, ziehe ich mich jetzt aus dem Getümmel in meine Häuslichkeit zurück; denn meine Dienstpflicht erheischt streng, daß ich Punkt sieben Uhr auf dem Platze bin. Ich darf die Stunde nicht versäumen, wie unbequem sie auch ist; die Arbeit ruft den Fleißigen."

Mit einer ceremoniellen Verbeugung zog er sich zurück. Der Schluß seiner Rede war so markirt gesprochen, daß Barras ihm mit einem Gefühl von Beschämung nachblickte. Madame Tallien hatte die kleine Malice dieses noch zu erhöhen durch die neckende Bemerkung: „Ich glaube wahrhaftig, diese Stichelrede sollte als gute Lehre einen wunden Fleck bei Ihnen treffen."

„Ich glaube es selbst, gewiß ich glaube es recht gern," entgegnete Barras verstimmt.

Josephine freute sich innerlich, darin einen Beweis zu finden, daß Cambacérès sicher nicht die Parthei des Directoriums ergreifen würde, wenn es zum Kampf kommen sollte, und um diese Spannung noch zu erhöhen, fügte sie hinzu: „Ja wohl, denn mit dem heimlich flam-

menden Blick sprach er noch viel vorlauter zu Ihnen, als mit dem unbescheidenen Worte."

„Wenn ich das glaubte, wenn ich es ahnete," rief Barras aufflammend.

„Nun wohl, was thäten Sie dann?" spöttelte Madame Tallien; „kommen Sie, sein Sie weder böse noch verdrießlich! wir sind heute Abend fröhlich gelaunt, und so wollen wir es bis zum hellen Tage bleiben. Sein Sie hübsch artig und suchen Sie Bourbon!"

Madame Tallien traf auf Gohier, den damaligen Präsidenten des Directoriums, dessen einflußreichstes Mitglied jedoch immer noch Barras war, und dieser knüpfte mit ihr eine Unterredung an, die ein Wettstreit von Artigkeiten und Flatterien zu sein schien. Indeß hatte sich Barras mit Madame Bonaparte entfernt und bald kehrten sie zurück.

„Aber Apropos," unterbrach Madame Tallien ihre Unterredung, indem sie sich zu Josephinen wendete.

„Mein Gott, ja," entgegnete diese, „und er weiß nichts, ganz und gar nichts. Eine solche ängstliche Unruhe ist eine gräßliche Marter. Lucian und Joseph, meine Schwäger, sind hier, aber wie soll ich mich an Sie wenden? Sie würden mir den Rücken, oder ein taubes Ohr zukehren."

„Hören Sie mich, meine theure Josephine! Bewirthen Sie mich morgen um zwei Uhr mit einer Tasse

Chokolade in Ihrem allerliebsten kleinen Boudoir auf der Straße la Chanteraine, dabei wollen wir zusammen von Geschäften plaudern, so lange es Ihnen beliebt. Aber sein Sie versichert, für den Lauf dieses Abends gebiete ich mit unerbittlicher Strenge: keine Geschäfte, keine ernsten Gedanken mehr! Wohlan, kommen Sie! Barras, wird das Soupé nicht bald aufgetragen?"

„Aber wollen Sie denn mit der ganzen Menge da zu Abend speisen? War es nicht unsre Verabredung, unter uns im kleinen Salon zu soupiren. Ich ertheilte bereits die nöthigen Befehle dazu und habe nicht mehr als zwölf Couverts bestellt."

„Ihre Einrichtung verdient Lob," entgegnete Madame Tallien; wer jedoch soll dabei sein?"

„Sind Sie nicht die souveraine Herrin hier? Ihnen steht es zu, die Auserkorenen zu bezeichnen."

Nun, wen beglücken wir? — die Wahl ist schwer, theuerste Josephine! aber bedenken Sie sich ja, ehe Sie reden."

„Schon gut, also Frau von Staël....."

„Ah, mein Gott!" rief Barras.

Die Wahl der Theilnehmer am kleinen Soupé kam zu Stande; zuvor aber wurde noch das Gerücht eines royalistischen Complots besprochen; Barras beschuldigte Frau von Staël, Talleyrand, Fouché und Petiet, auch den „Dummkopf Mouquet" einer royalistischen Verschwörung

um die Bourbons zurückzuführen, und äußerte die Besorgniß, daß er sich compromittiren würde, indem er diese Personen in seine intime Gesellschaft ziehe. Die schöne Madame Tallien suchte ihn indeß auf eine etwas boshafte Weise zu beruhigen, indem sie ihm sagte, daß das Gerücht ihn selbst solcher Absicht bezüchtige, und daß man allgemein behaupte, er habe mit den Bourbons durch geheime Agenten wegen ihrer Rückkehr unterhandelt und sich gewisse Vortheile und Geldsummen ausbedungen.

„Eine schändliche Lüge," rief Barras entrüstet, und indem er einen Seitenblick auf Madame Bonaparte warf, fuhr er fort: „aber ich weiß wohl, dergleichen Albernheiten werden ausgesprengt von Leuten, die am Sturz der Regierung arbeiten; aber beim höchsten Wesen, man ist ihnen auf der Spur, und ich werde Samson (dem Scharfrichter, der auch Ludwig XVI. hingerichtet hatte) sagen lassen, daß er aus dem Fallbeil der Guillotinen die Scharten auswetzen lasse, die ihnen das Genick der Aristokraten unter Robespierre geschlagen. Ha, es wird Zeit sein, dieser Maschine wieder neue Arbeit zu geben!"

„Gräßliche Gedanken, hinweg damit," rief Madame Tallien, „alles zur Tafel!"

Josephine war von dem Gehörten durch und durch erschüttert. Sie fürchtete für das Leben ihres Gemahls und wußte doch nicht, wie er zu retten sei. In dieser

Betroffenheit stand sie noch einige Augenblicke auf derselben Stelle, welche die Uebrigen schon verlassen hatten; da flüsterte ihr plötzlich eine bekannte Stimme ins Ohr:

„Fürchten Sie nichts, angebetete Frau. Sieyes hat Ihren Gemahl heimlich zurückgerufen. Er wird hier sein, ehe es sich das Directorium versehen wird. Dann wehe ihnen. Bonaparte's Genie wird Alles zerschmettern, was ihm entgegentritt. Frankreich ist jetzt von allen Seiten durch eine neue Coalition bedroht; das Directorium ist rathlos. Suchen Sie nur so viel Freunde zu gewinnen, als nur immer möglich, und das kann Ihrer Liebenswürdigkeit nicht entgehen. Leben Sie wohl, gute Nacht!“

„Ah Sie, Bourdon!“ rief Josephine, wie neu auflebend, dem ihr befreundeten Generalsecretair des Directoriums zu, „wie haben Sie mich beruhigt! wie soll ich Ihnen danken für das, was Sie für das Leben und Glück meines Gatten thun!“

„Nicht für ihn, Madame,“ entgegnete er ungewöhnlich ernst, „nicht um Menschengunst würde ich meine Dienstpflicht verrathen; aber ich habe die feste Ueberzeugung, und viele Patrioten theilen sie mit mir: daß Bonaparte der einzige Mensch ist, der Frankreich retten kann.“

Ende des zweiten Theils.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

wurden ihm entgegengeschwenkt und ein Vive Bonaparte, vive le Vainqueur d'Italie, rauschte wie ein Pelotonfeuer durch die unermeßliche Volksmenge, die immer wieder auf der ganzen Tour sich zu erneuen schien. Das waren keine von der Polizei gemachten Ehrenbezeigungen; es war der nicht zu hemmende Strom der Bewunderung dieser erregten und reizbaren Franzosen, welche den Ruhm ihres Heeres als eine Erhöhung der Nationalehre betrachteten.

Nichts aber glich der Begeisterung, womit das an den Küsten cantonnirende Heer den berühmten Feldherrn empfing, unter dessen Leitung es nur den Sieg kennen gelernt hatte. Die Soldaten brannten vor Begierde, sich mit den Engländern zu messen. Es war ohnehin der Nationalhaß der Franzosen gegen die Engländer, der hier Befriedigung forderte. Selbst die Engländer schienen für den Erfolg einer Expedition Besorgnisse zu hegen, die von einem Manne geführt werden sollte, dessen Glücksstern das Wort: Unmöglichkeit nicht kannte.

Schon erwarteten die französischen Legionen mit jedem Tage den Befehl zum Aufbruch. In den Arsenälen von Brest herrschte die ungeheuerste Thätigkeit. Die Rhede wimmelte von Schiffen aller Größen und Formen, die von Zeit zu Zeit ihre Uebungsexpeditionen zur See machten. Fern auf der Höhe sah man die Schiffe der brittischen Nation zur Beobachtung der Bewegungen

an der französischen Küste. Bonaparte durchforschte Alles mit dem Auge des Genies, dem weder das Kleinste noch das Größeste entgeht. Alle Erwartungen waren aufs Höchste gespannt; da erkannte der Oberfeldherr, daß Alles unzureichend für den Zweck einer Landung in dem wohlbewachten, reichen und dichtbevölkerten Großbritannien war, dessen ungeheuere Marine gleichsam schwimmende Bollwerke rings um die Kreidefelsen der Inselgruppe bildeten, und er errieth, daß alle diese Rüstung nur Maske war, um einen andern Plan zu verfolgen, den er früher schon als eben so abentheuerlich bekämpft hatte, und das war die Eroberung von Egypten, wozu schon alle Generale, die unter ihm befehligen sollten, ernannt waren. Gleichzeitig lief Nachricht ein von einem Aufstande, der in Rom in Begriff war auszubrechen, und diesen Augenblick hielt er für günstig, das Directorium von seinem nach menschlichen Berechnungen unsinnigen Plan wieder abzubringen. Plötzlich, und unerwartet, kehrte er mit Courierpferden und ohne Gefolge zurück nach Paris.

Bonaparte machte dem Directorium die dringendsten Vorstellungen; allein der Wunsch, den gefürchteten Rivalen seiner Macht aus Europa zu entfernen, war mächtiger als jede Rücksicht. Bonaparte wußte recht gut, wie er mit den Directoren daran war; und in ei-



ner der letzten Unterredungen, die er mit den Mitgliedern des Directoriums hatte, sprach er seinen entschiedenen Willen mit einem so erzürnten Stolz aus, und benahm sich gegen die schwache Regierung mit einer Energie, die aus dem Bewußtsein hervorging, daß dieser ohnmächtige Staatskörper ihm nicht lange widerstehen könne. Es kam indeß bei dieser Gelegenheit so weit, daß die Directoren ihm deutlich merken ließen, daß sie seine ehrgeizigen Pläne wohl durchschauten. Bonaparte drohte, den Abschied zu nehmen, überzeugt, daß man es nicht wagen würde, ihm denselben in diesem kritischen Momente zu ertheilen und dadurch Volk und Heer zugleich gegen die Regierung aufzubringen. Doch einer der Directoren, der Bürger Reubel, faßte sich, reichte ihm die Feder und sprach mit Ruhe und Kälte: „Nun wohl, so unterzeichnen Sie das Entlassungsgesuch! — ich gebe Ihnen mein Wort, man wird Ihrem Wunsch kein Hinderniß entgegen setzen."

Diese entschlossene Aeußerung machte ihn einen Augenblick betroffen. Doch bald half ihm seine Geistesgegenwart mit einer jener Declamationen, wodurch man in jener Zeit Alles zu coloriren suchte.

„Bürger Directoren!" rief er im feierlichen Tone, „ich habe ein Gelübde abgelegt, nicht eher die Waffen nieder zu legen, als bis man wird sagen können: die französische Republik hat sowohl ihre innern als äußern

Feinde besiegt. Bis dahin können Sie über mich verfügen. Ich erwarte von Ihrem Patriotismus und Ihrem Eifer für das allgemeine Wohl sogleich den Befehl, zu meinen Fahnen zu eilen. Siegen oder Sterben für das Vaterland, ist der Wahlspruch jedes Braven. — Er ist auch der meinige!"

Bonaparte erzählte Josephinen, was er gesprochen hatte und fügte hinzu: „So habe ich geredet, um diese Schwachköpfe zu düpiren; aber mein Entschluß steht fest, die erste Gelegenheit zu benutzen das Joch abzuschütteln, das die Regierung mir aufzulegen sucht."

Die Directoren aber hatten ihn durchschaut. Um ihn aus Europa zu entfernen, wurde er an der Spitze eines neuen Argonautenzuges nach Afrika geschickt. Als man ihm diese Stellung gab, nahm er sie nur an unter der Bedingung, daß er auf den Ruf eines einzigen der Directoren zurückkommen dürfe. Er rechnete dabei auf Sieyes, der ihm von Allen noch am günstigsten war, und der eben so gut wie er im Geheim eine Veränderung dieser schwachen, bedeutungslosen Regierung wünschte.

In dieser Zeit besuchte Bonaparte eines Abends eine Vorstellung im Theater Feydau. Ein elegant gekleideter junger Mann trat in die Loge, an deren Brüstung eine ihm unbekannte Dame saß. Er redete sie an und sprach über den Saal, die Acteurs und das Musik-

stück. Die Dame bestreitet einige seiner Aeußerungen mit eben so viel Feinheit als Bestimmtheit. Indeß wundert er sich nicht wenig, als ein ihm unbekannter Mann, im langen grauen Oberrock, etwas mager, klein von Figur, mit kalten, wenig einnehmenden Gesichtszügen sich in die Unterhaltung mischt und zwar die Parthie der Meinung des jungen Menschen nimmt, den er mit Höflichkeit behandelt, dagegen der Dame Unrecht giebt in einem Tone, der genaue Bekanntschaft und ein gewisses Uebergewicht verrieth. Der junge Mann schlägt sich jetzt auf die Seite der Dame, und nicht ohne sich etwas gereizt über die Unhöflichkeit des Fremden auszusprechen, ergreift er deren Parthie und vertheidigt jetzt die Meinung, die er früher selbst bestritten hatte. In diesem Augenblick trat ein Adjutant in die Loge mit einer Meldung an den kleinen Unbekannten, den er General Bonaparte nannte. Der junge Mann gerieth über diese Entdeckung in die äußerste Verwirrung. Mit tausend Entschuldigungen wollte er die Loge sogleich verlassen; aber Josephine bemerkte mit Feinheit: nicht er bedürfe der Entschuldigung, da sie sich erlaubt habe, mit ihm nicht einerlei Meinung zu sein; sondern Méhul und Cherubini trügen die Schuld, da sie so herrliche Compositionen geschrieben hätten, die man nie genug bewundern könne.

Bonaparte aber sagte zu dem jungen Mann: „Mein Herr, in Sachen der Disciplin und der Regierung kann

eine Opposition den Tod bringen, in Sachen der Kunst belebt sie." — Damit führte er ihn auf seinen Sitz neben Josephinen zurück und nöthigte ihn, den ganzen Abend an ihrer Seite sitzen zu bleiben.

Barras war der erste gewesen von seinen Collegen, der Bonaparte officiell angekündigt hatte, daß er bestimmt sei, unter dem schönen Himmel Egyptens neue Triumphe zu gewinnen. Nochmals versuchte er Vorstellungen dagegen zu machen; allein sie blieben unbeachtet, und bald gewann eben das Abentheuerliche und Unmöglichscheinende dieser Unternehmung diesen Riesengeist für eine Aufgabe, durch deren Ausführung er die Welt in neues Erstaunen zu setzen hoffte. Gelehrte und Künstler wurden angeworben, um eine Ausbeute für Kunst und Wissenschaft zu gewinnen, die den Glanz seines Namens noch erhöhen mußte.

Josephine hatte sich erboten, ihn zu begleiten; allein er lehnte es ab. Indeß verließ sie ihn doch nicht bis zu dem Augenblick, als schon die Anker gelichtet wurden, auf der Corvette, die den Feldherrn seiner Flotte zuführen sollte, welche an der bezaubernden Küste der Provence kreuzte. Es war am 22. Mai 1798, als Napoleon sich nach Egypten einschiffte. Unvergeßlich blieben seiner Gemahlin die bedeutungsvollen Abschiedsworte:

„Josephine! meine Feinde sind nicht in Asien und

Afrika; sie sind in Frankreich. Dich lasse ich mitten unter ihnen zurück, um sie zu beobachten, und wenn es sein muß, große Unternehmungen vorzubereiten.“

Josephine war stolz auf dieses Vertrauen. Sie gelobte sich heilig, seinen Erwartungen zu entsprechen und sollte sie ihr Leben daran setzen müssen.

Napoleon's Abreise in einem Zeitpunkt, wo das Directorium keine andern Gedanken hatte, als ihn zu stürzen, war eins der schmerzlichsten und ängstigenden Ereignisse. Josephine kannte die geheimen Anschläge der Regierung, und damit ihr nichts entgehe, stellte sie sich damit unbekannt und besuchte den Palast Luxemburg, als sei nichts Unangenehmes vorgefallen.

Schon waren zwei Monate verflossen seit der Abreise ihres Gemahls. Die Nachrichten über das gänzliche Fehlschlagen der Expedition wurden immer beunruhigender. Die Verbindung zur See war durch die Engländer unterbrochen. Auf die Kunde von der Einnahme der Inseln Gozzo und Malta folgten die beunruhigendsten Gerüchte. Josephine wußte nicht, daß alle diese schlimmen Nachrichten durch geheime Agenten des Directoriums absichtlich verbreitet waren, um die Sympathie des Volks für diesen Abgott der Nation zu schwächen. Endlich hieß es sogar, Bonaparte sei bei der verwegenen Unternehmung auf St. Jean d'Acre ermordet.

Seine Gattin war darüber außer sich vor Schreck. Um Gewißheit zu erfahren, eilte sie nach dem Luxemburg und sollte hier eine neue unerhörte Kränkung erfahren. Die Directoren waren jetzt des Unterganges ihres gefürchteten Gegners so gewiß, daß Barras die Eintretende den übrigen Directoren mit den Worten vorstellte: „Das ist die Gemahlin des Taugenichts Bonaparte; wenn er noch nicht todt ist für Europa, so ist er es wenigstens für Frankreich."

Bei alle dem war Barras ein Ehrenmann, der sich der von seinen Collegen angeordneten Beschlagnahme verschiedener Kisten mit Silbergeräth widersetzte, welches dem Sieger von Lodi und Arcole von angesehenen Personen aus der Lombardei und den römischen Staaten als Ehrengeschenke nachgesendet worden war.

Josephine suchte ihren Schmerz über die beunruhigende Abwesenheit ihres Gemahls zu mildern, indem sie sich aufs Land, nach ihrem schönen Malmaison zurückzog. Dieser freundliche Aufenthalt erweckte ihr die angenehmsten Erinnerungen. Sie lebte dort ohne Prunk im Umgange mit denen, die sie liebte und theilte Wohlthaten aus, wobei mehr das gute Herz als der prüfende Verstand zu Rath gezogen wurde. Der Besuch ihrer geliebten Kinder und die Schönheit und Anmuth, womit die liebenswürdige Hortense dem jungfräulichen Alter entgegen reifte, erhöhte ein Glück, das nur durch ausblei-

beyde Briefe von Bonaparte getrübt wurde. Ihre Reizbarkeit darüber ging so weit, daß sie schon anfing, auf den Rath falscher Freundinnen zu hören, die sie zu einer Trennung von Bonaparte bereden wollten. Allerdings hatte es völlig das Ansehen, als wenn er sie nicht mehr liebe und bei allem Schmerz darüber war sie doch zu tief verwundet durch diesen Gedanken, und hatte zu viel Selbstgefühl, um sich diesem lieblosen Manne, wofür sie ihn damals hielt, länger aufdringen zu wollen. In einer so gereizten Stimmung hatte sie sogar schon die Trennungsklage aufgesetzt, und fuhr damit zu dem würdigen Tribunals-Präsidenten und Senator Lecouleux de Canteleu.

„Mein liebes Kind," sprach dieser in seiner traulichen, herzgewinnenden Weise, „ich kann nicht anders als Ihnen diesen sicher übereilten Schritt widerrathen. Zudem sein Sie versichert, der Name, den Sie tragen, ist eine wahre Glorie!"

Josephine war überrascht und gerührt von dieser Bemerkung. Sie küßte dem Greise die Hand und dankte ihm mit Thränen in den Augen dafür, daß er in einer Zeit, wo Alles den armen Bonaparte verdammen wollte wo selbst ihr schmerzerfülltes Herz ihn schon verurtheilt habe, ihm das Wort rede, sie könne versichern, daß der Gedanke der Trennung ihrem Herzen stets fremd geblieben sei, und um ihn für immer zu vernichten, wolle

sie hiermit die Trennungsklage zerreißen, welche Uebereilung und falsche Freunde ihr abgepreßt hätten.

Nachdem das geschehen war, erinnerte sie sich der Abschiedsworte ihres Gemahls, und beschloß nun, die Salons von Barras im Luxemburg oder auf seinem Lustschloß Grosbois, trotz ihrer Abneigung, wieder zu besuchen, um über die Tagesereignisse stets in Kenntniß zu bleiben und die Männer gewinnen zu können, die einst den Plänen Bonaparte's förderlich werden könnten.

Werfen wir einen Blick auf das Salonleben bei Barras, der uns die bedeutendsten Notabilitäten jener Zeit vorführen wird, zugleich auch ein Genrebild vom Gesellschaftsleben damaliger Zeit gewährt.

Dreizehnter Abschnitt.

Madame Tallien. — Frau von Chateau-Regnault. — Salonleben bei Barras. — Barras im großen Kostüm. — Dessen Stimmung und Weltton. — Große Gesellschaft. — Frau von Staël. — Madame Tallien und Frau von Chateau-Regnault. — Cambacérès. — Madame Bonaparte. — Conversation. — Der Frau von Staël Urtheil über Bonaparte. — Lucian Bonaparte und seine Gemahlin. — Lucian's Liebesgeschichte und Heirath. — Siéyes. — Josephine und Barras. — Der Minister der Justiz. — Bourdon. — Napoleon ist der einzige Mann, der Frankreich retten kann. —

Die Dame, welche bei Barras die Honneurs machte, und die Zierde seines Hofes genannt werden durfte, war bekanntlich Madame Tallien. Wir haben sie schon öfter vorgeführt, allein die nachstehende Schilderung ihrer Persönlichkeit von einer Augenzeugin wird uns ihr bezauberndes Bild lebhafter vergegenwärtigen.

Von ihrer Schönheit würden wir nur eine unvollkommene Vorstellung erhalten, wenn wir die herrlichen Formen derselben mit der classischen Regelmäßigkeit einer

antiken Statüe vergleichen wollten. Sie war eine Spanierin von Geburt, mit allen den Reizen der berühmten Schönheiten von Cadix ausgestattet; dieselben vollendeten Formen, die üppige Fülle bei unvergleichlicher Zartheit, das anmuthige Leben in den Mienen und in jeder Bewegung. Ihre Hände, ihre Arme, ihre Haare, ihre Zähne, jeder Theil ihres Körpers war bewundernswerth; während ein feines, geistreiches Lächeln die von keinem Wölkchen getrübte Physiognomie ihres schönen Antlitzes mit einem so blendenden Glanz verklärte, daß Jedem, der Madame Tallien zum ersten Male sah, ein Ausruf der Bewunderung entschlüpfte. Ihr Geist war durchdringend, doch zartsinnig und weiblich; ihre Unterhaltung frisch und erquicklich, und fesselnd für Ohr und Herz. Vor Allem besaß sie feinen Tact und große Schärfe des Urtheils. Ihre Herzensgüte konnte keinen Unglücklichen abweisen, und Wohlwollen und Menschenliebe las Jeder auf ihren belebten Gesichtszügen. Madame Tallien huldigte der ausgesuchtesten Eleganz. Sie gab stets die Tagesmode an, gar oft zum Aerger Anderer, denen die Natur es versagt hatte schöne Formen zu zeigen, wie die Mode erheischte. Sie hatte in späterer Zeit, nachdem die übertriebene Nudität des Griechenthums in Verruf gekommen war, ein halbgriechisches Kostüm angelegt, das ungewöhnlich einfach durch die ungemeine Grazie, womit sie den malerischen Faltenwurf trug, und durch die

Schönheit ihrer blendenden Arme, welche die Mode bis zur Achsel entblößt zu tragen erlaubte, eine bezaubernde Wirkung hervorbrachte.

Man sah auch dort die uns schon bekannte Freundin Josephinens, Frau von Chateau-Regnault, eine majestätische Figur, sprudelnd von Geist und Witz, dieselbe, in deren Salon Josephine Bonaparte zum ersten Male gesehen hatte. Auch mehrere andre interessante Damen, unter welchen Frau von Staël die bedeutendste war, pflegten an dem intimen Zirkel des Directorial-Präsidenten Theil zu nehmen, worin ein Talleyrand, Regnault de St. Jean d'Angely, Maret und Barras, durch viel erprobte Geisteskraft und entschiedene Unterhaltungsgabe glänzten. Diese und andre geistreiche Personen trugen dazu bei, die Salons von Barras zu den angenehmsten in Paris zu machen.

Barras liebte eine gemüthliche Conversation; zwar zog er das Spiel und heitern Lebensgenuß dem intellectuellen Vergnügen vor, doch fühlte er das Bedürfniß, sich von liebenswürdigen und geistreichen Personen umringt zu sehen. Frau von Staël, die berühmte Tochter Neckers, des letzten Finanzministers Ludwigs XVI., war nach Paris zurückgekehrt, wo ihr Gatte die Würde eines schwedischen Ministers bekleidete. Diese Frau wußte durch ihre licht- und seelenvolle Unterhaltung Alles um sich her zu bezaubern. Ein Genieblitz nach dem andern folgte sich

darin Schlag auf Schlag, und damit erweckte sie selbst bei mittelmäßigen Geistern ein Interesse, das sich Viele nicht zu erklären vermochten. Barras fürchtete sie, so gut wie später Napoleon, während er ihre geistige Uebermacht im Stillen anerkannte. Manchmal sogar suchte er ihr auszuweichen; doch besuchte die berühmte Verfasserin der „Corinna" gern die Salons des allgewaltigen Directors, worin sie gewiß war, Alles vereinigt zu finden, was Paris damals durch Rang, Reichthum, Geist oder Schönheit Ausgezeichnetes besaß.

Eines Tages war besonders große Gesellschaft bei Barras. Es war eins jener Nationalfeste gefeiert, welche der republikanische Kalender an die Stelle der ausgestrichenen Heiligenfeste gesetzt hatte.

Barras hatte sein früher schon beschriebenes republikanisches Gallakostüm anbehalten. Die Huissiers des Directoriums meldeten die Minister, die Gesandte und viele andre hochstehende Personen.

Barras war düster gestimmt. Mit sichtbarer Anstrengung affectirte der Präsident des Directoriums eine Heiterkeit, die nicht in seinem Innern lag.

Die zuletzt eingelaufenen Nachrichten waren sehr entmuthigend. Man bedrohte das schwache Directorium von allen Seiten, und die Kammern, welche damals Conseils hießen, verkündeten laut ihre Unruhe darüber. Den Deputirten der Oppositionspartheі wuchs fast täglich die

Kühnheit. Sie durften sich auf die Jacobiner und eine Menge Klubbs stützen, die eine Regierungsveränderung wünschten und im Stillen vorbereiteten. Das Directorium befand sich in der rathlosesten Stellung und doch sollte der Präsident desselben heute den heitern Gesellschafter und stets aufmerksamen und galanten Wirth spielen, eine Aufgabe, der er nur vermöge seiner ausgezeichneten Bildung einigermaßen gewachsen sein konnte.

So bewegte er sich mit Leichtigkeit und liebenswürdiger Artigkeit, troß seiner Verstimmung und seines abentheuerlichen Kostüms inmitten einer stets anwachsenden Menge glänzend gekleideter Herren und Damen, die bald alle die hellerleuchteten Säle des Luxemburg und die lange Reihe der Prunkgemächer füllten.

Finstere Gedanken und Unheil weissagende Vorahnungen trübten sein Antlitz, als er Frau von Staël hereintreten sah. An ihrer Seite ging Herr von Brachmann, der in augenblicklicher Abwesenheit ihres Gemahls in derselben Charge als schwedischer Botschafter fungirte. Barras empfing sie mit zuvorkommender Artigkeit, und führte sie auf einen Platz neben dem seinigen. Er plauderte gern mit ihr, sobald sie aber Miene machte, dem Gespräch eine politische Wendung zu geben, suchte er einen Vorwand zu ergreifen, um sie zu verlassen, oder stellte sich wenigstens so hinter einen Stuhl verschanzt, daß sie hätte lauter reden müssen als es der Gegenstand erlaubte, um das Ge=

spräch fortzuführen. Er fürchtete in solchen Dingen die geistige Ueberlegenheit der Dame, und in einer solchen Situation befand er sich eben, als der Huissier zwei andre Damen anmeldete. Die Pflicht der Höflichkeit erlaubte ihm jetzt, Frau von Staël zu verlassen und den Eintretenden entgegen zu gehen.

Die Eine der beiden Frauen trug keinen andern Kopfputz als die glänzend schwarzgelockten Haare, die nach dem Kopf einer griechischen Antike modellirt zu sein schienen. Die natürlich herabwallenden Locken, schwarz wie Ebenholz, hoben den wie Elfenbein so weißen Teint eines junonischen Nackens. Eine faltenreiche altgriechische Tunica vom feinsten indischen Mousselin schmiegte sich mit classischer Schönheit um ihren üppigen Gliederbau. Während diese antike Tunica die herrliche Büste drapirte, hielten Knöpfe von Caméen die weiten Aermel auf der Achsel zusammengezogen. Auch am Gürtel prunkten kostbare Caméen. Die schönen Arme, welche einem Canova hätten zum Modell dienen können, waren ohne Handschuhe, bis zür Achsel entblößt. Um den linken Arm schmiegte sich eine schwarz- und goldemaillirte Schlange, deren Kopf aus einem prächtigen, meisterhaft geschnittenen Smaragd bestand. Ein purpurrother indischer Kaschemir-Shawl von großem Werth vollendete die Drapirung einer Grazie, die kein Künstler in einen schöner der holden Gestalt sich anschmiegenden Faltenwurf hätte hüllen

können. Indem sie lächelnd den vielen ehrfurchtsvollen Verbeugungen dankte, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden, blitzten ihr ein paar Perlenreihen von Zähnen zwischen den blüthenrothen Lippen, die überall Gegenstand der Bewunderung oder des Neides wurden — wir dürfen nicht erst versichern, daß es Madame Tallien war, die der Director mit so viel Lebhaftigkeit empfing. Die Andre war Frau von Chateau-Regnault, ziemlich groß von Statur, weniger graziös, aber mit der Haltung einer Minerva.

„Wie, Sie sind es? und so früh?“ rief Barras mit Entzücken, indem er die Hand der Madame Tallien ergriff, um sie nach einem Canapé zu geleiten, wo er sich selbst zwischen beiden Damen niederließ.

„Wie artig von Ihnen, daß Sie gerade jetzt kommen, und wie schön sind Sie heute, wie immer,“ fuhr er fort, indem er Madame Tallien mit Blicken eines Mannes betrachtete, der eine Frau innig liebt und sich überschwenglich glücklich fühlt, sie jedesmal reizender und anziehender zu finden. „Wie herrlich kleidet Sie dieses Kostüm.“

„Leider,“ entgegnete Madame Tallien lachend, daß ihm ihre weißen Perlenzähnchen entgegen glänzten, „kann ich Ihnen dasselbe Compliment nicht zurückgeben; aber wie konnten Sie auch nur einwilligen, einen so geschmacklosen Anzug zu tragen?“

„Was fragen Sie mich? hat doch Herr Larevellière

die Sache entschieden. Sie werden mich fragen, warum ich es so ruhig zugelassen habe? ich weiß es wahrhaftig selbst nicht."

„Dann weiß ich es besser," lächelte Frau von Chateau-Regnault.

„Im Ernst?" rief Madame Tallien, „nun und warum?"

„Weil Herr von Lareveillère verwachsen ist."

„Nun wohl und weiter?" fragte Barras zerstreut.

„Sie haben sich seiner," entgegnete Madame Chateau-Regnault, „menschenfreundlich erbarmt, um ihn so glücklich zu machen, sein körperliches Gebrechen sammt der verschobenen Taille unter diesem großen rothen Mantel, der nicht übel einem rothen Pandurenmantel gleicht, verbergen zu dürfen."

„David erzählte mir gestern," nahm Madame Tallien das Wort, „daß er für Sie das schönste römische Kostüm gezeichnet habe, dessen sich je ein Consul oder Dictator des alten Rom hätte rühmen können. Außerdem hat er gemeinschaftlich mit seinem jungen Eleven, den er so sehr liebt, dem talentvollen Gerard, für Sie ein griechisches Gewand entworfen, so zierlich und elegant, als wäre es für einen Alcibiades bestimmt. Das müßte trefflich zu dem Kostüm passen, das wir selbst tragen und zu allen unsern Meubels, die von griechischer oder römischer Form sind."

„Ich pflichte völlig ihrer Meinung bei, das französische Kostüm hat weder Anmuth noch Würde; es ist dabei höchst lästig, ohne für den Winter warm und für den Sommer kühl zu sein. Wie soll man aber die neue Mode in Gang bringen? Ich vermag es nicht, ich ....“

„Wie, sind Sie nicht das Haupt der Regierung?“

„Meine schöne Athenienserin,“ sprach Barras, ihr die Hand küssend; „nur in Ihrer Macht steht es, dergleichen Dinge anzubefehlen. Man bringt eine Kleidung nicht durch Gensdarmen in die Mode, und eine solchen Zweck zu fördern, möchte ich sicherlich eines so schönen Ministers bedürfen, als Sie sind.“

In diesem Augenblick meldete man die Ankunft des Justizministers, des Bürger Cambacérès. Barras schien nicht darauf zu achten und Cambacérès sah sich genöthigt, in einem entferntern Zimmer stehen zu bleiben, wo er sich unzufrieden in eine Fenstervertiefung zurückzog. Da war eine einfach, aber mit äußerster Eleganz gekleidete Dame von mittlerem Wuchs im Begriff vorüber zu gehen, am Arm eines Herrn Gauthier, der sie führte, und Madame Gauthier ging an ihrer andren Seite. Alle Drei waren im Begriff, sich bei dem Directorial-Präsidenten anmelden zu lassen, der indeß in einem entferntern Zimmer eine Parthie Pharao für sich und seinen ntimern Zirkel hatte arrangiren lassen. Kaum hatte

jene Dame den Minister in seiner vereinsamten Stellung bemerkt, so verließ sie ihre Begleiter und trat zu ihm; indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, fragte sie mit den Flötentönen der seelenvollsten Theilnahme, was ihm fehle.

„Ah! Madame Bonaparte," rief er angenehm überrascht, indem er sie erkannte, „ich denke eben darüber nach, was in aller Welt aus einer Regierung werden kann, deren Chef keine andre Arbeit kennt als das Vergnügen, und keine Redensart als die: „verschieben wir die Arbeit auf Morgen!" Wollen Sie glauben, Bürgerin? mich, den Justizminister, der ihm die wichtigsten und dringendsten Mittheilungen zu machen hat, läßt er hier stehen, wie einen Schulbuben, der seine Lection nicht gelernt hat!"

„Ach, wenn nur erst mein Gemahl wieder zurück wäre!"

„Der würde bald der Sache eine andre Wendung geben, und auf mich könnte er rechnen."

„Gewiß?" rief sie freudig aus, seine Hand ergreifend, „für diesen Fall nehme ich Ihre Zusicherung an, im Namen meines abwesenden Gatten."

„Gut, aber ...." mit diesen Worten abbrechend legte Cambacérès den Zeigefinger auf seinen Mund, zum Zeichen des Schweigens. Ein Blick von ihm deutete zugleich auf Personen, die sich nahten, indem sie ebenfalls nach

dem Zimmer, wo sich Barras befand, durch die große Menge der Anwesenden hindurch zu dringen suchten.

Es war Frau von Staël, im Gespräch mit dem spanischen Botschafter Marquis von Musquitz, der ebenfalls erst angekommen war. Im Vorübergehen begrüßte diese geistreiche Frau, die damals noch eine Verehrerin Bonaparte's war, was sich später sehr geändert hat, Madame Bonaparte; diese dankte jedoch sehr kalt und zurückhaltend, und vermied dadurch ein Gespräch mit einer Frau, die durch die Ueberlegenheit ihres Geistes Alles beherrschte.

Als jene weiter ging, folgten ihr Cambacérès und Josephine, indem sie ebenfalls langsam vorrückten. Sie kamen dabei dem Salon, worin sich Barras befand, so nahe, daß sie, ohne eindringen zu können, weil noch mehrere Personen in der offnen Thür stehend auf den Augenblick warteten, sich vorstellen zu lassen, alles hörten und sahen, was im Innern vorging.

Barras saß an der Seite der Madame Tallien, Beide im Gespräch bemerkten Frau von Staël, die im Eingange noch einige Augenblicke sich aufhielt, um mit einem Herrn von Zeltner einige Worte zu wechseln.

Frau von Tallien hatte eben wieder das Gespräch wegen des griechischen Kostüms aufgenommen, und kaum die geistreiche Frau bemerkt, als sie auf diese deutend halb laut zu Barras sprach:

„Aber, wenn Ihnen in der That ein überredendes Wort Noth thut, warum wenden Sie sich nicht an diese Dame da?"

„Sie wissen recht gut," entgegnete Barras, indem er sie einen Augenblick mit dem Ausdruck des Vorwurfs betrachtete, „daß ich es nie thun werde. Warum sagen Sie mir aber etwas, das ganz und gar unnütz ist?"

„Ich habe Unrecht gethan," versetzte Frau von Tallien, nach einem Augenblick des Stillschweigens, „und gestehe gern meinen Fehler ein. Verzeihen Sie mir! — doch sagen Sie mir, ist die Kunde, die ich heute vernahm, wohl begründet? Es heißt, Herr Necker wolle nächstens nach Frankreich zurückkehren."

„Das hängt von ihm ab. Er ist kein Franzose und kein Gesetz hindert ihn; es giebt aber eins, das stärker ist als alle Gesetztafeln der Welt, das der Meinung. Und wir leugnen es nicht, die unsrige, verstehen Sie mich recht, die aller der rechtschaffenen Bürger, die heut zu Tage die Gewalt haben oder dem Gesetze dienen, bewährt sich keinesweges zu Gunsten des Herrn Necker, vielmehr stimmen sie durchaus gegen ihn."

Ob Frau von Staël diese keinesweges aufmunternden Worte gehört hatte, oder ob ihre Geistesgegenwart sie lehrte, sie zu ignoriren, um desto sicherer dem Eindruck derselben entgegen zu wirken, bleibe unentschie-

den; genug sie trat auf Barras zu, und ihm die Hand reichend sprach sie:

„Wollen wir Frieden stiften, mein lieber Director? Ich habe mir seit gestern reiflich das überdacht, was ich Ihnen sagte, und ich sehe ein, daß ich irrte."

„O gewiß," rief Barras schnell aufstehend und mit Galanterie ihr die Hand küssend, „und aus vollem Herzen Versöhnung! — Ich lebe gern mit Ihnen im Frieden! Sie sind für meine Schwäche eine viel zu gefährliche Gegnerin. Was sollte auch ein armes demüthiges Herrscherlein wie ich, gegen ein ihm in jeder Hinsicht überlegenes Wesen, wie Sie sind, Großes unternehmen können?"

„Sie spotten; aber wenn wir einmal Ueberlegenheit bei Seite lassen, so bin ich stolz darauf, wenigstens für gut zu gelten." Mit diesen Worten nickte sie ihm lächelnd einen anmuthigen Gruß zu und zog sich zurück am Arm des außerordentlichen Gesandten der helvetischen Republik, Herrn von Zeltner.

Bei dieser Bewegung waren sie Josephinen noch näher gekommen, ohne sie zu bemerken, und auf die Erkundigung des Herrn von Zeltner, was sie mit Barras vorgehabt habe, entgegnete diese:

„O mein Gott, es ist kaum der Mühe werth. Gestern entspann sich in meinem Salon, wo er zu Mit-

tag speisete, ein kleiner freundschaftlicher Wortwechsel in Betreff des Generals Bonaparte."

Bei diesen Worten horchte Josephine schärfer auf, und machte Cambacérès ein Zeichen, aufmerksam zu sein. —

„Ich behauptete," fuhr Frau von Staël fort, „Bonaparte sei in der That ein großer Mann; glauben Sie mir das," fuhr sie im Ton der Ueberzeugung gegen Herrn von Zeltner fort, „ich betrachte ihn in dem Lichte. Ohne Zweifel sieht Barras das so gut wie ich; aber er mag es mir nicht laut einräumen. — Man denke nur an jene, auf dem afrikanischen Gestade so glorreich erfochtenen Siege — diesen fremden, von der brennenden Sonne versengten Boden, den die Laune des Schicksals ihm und seiner Armee an dem Tage, da seine Flotte von Nelson vernichtet ward, und ihm jedes Mittel zur Rückkehr abgeschnitten war, zum neuen Vaterlande aufdrang; und trotz dieser Unglücksfälle, trotz aller von der List der Egypter und der erstickenden Gluth eines brennenden Himmels ihm entgegengestellter Hindernisse, den Menschen und der Natur zum Trotz, die sich im teuflischen Bunde gegen ihn vereinigten, weiß dieser Mann sich Triumphe zu erringen. Er bleibt Sieger bei den Pyramiden, wie er es auf dem Schlachtfelde war, wo Hannibal seinen Ruhm so blutig erkaufte. — Ja, ich wiederhole es, dieser Bonaparte ist ein großer Mann. Welch ein Ge-

schick wird ihm noch beschieden sein? Wer kann das voraussagen? wer sagen, wo ihm sein Ziel gesetzt wird?

„Aber was darf er noch weiter hoffen?“ fragte Herr von Zeltner mit dem ihm eigenen schlauen Diplomatenblick, „ihm ist bereits seine Laufbahn abgemessen; es ist die eines Türenne, eines Condé, eines Hannibal, wenn Sie wollen.“

Frau von Staël lächelte; doch mit dem ernsten, sinnenden Ausdruck, den man manchmal an ihr gewahrte, wenn ein großer Gedanke ihren Geist beschäftigte. Sie vertiefte sich in die Zukunft, und errieth, wenn auch vielleicht nur dunkel, mit dem Ahnungsvermögen großer Geister einen ganz andern Orakelspruch seines unergründlichen Schicksals, als Herr von Zeltner anzudeuten beliebte.

Mit ächt weiblichem Zartgefühl las Josephine ihre Gedanken auf den geistreichen Zügen. Man kann sich denken, was sie empfand, das Lob, die Größe und die Ahnung von künftigen Geschicken aus einem Munde von solcher Bedeutung zu hören.

„Ich liebe sie nicht,“ flüsterte sie Cambacérès zu, „aber ich möchte ihr um den Hals fallen für solche Gesinnung.“

„Uebereilen Sie sich nicht, Bürgerin,“ entgegnete der Minister, „ehe ein Jahr vergeht, wird sie ganz anders reden. Ein überlegener Geist, wie der ihrige ist, er-

trägt keine Erhebung Anderer über sich selbst. Und hörten Sie nicht, wie sie schon jetzt gleich Petrus ihren Herrn und Meister verleugnete, um nur mit diesem Schwachkopf von Regenten in Frieden zu leben? Wäre er bedeutender, wie es einst Bonaparte sein wird, sein Sie überzeugt: Frau von Staël würde es vorziehen, ihm Sarkasmen zu sagen."

Dieses leise geführte Gespräch wurde unterbrochen durch ein anderes Paar, das so eben den intimen Salon des Directors betrat. Josephine barg sich hinter Cambacérès, um von dem vorübergehenden Paare nicht sogleich bemerkt zu werden. Man sah einen großen jungen Mann, der eine Brille trug, neben einer ebenfalls jungen Frau, die, ohne eben schön zu sein, doch höchst angenehm und niedlich war. Das waren ihr Schwager Lucian Bonaparte und dessen Gemahlin.

Der Abbé Sièyes hatte in der Nähe gestanden, und Josephinens Versteckenspiel gesehen. Lächelnd trat er hinter sie und sagte: „Madame Bonaparte scheint mit Ihrem Schwager nicht auf dem besten Fuß zu stehen."

„Er hat sich um dieser Frau und seiner Etourderie willen mit der ganzen Familie meines Gemahls überworfen."

„O, erzählen Sie, schöne Frau, wir haben noch

Zeit, ehe an uns die Reihe zur Präsentation kommen wird; ich habe davon gehört, doch die Fama bläset oft falsche Töne aus ihrer Tuba."

„Es ist bekannt genug geworden," erzählte Josephine, „daß die Familie meines Gemahls, aus Corsica vertrieben, in Marseille in beschränkten Umständen lebte. Lucian, damals noch sehr jung, war Lehrer in einer Pensionsanstalt; Joseph war nach seiner Rückkehr von Parma, als Schreiber bei einem Notar in Dienst getreten; Jérôme ging noch in die Schule und Louis machte Verse."

„In dieser Zeit hätte Lucian ohne seine Etourderie ein großes Glück machen können. Dem Fenster seines kleinen Zimmers gegenüber wohnte ein alter Rentier, der sich von den Geschäften als Kaufmann zurückgezogen hatte, mit seiner einzigen Tochter, die seine ganze Freude war. Mademoiselle Sophie L*** war neunzehn Jahre alt, hatte einen herrlichen Wuchs und feine Gesichtszüge. Der Zwischenraum zwischen beiden Fenstern betrug kaum mehr als drei Fuß. So nahe sich gegen einander über zu sehen, ohne Bekanntschaft zu machen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Man grüßte hin und her, wechselte einige Worte, die bald zu längern Unterredungen führten, und endlich wurde jeder Augenblick des Alleinseins benutzt, um die anziehendste Unterhaltung anzuknüpfen."

„Aber diese platonische Liebe aus der Entfernung genügte nicht dem lebhaften Temperament Lucian's. Er beschloß Alles anzuwenden, um sich in das Haus seiner Angebeteten einzuführen. Eines Tages, als der alte Herr auf dem ebenfalls nahen Balkon seines Hauses an der Seite seiner Tochter Luft schöpfte, wagte es der junge Herr, ihn zu grüßen und anzureden."

„Der alte Kaufmann bemerkte bald, daß dieser junge Mensch Geist und Erziehung hatte, und nach zwei oder drei ähnlichen Unterhaltungen gab er ihm die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen. Wer war glücklicher, als Lucian und Sophie? Schon die nächste Unterhaltung am Fenster brachte ihr die vollständigste Liebeserklärung von ihrem jungen Anbeter, wie sie ein schwärmerisches junges Mädchen nur immer wünschen kann, und Sophie, die auf die Liebe ihres Vaters vertraute, von dem sie versichert sein durfte, daß er nie ihren Wünschen in Hinsicht der Wahl eines Gatten entgegen sein würde, gab sich mit Begeisterung dem eine Mädchenseele so tief ergreifenden Gedanken hin, eine glückliche Wahl für das ganze Leben getroffen zu haben. Nur der Zwischenraum von drei Fuß Entfernung hinderte die jungen Leute, einander in die Arme zu sinken und den Bund der Herzen durch glühende Küsse zu besiegeln. Indeß unterrichtete Sophie ihren jungen Verlobten, daß ihr Vater der Revolution herzlich satt sei,





